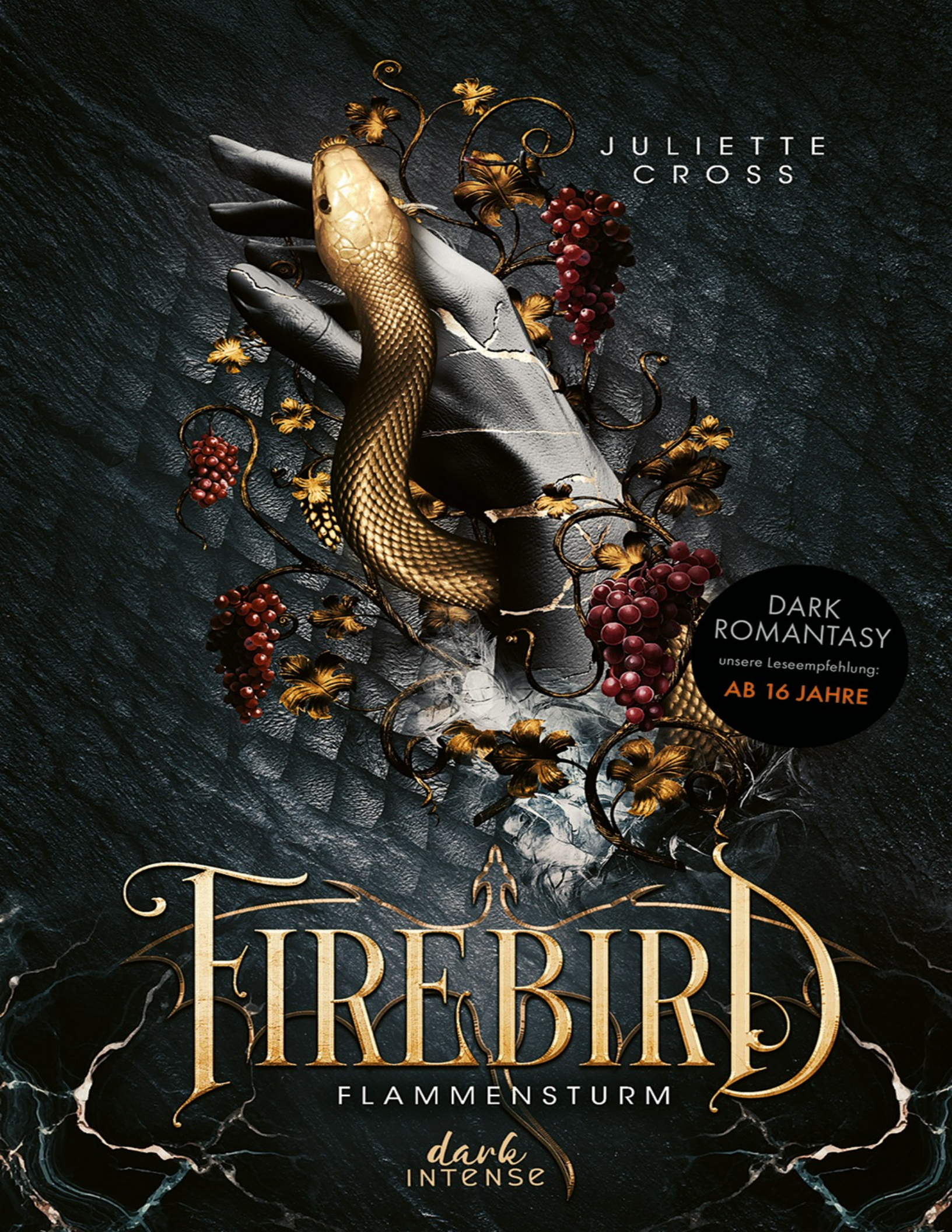
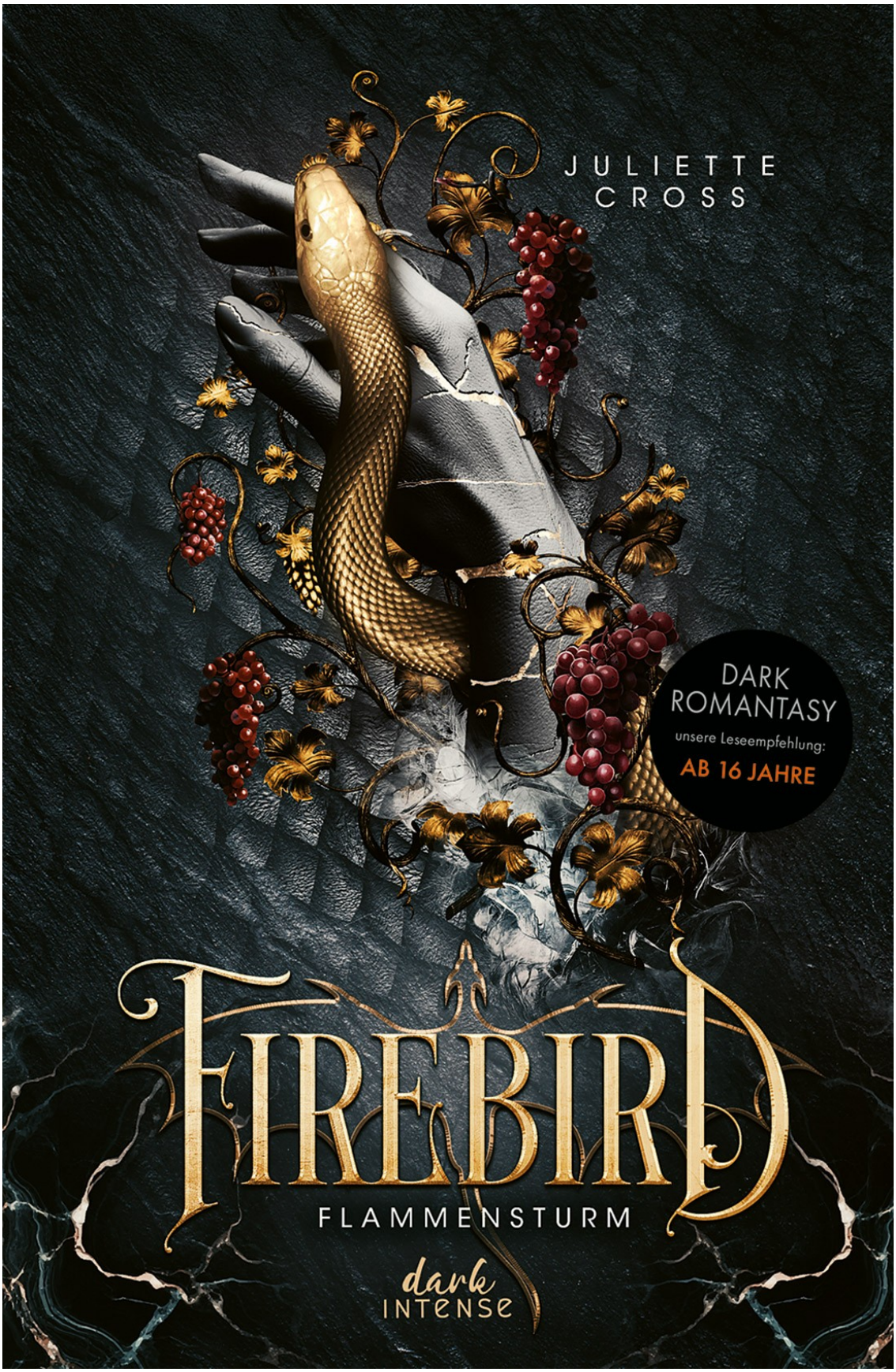
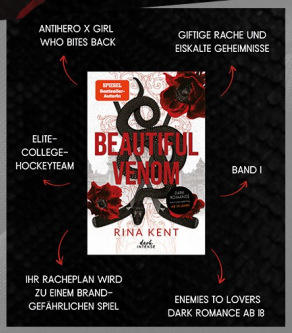

JULIETTE CROSS
DARK ROMANTASY
unsere Leseempfehlung:
AB 16 JAHRE
FIREBIRD
FLAMMENSTURM
dark INTENSE


JULIETTE
CROSS
DARK
ROMANTASY
unsere Leseempfehlung:
AB 16 JAHRE
FIREBIRD
FLAMMENSTURM
dark
INTENSE

OceanofPDF.com

dark INTENSE

FÜR NOCH MEHR DARKNESS,
VERBOTENES VERLANGEN UND SPICE



DARK ROMANTASY

Übernatürliche Konflikte und epische Welten - komplexe Charaktere genießen leidenschaftliche Liebesspiele, bei denen auch mal die ein oder andere fremde Spezies beteiligt sein kann. Moralische Dilemmata und Gewalt nicht ausgeschlossen, werden hier auch die dunkelsten Gelüste befriedigt.

DARK ROMANCE

Gesellschaftlich tabuisierte Beziehungsdynamiken treffen auf harten Sex, der auch die dunkelsten Sehnsüchte bedient. Im Fokus steht die unwiderstehliche Anziehungskraft zweier Personen, die ab und an ihre moralischen Grundsätze über Bord werfen und sich gänzlich ihrer Leidenschaft hingeben.

@darkintense.verlag

DARK NEW ADULT

Die Herausforderungen des Erwachsenenlebens werden gewürzt mit einer ordentlichen Prise Spice, wobei es deutlich über die vertrauten Grenzen des Schlafzimmers hinausgeht. Die Protagonist*innen (18-25 Jahre) befinden sich in einer Zeit der Selbstfindung, während sie gleichzeitig ihren sexuellen Fantasien freien Lauf lassen und toxische Beziehungsmuster durchbrechen.

© Mrgrtsrnk/shutterstock.com, Eclectic Anthology/Creative Market, DianaKovach/Depositphotos

OceanofPDF.com

JULIETTE
CROSS

FIREBIRD

FLAMMENSTURM

Band 1

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Kerstin Fricke

dark
INTENSE

OceanofPDF.com

Liebe Leser*innen,

Flammensturm – Firebird ist für Personen ab 16 Jahren und enthält Inhalte, die triggern können. Diese Geschichte dient der Fantasieanregung und stellt keine realen Beziehungsmuster dar. Sie ist für Personen, die fiktive Inhalte von der Realität unterscheiden können. Bitte achtet auf eure mentale Gesundheit und lest das Buch nur, wenn ihr emotional mit diesen Themen umgehen könnt.

Wir möchten vor folgenden potenziellen Triggern warnen:

Explizite Darstellungen von roher und sexualisierter Gewalt (nicht zwischen den Hauptcharakteren) – Darstellung einer versuchten Vergewaltigung (nicht zwischen den Hauptcharakteren) – Sklavenhandel – Freiheitsentzug – Betäubungsmittel – Tod und Mord

Falls es euch mit den genannten oder anderen Themen nicht gut geht und ihr euch jemandem anvertrauen wollt, findet ihr unter der Nummer der Telefonseelsorge rund um die Uhr kostenlose und anonyme Hilfe. Eure mentale Gesundheit ist wichtig.

0800-111011/0800-111022

www.telefonseelsorge.de

Wir wünschen euch das bestmögliche Leseerlebnis!

Euer dark Intense-Team

OceanofPDF.com

Für meinen geliebten Mann

OceanofPDF.com

Inhalt

Anmerkung der Autorin

Der Mythos von Medusa

Prolog

Kapitel 1
Julian – Ich blickte von …

Kapitel 2
Malina – Mein Schrei erstarb …

Kapitel 3
Malina – Ich folgte dem …

Kapitel 4
Malina – Ich erwachte mit …

Kapitel 5
Julian – Das war nicht …

Kapitel 6
Malina – Ich wischte Enid, …

Kapitel 7
Malina – Mein Puls pochte …

Kapitel 8
Julian – Ich sprang von …

Kapitel 9
Malina – »Warum kann sie …

Kapitel 10
Malina – Kara hatte gebratenen …

Kapitel 11
Julian – Ich erwachte lange …

Kapitel 12
Julian – »Valerius ist genauso …

Kapitel 13
Malina – »Warte hier auf …

Kapitel 14
Malina – Ich erwachte in …

Kapitel 15
Julian – Als wir landeten, …

Kapitel 16
Malina – Am Nachmittag war …

Kapitel 17
Julian – Wir lagerten seit …

Kapitel 18
Malina – »Julian«, keuchte ich …

Kapitel 19
Malina – Ich faltete einige …

Kapitel 20
Malina – Die römischen Soldaten, …

Kapitel 21
Julian – Ich glaubte zuerst, …

Kapitel 22
Julian – Nach unserer Ankunft …

Kapitel 23
Malina – Seit der Nacht, …

Kapitel 24
Julian – Der Klang von …

Kapitel 25
Malina – Es war schon …

Kapitel 26
Julian – Ciprian hatte eigentlich …

Kapitel 27
Malina – Ich stand am …

Kapitel 28
Julian – Donnerndes Gebrüll hallte …

Kapitel 29
Malina – »Nein!«, brüllte Julian. …

Kapitel 30
Malina – »Das musst du …

Kapitel 31
Julian – Gaius' Haus in …

Kapitel 32
Malina – »Mina …« …

Kapitel 33
Julian – Malina fiel mir …

Kapitel 34
Malina – Bei unserer Rückkehr …

Kapitel 35
Julian – Ich war den …

Kapitel 36
Malina – Von irgendwoher nahm …

Kapitel 37
Julian – Sie schlief schon …

Epilog

Glossar der Drachenhäuser Roms

Vorschau auf Bloodsinger

Danksagung

OceanofPDF.com

Anmerkung der Autorin

Die kultivierte und dennoch brutale Zivilisation des alten Roms hat mich zu dieser Fantasiewelt inspiriert, die jedoch eher als Neuinterpretation des Römischen Reiches und nicht als historisch akkurate Darstellung angesehen werden sollte. Ich habe mir im Sinne der Geschichte häufig kreative Freiheiten gestattet.

Ein Beispiel dafür ist, dass Malina Bihari und ihre Familie aus dem alten Gebiet Dakien stammen, das sich im heutigen Rumänien befindet. Im Buch sprechen sie allerdings Rumänisch und nicht Dakisch, was daran liegt, dass Dakisch eine ausgestorbene Sprache ist, von der keinerlei Aufzeichnungen mehr existieren. Aus diesem Grund entschied ich mich, die Sprache der Menschen zu verwenden, die heute dort leben.

Außerdem habe ich einige der Götter, Göttinnen und Mythologien Roms neu erfunden. In dieser Welt stammen die reinblütigen Römer genau wie die uralten Titanen – die Drachen – direkt von den Göttern ab und verfügen über göttliche Macht. Genau wie im historischen Rom setzen sie ihre Macht und ihre Stärke ein, um zu erobern, zu brandschatzen und zu versklaven. Wie die Geschichte gezeigt hat, wird es angesichts von Unterdrückung und Tyrannei stets auch Rebellion und Revolution geben.

OceanofPDF.com

Der Mythos von Medusa

Medusa wurde als weißer Drache geboren. Sie war ein liebreizendes Baby, das zu einem hübschen Mädchen heranwuchs, aus dem eine wunderschöne Frau wurde. Ihr einziger Lebenstraum bestand darin, den Göttern zu dienen und sie zu ehren.

Daher war sie überglücklich, als sie als Priesterin des Tempels der Minerva auserwählt wurde. Die Göttin des Krieges und der Weisheit galt als Inbegriff weiblicher Stärke und Intelligenz.

Medusa pries die Götter dafür, ihr ein ruhiges Leben in Dienstbarkeit gewährt zu haben, denn mehr hatte sie sich nie gewünscht. Es erfüllte sie, anderen zu helfen und sich ganz der Aufgabe zu widmen, den Tempel und Altar als heiligen Ort zu erhalten. Einem Ort, an dem die Römer die Göttin ehren und um ihre Gunst bitten konnten.

Ihr Leben war gut. Sie war glücklich und gesegnet.

Bis der Gott Neptun Medusa eines Tages am Meeresufer entlangspazieren sah, wo sie jede Woche einen Nachmittag meditierte.

Neptun war augenblicklich verzaubert von ihren glänzenden blassblonden Locken und ihren sinnlichen Kurven. Als sie das Ufer verließ, folgte er ihr bis zum Tempel, den sie betrat, um den Altar zu reinigen.

Geleitet von seinem Verlangen, vergewaltigte er Medusa auf dem Altar und raubte ihr stöhnend und mit einem zufriedenstellenden Höhepunkt ihre Jungfräulichkeit. Danach ging er fort, ohne sich noch einmal umzudrehen, und ließ sie weinend, blutend und verzweifelt zurück.

Ihre beiden Schwestern fanden sie und weinten mit ihr um all das, was sie verloren hatte und was ihr geraubt worden war. Ohne ihre Jungfräulichkeit würde man sie aus dem Tempel hinauswerfen und ihr die

Rolle der Priesterin entreißen. Für Medusa war das ein schlimmeres Schicksal, als es der Tod gewesen wäre.

Die Göttin Minerva hörte, wie Medusa und ihre Schwestern weinten und sie in leisen Gebeten um Hilfe baten. Sie stieg auf einer silbernen Wolke herab und spreizte ihre Drachenflügel.

»Weine nicht, mein Kind«, sagte sie zu Medusa.

»Aber ich bin befleckt und gebrochen. Ich kann Euch nicht länger dienen.«

»Doch, das kannst du, meine Liebe. Das wirst du. Und deine Schwestern werden es dir gleichtun.«

Die Göttin richtete sich zu voller Größe auf, wobei ihre geschwungenen Drachenhörner noch weiter aus dem Schädel herauszutreten schienen, und peitschte mit ihrem weißen Schwanz durch die Luft.

Medusa und ihre Schwestern starrten die mächtige Göttin mit den funkelnden lilafarbenen Augen staunend an.

»Wie?«, hauchte Medusa, der die Tränen über das wunderschöne Gesicht liefen.

Minerva legte Medusa eine Handfläche auf den Kopf. »Neptun hat dich gesehen und wurde von seinem Verlangen übermannt. Ich werde dir Macht über Männer verleihen, damit sie dir so etwas nie wieder antun. Und ich werde dir noch viel mehr geben.« Ihre Finger glühten weiß, während sie auf Medusas Schädel ruhten. »Ich schenke dir die Gabe einer Magierin. Wie eine Schlange an ihre Beute wirst du dich an jeden Mann heften, den du dafür auswählst, und sein Herz mit Bosheit erfüllen. Du wirst in der Lage sein, deine Feinde dazu zu zwingen, Verzweiflung, Schmerz und Verlust zu spüren. Du wirst sie mit deiner Magie kontrollieren können.«

Medusa keuchte auf, als sie spürte, wie diese neue Macht durch ihre Adern strömte.

Dann legte Minerva die Hand auf die Schwester zu ihrer Rechten.

»Dir gewähre ich die Gabe der Sirene. Jeder Mann, dessen Blut du kostest, wird dir zu Füßen sinken und deinem Willen gehorchen. Selbst wenn du ihm befiehlst, in den Tod zu gehen, wird er es tun.«

Ihre Schwester sackte in sich zusammen, als die Macht der Göttin ihren Körper und ihr Blut erfüllte.

Minerva umschloss den Kopf der dritten Schwester und in ihren Augen leuchtete ein göttliches Licht.

»Dir schenke ich die Macht von Charons Kuss. Deine Lippen werden den Tod in die Münder korrupter Männer hauchen, auf dass ihr Geist für all ihre Verfehlungen leide.«

Die dritte Schwester schrie auf, als sich die Magie der Göttin in ihrer Seele manifestierte.

Die Göttin stand aufrecht und erhaben vor ihnen und breitete die Flügel aus.

»Neptun hat dir Unrecht getan, mein Kind. Für sein Verbrechen werden die Männer büßen müssen. Aber niemand, der es nicht auch verdient hat. Du und deine Schwestern, ihr zieht nun von dannen und dient mir gut. Bestraft verdorbene Männer und verdammt sie.«

Medusa, die nun nicht länger von finsterer Verzweiflung gepeinigt war, hob den Kopf und sah die Göttin an. »Wann werden wir genug getan haben? Wann wird unsere Aufgabe erledigt sein?«

Minerva zeigte beim Lächeln ihre rasiermesserscharfen Zähne. »Wenn es auf dieser Welt keine verdorbenen Männer mehr gibt.«

So zogen die drei Schwestern in die Welt hinaus, um ihre göttliche Bestimmung zu erfüllen. Aber als sie alt waren und vor Plutos Tür standen, nahm er ihre süßen Seelen bei sich auf, jedoch nicht Minervas Gaben. Denn diese Kräfte hatten in der Unterwelt keinen Platz. Er schickte sie zurück ins Reich der Sterblichen, wo sie wieder und wieder an würdige Frauen weitergereicht wurden, ein Jahrhundert nach dem anderen.

Einige behaupten, Minervas geheimnisvolle Gaben wären auf der Suche nach den richtigen Schwestern – jenen, die die Fehler der Menschheit ein für alle Mal korrigieren können.

OceanofPDF.com

PROLOG

Malina

53 v. Chr.

Dakien

»Malina«, zischte meine Schwester. *»Vino aici.«*

Ich ignorierte sie und spähte durch die Zeltklappe hinaus.

Die Menge in der Nähe der Bühne, auf der Hanzi den Kopf in den Nacken legte und eine Schwertklinge in seiner Kehle verschwinden ließ, wurde immer dichter. Unter den erstaunten Zuschauern brach Applaus aus.

»Malina.«

Endlich ließ ich die Zeltklappe zufallen. Lela nahm ihr Kopftuch ab und Wellen aus schwarzem Haar ergossen sich über ihre Schultern. Ich sank auf den Holzstuhl und betrachtete sie mit unverhohlenem Neid. Unsere Bunica, unsere Großmutter, hatte ihr den farbenfrohen Basma letzten Monat zur Verlobung geschenkt und ich war so eifersüchtig darauf, dass sich mir der Brustkorb zusammenzog.

»Was machst du für ein Gesicht, *bebelus*?«, fragte sie.

»Hör endlich auf, mich Baby zu nennen.«

Lela legte den Kopf schief und lächelte auf ihre mütterliche Weise, um dann nach dem Kajalstift zu greifen.

»Mach die Augen zu.«

Ich kam der Aufforderung nach und seufzte, als sich Lela zuerst meinem linken Lid widmete.

»Verrätst du mir, warum du so seufzt? Du hast doch schon immer gern vor Publikum getanzt.« Ich konnte das Lächeln in ihrer Stimme hören. »Und das Publikum liebt dich.«

»Daran liegt es auch gar nicht. Es ist nur … Ich vermisse Mama und Papa. Ich vermisse unser Zuhause.« Und ich wollte nicht, dass sich etwas änderte. Aber sobald sie mit Jardani verheiratet war, würde alles anders werden.

Normalerweise hätten unsere Eltern uns begleitet. Der Großteil unseres Clans war bei unserer Karawane. Doch der Winter würde bald anbrechen. Es gab vor dem ersten Schneefall noch so viel zu tun und vorzubereiten. Aus diesem Grund waren unsere Eltern und einige der Ältesten jeder Clanfamilie bei unserer Karawane zurückgeblieben. Diese bildete im Tal unter dem südlichen Teil der Karpaten einen Wagenkreis. Die Münzen, die wir hier verdienten, würden uns während der Wintermonate sehr nützlich sein.

So, wie sie es schon viele Male getan hatte, verwischte Lela den Kajal, um die Schattierung rings um meine Augen zu verstärken. »Das ist das letzte Dorf. Wir brechen morgen früh auf und treten die Heimreise an.« Sie stieß ein kehliges Lachen aus. »Aber mir kannst du nichts vormachen – du wirst das hier vermissen.«

Lela legte den Kajal beiseite und bürstete mir das Haar so wie früher, bevor sie sich verliebt hatte und nur noch bei Jardani sein wollte.

Mein Blick fiel in meinen Schoß und ich fuhr das komplizierte Muster des Goldfadens auf meinem *Fustă* nach. Die goldenen und silbernen Medaillons, die in den bunten Stoff eingenäht waren, glitzerten im Licht der Laterne. Bunica hatte den reich verzierten Wollrock so angefertigt, dass er sich perfekt auffächerte, wenn ich mich auf der Bühne drehte.

Ich stand auf und glättete meine weiße Bluse mit der sternförmigen goldenen Stickerei, die in sanften Kurven bis zu meinem Fustă reichte und so ein ununterbrochenes Muster bildete, das meiner Figur schmeichelte.

»Wie meinst du das?«

»Du bist eine Abenteurerin, Mina. Und du bist viel neugieriger, als gut für dich ist.«

Ich zuckte mit den Achseln. »Die Welt ist nun mal ungemein interessant.«

»Und gefährlich. Insbesondere für ein wildes, siebzehnjähriges Mädchen.« Sie betrachtete meinen Körper mit ihren dunklen Augen und runzelte die Stirn. »Das noch dazu viel älter aussieht.«

Damit hatte sie recht, denn ich hatte, anders als Lela, die Kurven unserer Mutter geerbt. Wir waren so grundverschieden. Lela war durch und durch sanft und süß wie unser Vater, wohingegen ich die Kühnheit und das Temperament unserer Mutter besaß.

»Ich bin fast achtzehn«, entgegnete ich.

»Und unverheiratet und ungeschützt.«

Diese Erinnerung schmerzte. Sie würde bald heiraten und Mutter deutete bereits an, dass ich als Nächste an der Reihe sein würde. Dabei wollte ich doch nur, dass alles so blieb, wie es war, was jedoch nicht möglich zu sein schien.

Die Zeltflappe wurde lautstark aufgeklappt. Jardani trat in den Eingang und ich bemerkte sofort seine finstere Miene und seine angespannten breiten Schultern.

Lela richtete sich auf. »Was ist?«

»Römer.«

Meine Kehle wurde schlagartig trocken und mein Herz schlug vor Angst schneller. »Ist einer von ihnen …« Ich schluckte schwer und bekam die Frage nicht ganz heraus. Jardani wusste dennoch, was mir auf der Seele lag.

»Ja«, knurrte er. »Einer ist ein Centurio.«

Erneut wurde die Zeltklappe zur Seite gezogen. Kizzy und Kostanya traten hinter Jardanis beeindruckender Gestalt hervor.

»Die Römer sind hier«, flüsterte Kizzy.

»Sie wollen sich den Auftritt ansehen«, fügte Kostanya hinzu.

Unsere Zwillingsschwestern, die ein Jahr jünger waren als ich.

»Woher kommen sie?« Lela hatte ihre hübschen glänzenden Augen weit aufgerissen. »Ich habe nichts von einem Aufstand gehört.«

Nein. Diese Region war Caesar treu ergeben und ehrte Kaiser Igniculus mit Tributen, daher ließen die Römer uns in Ruhe. Wir waren keine Narren.

Jardani schüttelte den Kopf. »Auf der anderen Seite der Donau liegt etwa dreißig Leugen von hier entfernt eine römische Provinz. Möglicherweise ist es ein Spähtrupp von dort.«

»Wie viele?«, fragte ich.

»Nur vier«, antwortete Jardani. »Aber darunter ist dieser Centurio.« Er schüttelte den Kopf und senkte die Stimme, bis sie nur noch ein heiseres Flüstern war. »Wenn ihm danach ist, kann er uns alle umbringen.«

Ich zwängte mich an Jardani und den Zwillingen vorbei und spähte durch die schmale Zeltöffnung. Sofort sah ich die Römer. Sie bahnten sich einen Weg durch die Menge bis nach vorn zur Bühne. Die drei Soldaten lachten und schienen von Hanzis Jonglierkünsten gut unterhalten zu werden, aber der Centurio, der ihnen folgte, blieb ernst. Sein roter Umhang wies auf seine höhere Stellung hin. Er war größer als Jardani. An einem Ledergurt, der sich über seiner Brust kreuzte, steckte sein Gladius, ein Kurzschwert, dessen Griff höchste Handwerkskunst erkennen ließ.

Seine Bewegungen waren flüssig und glichen dem stetigen Anpirschen eines Jägers an seine auserkorene Beute. Sein Gesicht lag im Schatten, bis das Licht einer Fackel auf ihn fiel. Ich schnappte nach Luft.

Seine Züge waren zu hart, zu markant, zu faszinierend. Sein Schöpfer hatte ihn mit gnadenloser Klinge geformt, ihn zu einer Bestie voller unbestrittener Dominanz und schrecklicher Schönheit gemacht. Er blieb neben der vordersten Reihe stehen und ließ den Blick seiner dunklen Augen über die Menge schweifen. Die im Wind schwankende Flamme warf zuckendes Licht auf ihn und es schien, als würden die Schatten sein Gesicht

regelrecht liebkosen. Dann geschah es. Das flackernde Licht verfing sich in den goldenen Tiefen seiner Iriden und berührte die übernatürlichen Türen zu seiner Seele – falls er denn eine besaß.

Ich stieß die Luft aus, die ich angehalten hatte, und wusste, dass sich eine Bestie aus den Legenden vor mir befand. Die Bestie, die in den feurigen Albträumen unseres Volkes auftauchte, die über die Welt stürmte und sich nahm, was und wen sie wollte.

»Drache«, flüsterte ich.

Kizzy kreischte hinter mir auf.

»Was sollen wir denn jetzt machen?«, wimmerte Kostanya.

Jardani zeigte gen Norden. »Verschwindet in das Lager, in dem wir die letzte Nacht verbracht haben, und wartet dort auf mich.«

»Nein.« Ich folgte meinen Instinkten und schätzte die Situation in einem Wimpernschlag ein. »Es ist allseits bekannt, dass die Bohari-Schwestern den Abschluss der Vorführung darstellen, und das wird auch so erwartet. Das geschieht ohne Ausnahme. Die Leute da draußen wollen uns sehen. Wenn wir weglaufen und uns verstecken, werden wir sie damit verärgern und die Römer werden merken, dass etwas nicht stimmt.«

»Aber, Malina …« Kizzys Kinn bebte. »Er ist ein … ein …«

»Ja, ich weiß. Und wie weit würden wir deiner Meinung nach kommen, wenn wir jetzt wie Diebe in der Nacht die Flucht ergreifen und uns im Wald verstecken? Wenn wir die Vorführung ohne den letzten Auftritt beenden, werden die Dorfbewohner ihr Geld zurückverlangen und protestieren.«

Ich sah Jardani in die Augen, der mich anstarrte und nachzudenken schien. Schlussendlich fluchte er leise, ließ den Kopf hängen und stemmte die Hände in die Hüften.

Lela trat mit angespannter Miene vor. »Was *fühlst* du?« Abgesehen von Bunica war sie die Einzige, die meine Gabe jemals direkt ansprach. Und keine der beiden erwähnte sie außerhalb der Familie. Einer Empathin wie mir drohten ganz andere Gefahren.

Ich drehte mich erneut zur Zeltöffnung um und schloss die Augen. Nachdem ich die Ruhe in meinem Inneren gefunden hatte, streckte ich meine Gabe in Richtung der ausgelassenen Menge aus und berührte das Lebenslicht jeder Person. Auf diese Weise war ich in der Lage, die einzigartige Essenz, die jemand ausströmte, wahrzunehmen.

Als ich zum Centurio kam, wusste ich es sofort, denn seine Lebenskraft war ungemein mächtig und mein empathischer Sinn erschauderte. Ich drang tiefer vor und fiebriger Schweiß benetzte meine Haut, als eine wabernde Macht unsere Verbindung zum Pulsieren brachte. Doch da war keine Wut, keine Animosität und keine Gewalt, die ich über den unsichtbaren Faden, der mich mit ihm verband, fühlen konnte. Es war schwer, das aus dieser Entfernung genau einzuschätzen, doch unsere Chancen standen gut.

Ich schlug die Augen wieder auf, wirbelte zu ihnen herum und schüttelte den Kopf. »Keine Aggression.«

Jardani nickte steif und trat näher an Lela heran. »Kürzt den Tanz ab, so gut es geht, und bleibt auf Distanz.« Er legte Lela ganz sanft die großen Hände an die Wangen und brachte sie dazu, zu ihm aufzusehen. »Sei vorsichtig, *iubirea mea*.« *Meine Liebe.*

Ich wandte mich von der intimen Geste ab. Jardani war ein guter Mann und er vergötterte meine Schwester. Irgendwann würde ich ihm vergeben, dass er sie mir weggenommen hatte. Im Augenblick konzentrierte ich mich allerdings auf die Menge vor dem Zelt, die lautstark applaudierte. Ich warf einen Blick nach draußen zu Hanzi, der seinen Auftritt abschloss, indem er mit brennenden Fackeln jonglierte.

»Es ist Zeit«, rief ich über die Schulter.

Die Zwillinge nickten und steckten sich die Metallzimbeln, die sie aus einem Korb genommen hatten, zwischen die Daumen und Zeigefinger. Ich tat es nicht, da ich für meinen Teil der Darbietung die Hände frei haben musste.

»So«, sagte Lela in ihrem mütterlichen Tonfall. »Dann mal los, Mädels.«

Wie aufs Stichwort hallten die ersten trällernden Klänge von Yoskas Laute von der Bühne herüber. Dann setzte Rukelis sanfter Rhythmus ein, der mit den Händen über das Tympanum strich und das Publikum verstummen ließ. Der hypnotische Trommelschlag und das magnetische Auf und Ab der Laute sorgten dafür, dass alle gebannt nach vorn starrten. Wir vier huschten ungesehen zur Bühne.

Hanzi wartete dort auf uns. Er war nach seinem Auftritt ganz schweißgebadet, strahlte uns jedoch wie immer breit an. Als sein Blick auf mich fiel, funkelten seine Augen sogar noch intensiver.

Die Zwillinge sprangen vor mir und Lela auf die Bühne und ließen ihre Fingerzimbeln im Einklang mit Yoskas und Rukelis Melodie erklingen.

»Baftă!«, rief Hanzi, zwinkerte mir zu, legte mir eine Hand auf die Schulter und drückte sie sanft.

»Ich brauche kein Glück«, erwiderte ich mit einem Lächeln, um dann an ihm vorbei- und die Stufen hinaufzueilen.

Mit erhobenem Kinn und geradem Rücken, aber einer gesenkten Schulter, huschte ich trotz der kalten Luft barfuß auf die Bühne. Lela wirbelte in einem rhythmischen Kreis um die Bühnenmitte herum und ihr mit Schmucksteinen besetzter blauer Rock schwang wie eine glitzernde Meereswelle um ihre Beine. Ihre bezaubernde Schönheit zog sämtliche Blicke auf sich, während Kizzy und Kostanya ihre Bewegungen nachahmten, was einen faszinierenden Anblick abgab.

Lächelnd hielt ich mich im Hintergrund, schwankte leicht mit und klatschte im Takt in die Hände. Während Lela ihren Teil tanzte und das Publikum mit jeder Drehung ihres Rocks und jedem Herumwirbeln der Haare in ihren Bann schlug, versuchte ich, so lange wie möglich unsichtbar zu bleiben.

Dann … spürte ich ihn. Sein Blick ruhte auf mir. Meine Haut kribbelte als Reaktion darauf. Ich war nicht dazu in der Lage, dem zu widerstehen

oder es zu ignorieren. Als ich nach links schaute, stockte ich und kam aus dem Takt.

Es war etwas völlig anderes, ihn aus der Ferne zu sehen, als ihm derart nah zu sein. Er lehnte an einem Holzpfeiler, hatte lässig die Arme verschränkt und machte ein ausdrucksloses Gesicht. Aber seine feuergoldenen Augen erzählten mir eine ganz andere Geschichte. Eine von Hitze, Mysterien und zweifelsfreiem Interesse. Ich verfing mich in seinem Blick, wie ein Hase in den Krallen eines Wolfes, und hätte beinahe den Wechsel der Melodie verpasst, der meinen Einsatz einleitete.

Rukeli schlug das Tympanum mit einer Hand laut an, dann herrschte Schweigen. Ich drehte ruckartig den Kopf, löste meinen Blick vom Centurio und machte den ersten Schritt nach vorn.

Der Trotz, der mich schon so viele Male angetrieben hatte, verdrängte meine Furcht vor dem Drachen in unserer Mitte. Dennoch vermittelte mir die noch immer bestehende empathische Verbindung nichts von der Angst, die ein Drache angeblich heraufbeschwor. Seine Essenz war verlockend. Aufregend. Ein inneres Feuer loderte durch meine Gliedmaßen und ließ mich tanzen wie niemals zuvor.

Mit langsamen, präzisen Schritten näherte ich mich der Bühnenmitte, schwang meine Hüften im Takt und reckte die Arme dem Himmel entgegen. Rukeli schlug im Takt meines Fußes einen einzigen Trommelschlag an. Meine Schwestern ließen ihre Fingerzimbeln langsam klackern, während ich einen Fuß vorschob und den Körper geschmeidig bewegte.

Ich wirbelte zum hinteren Teil der Bühne und meinen Schwestern herum und ignorierte Lelas Kopfschütteln, die mich davor warnen wollte, es wirklich zu tun. Dies war eine wagemutige Bewegung, die ich ausschließlich für ein gewisses Publikum aufhob – und ganz gewiss keines, unter das sich ein wachsamer römischer Drache gemischt hatte.

In der Gegenwart von Römern durfte man nicht zu sehr glänzen. Sie mochten Schätze. Aber die Hexe in mir wagte es, den Eindringling in

unserer Mitte herauszufordern. Ich ignorierte die lautlosen Proteste meiner Schwester, als die Musik verführerisch anschwoll.

Dann wiederholte ich sehr langsam die rollende Bewegung meines Körpers. Mit jeder Welle drückte ich den Rücken weiter durch, beugte mich nach hinten, streckte die Arme aus und wedelte suggestiv damit vor dem Publikum, das vor meinen Augen auf dem Kopf stand.

Als mein langes Haar fast den Boden der Bühne berührte, richtete ich mich zum Klang der Trommel ruckartig auf. Anstatt mich einfach wegzudrehen, nutzte ich den Schwung, streckte die Arme aus und machte aus dem Stand einen Salto nach hinten. Das Publikum keuchte auf und applaudierte.

Der Saum meines Unterrocks und meines Fustăs verfing sich an meiner Hüfte, sodass ein bronzefarbenes Bein entblößt wurde. Der Blick des Centurios wanderte weiter nach unten, seine phantomhafte Berührung brachte mein Herz zum Rasen. Ich packte meine Röcke mit einer Hand und drehte mich, wobei ich rasch mit den Füßen aufstampfte, bevor ich dreist an das Ende der Bühne sprang, an dem er stand. Die Musik war inzwischen zu einem wirren Rausch aus Klängen geworden und das Publikum klatschte begeistert im Takt der Trommel mit.

Ich bewegte das Kinn über meine nackte Schulter und sah dem Centurio in die Augen, während ich meine schwarzen Locken zur Melodie hin und her schwang. Seine Drachenaugen loderten in einem schon überirdischen Goldton und spiegelten das Feuer darin wider. Als er den Mund zu einem schiefen, verführerischen Lächeln verzog, drehte ich mich um und vollführte so schnell eine Reihe von Vorwärtssalti, dass meine Röcke nur so um mich herumwirbelten.

Yoska und Rukeli spielten wild und schnell und meine Schwestern drehten sich ebenso wie ich in einem Gewirr aus Röcken und schwunghaften Bewegungen. Die Musik wurde immer schriller und rasanter, bis sie auf einmal auf dramatische Weise verstummte und jede von

uns in einer göttinnengleichen Pose erstarrte, die Arme und Beine ineinander verwunden, die Körper verdreht, die Hälse gereckt und die strahlenden Augen weit aufgerissen.

Die Dorfbewohner sprangen von ihren Plätzen auf und jubelten. Kleine Münzen fielen klappernd auf die Bühne und rollten herum. Wie es Tradition war, wurde unser letzter Tanz mit einem Münzenregen belohnt. Hanzi kam auf die Bühne gerannt, um das Geld einzusammeln, während wir uns strahlend verbeugten und der Menge zuwinkten.

Ich versuchte, nicht hinzusehen, doch mein Blick wanderte dennoch unwillkürlich zum Centurio. Er lächelte. Einen Moment lang fesselte mich seine freundliche, aufmerksame Miene. Er griff in eine Gürteltasche und hielt eine Münze so hoch, dass ich sie sehen konnte. Die Münze sah größer aus als die anderen, die auf die Bühne geworfen wurden. Ich streckte die gehöhlten Hände aus und er warf sie mir zu. Nachdem ich sie lachend aufgefangen hatte, stieß Lela mich grob in Richtung Treppe.

»Malina«, zischte sie, als wir hinter die Bühne stolperten. »Was hast du dir nur dabei gedacht?«

»Ich habe dem Publikum das gegeben, was es sehen wollte.«

»Du weißt genau, was ich meine. Das war zu … zu …«

»Das war gar nichts.«

»Es war leichtsinnig und so verhältst du dich ständig.«

»Hör auf, dir Sorgen zu machen, Lela. Geh lieber packen. Jardani will bestimmt noch heute Abend aufbrechen.«

Ich zitterte nach dem Auftritt am ganzen Leib und stürmte davon, bevor Lela noch länger mit mir schimpfen konnte. Die Menge tobte weiterhin vor Begeisterung. Yoska und Rukeli hatten nicht aufgehört zu spielen. Jardani forderte die Dorfbewohner auf, sich noch ein Bier oder einen verwässerten Wein zu gönnen und etwas mehr Geld auszugeben, bevor sie nach Hause gingen.

Lela hatte recht. Ich hatte mich noch nie derart provokativ auf einer Bühne zur Schau gestellt. Wieso tat ich das ausgerechnet für ihn? Ich konnte die Römer nicht leiden. Ihre Überlegenheit war mir zuwider, ebenso dass sie die ganze Welt eroberten und niederbrannten, nur weil sie es konnten. Denn niemand war in der Lage, die Drachen zu besiegen.

Möglicherweise war das der Grund dafür gewesen. Ich hatte ihm meine Furchtlosigkeit demonstrieren müssen, ihm zeigen wollen, dass ich keine Angst vor ihm hatte, ungeachtet der Bestie, die mich anstarrte. Doch meine innere Hexe flüsterte: *Nein, daran lag es nicht.*

Als ich zwischen zwei Wagen und hinter der Pferdekoppel entlangrannte, schnaubte der übellaunige Wallach und wieherte mich leise an. Ich lief hinter einen anderen Wagen und spähte zu Jardanis provisorischer Taverne hinüber, die eigentlich nur aus einer verwitterten Plane und zwei auf Stühlen postierten Fässern bestand. Das Publikum wurde dennoch davon angelockt. Yoska und Rukeli spielten ein munteres Lied, während Hanzi Getränke ausschenkte und mehr Münzen einsammelte.

Mit der Münze des Centurios in der Hand huschte ich daran vorbei, schnappte mir eine Fackel und lief den Weg entlang, der in den Wald und zu unserem Lager führte. Aber anstatt direkt in unser Zelt zu gehen, bog ich auf die kleine Wiese ab, auf der wir tagsüber die Pferde grasen ließen. Dort wollte ich mir die Münze genauer ansehen, ohne dass meine Schwestern einen Aufstand machten oder mich mit Fragen bestürmten.

Ich trat ins Freie, hob unter dem hellen Mondlicht die Handfläche an die Fackel und betrachtete die Münze.

»Bei Bendis«, flüsterte ich.

Es war Gold. Jedenfalls sah es wie Gold aus. Ich hatte das kostbare Metall tatsächlich noch nie in den Händen gehalten. Auf einer Seite der Münze war ein Tempel abgebildet und der Rand sah flach und abgenutzt aus. Auf der anderen Seite prangte eine Frau, eine Göttin auf einem Thron,

über deren Kopf sich ein umgekehrter Halbmond befand. Sie hielt ein Füllhorn in beiden Händen.

»Das ist Fortuna.«

Ich erstarrte. Die Stimme war tief, melodisch und glich dem Grollen von Donner über den Bergen. Wie eine Gefahr in der Ferne, die langsam näher kam.

Mögen die Sterne mir beistehen! Diese Stimme konnte nur einem einzigen Mann gehören.

Ich wirbelte herum und starrte in marmorne Züge, die vom Mondlicht nur ansatzweise erleuchtet wurden. Nur wenige Meter von mir entfernt stand er. Der Centurio. Und der Drache.

Ich warf einen Blick nach rechts und wappnete mich für die Flucht, wobei ich mich fragte, ob ich ihm wirklich davonlaufen konnte. Panik erfasste mich. Jetzt war ich alles andere als furchtlos.

»Nein, warte.« Er hob auf entwaffnende Weise beide Hände und trat einen Schritt zurück. »Ich werde dir nichts tun.«

Aber es war für einen Mann dieser Größe, Statur und Herkunft schlichtweg unmöglich, harmlos zu erscheinen.

Er war ein adliger Römer, in dessen Adern uralte Magie – und das Blut eines Drachen – floss.

Mein Herz raste und mir wurde deutlich bewusst, dass wir allein waren. Wenn er mir wehtun wollte, konnte er das problemlos tun, bevor irgendjemand in der Lage wäre, mich zu hören und mir zu Hilfe zu eilen. *Falls* man mir dann überhaupt noch helfen konnte.

Während er die Handflächen weiterhin beschwichtigend hob, deutete er mit dem Kopf auf meine Hand, in der ich noch immer die Münze hielt. »Dieser Aureus ist etwas Besonderes.«

Es war also in der Tat Gold. Mein Arm, mit dem ich die Fackel hochhielt, bebte und die Flamme zuckte, als ich zitternd die Luft ausstieß.

Ich hatte schreckliche Angst. Reckte jedoch das Kinn mit all dem Selbstbewusstsein, das ich aufbringen konnte, in die Höhe. Mir wurde bewusst, dass er mir die Münze aus ruchlosen Gründen gegeben haben musste.

»Warum schenkt Ihr mir eine Goldmünze?«, fauchte ich mit bebender Stimme.

Alles an ihm schien mich anzuschreien, dass ich weglaufen sollte. Nur mein empathischer Sinn blieb weiterhin so unglaublich gelassen wie die ruhige See. Die Hexe in mir riet mir hierzubleiben, daher hörte ich auf sie.

»Du bist eine begabte Tänzerin«, merkte er ruhig und gelassen an, ließ die Arme sinken und verschränkte die Hände in dem sichtlichen Versuch, harmlos zu wirken, hinter dem Rücken. Zwar konnte er meine Panik dadurch etwas verringern, doch mein Körper blieb weiterhin bereit zu fliehen.

»Ich bin besser als meine Schwestern«, erwiderte ich nach einer Weile und versuchte, meine Angst hinter Prahlerei zu verbergen.

Er lächelte. Unwillkürlich wanderte mein Blick zu seinem Mund. Erst da wurde mir bewusst, dass ihm seine Lippen etwas Sanftes verliehen. Wo sein Kiefer, sein Kinn, seine Nase und seine Stirn allein aus harten Winkeln zu bestehen schienen, wirkt sein breiter Mund weich.

»Das bist du«, stimmte er mir zu. »Ich konnte mich eben mit eigenen Augen davon überzeugen.«

»Wieso gebt Ihr mir für einen Tanz eine Goldmünze?«, fragte ich abermals erbost, da meine Furcht langsam in Zorn umschlug. »Denn mehr als einen Tanz werdet Ihr dafür nicht bekommen.«

Er wirkte weiterhin gelassen, trotz meiner Anschuldigung, die sich auch für ihn als Beleidigung auffassen ließ und zu vermitteln schien, er wolle noch etwas anderes von mir, als ich zu geben bereit war. »Ich verlange auch nichts weiter«, erklärte er ruhig.

Eine Wolke schob sich am Himmel vor den Mond und die Schatten verbargen sein Gesicht. Dennoch glühten seine Drachenaugen in der Dunkelheit. Sie erinnerten mich an die Wölfe zu Hause in den Karpaten, die in strengen Wintern in der Nähe unseres Dorfes auf leichte Beute lauerten. Seltsamerweise fürchtete ich mich jedoch nicht vor den lodernden Drachenaugen dieses Römers.

Ich trat vor und hob meine Fackel, damit ich sein Gesicht genauer in Augenschein nehmen konnte. Er stand unnatürlich still da. Mir war klar, dass er mir nur die Angst nehmen wollte. Denn wenn ihm der Sinn danach stünde, konnte er mir jederzeit mühelos schaden – dessen waren wir uns beide bewusst. Nur adlige Römer, in deren Adern Drachenblut floss, konnten Centurios werden.

Ich konnte meinen Blick nicht von seinen Augen abwenden. Sie wirkten so hell wie brennende Sterne. »Diese Münze ist etwas Besonderes«, wiederholte er. »Sie ist mehr wert als das Gold, aus dem sie geschaffen wurde.«

»Warum?«

»Fortuna ist die Göttin, die uns auf dem Weg durchs Leben leitet. Sie bringt jenen Glück, die ihr Tribut zollen, zu ihr beten und auf sie hören.«

»Ich glaube nicht an Eure Götter«, entgegnete ich tollkühn.

»Das ist unwichtig.« Er trat einen kleinen Schritt vor.

Ich machte einen Schritt zurück und wollte schon weglaufen, doch er blieb sofort wieder stehen und schien mich auch nur besser begutachten zu wollen.

»Wir haben alle unsere eigenen Götter«, fügte er hinzu und verschränkte die Hände nun vor sich, die wie der Rest seines gewaltigen Körpers ebenfalls sehr groß waren. Er war sehr viel größer als jeder andere Mann, den ich je gesehen hatte. Natürlich kannte ich die Geschichten über die Drachen und dass sie größer als menschliche Männer waren, dennoch war

es erstaunlich, jenes nun mit eigenen Augen zu sehen. »Aber Fortuna liebt alle in allen Provinzen und Regionen.«

Seine Worte verwirrten mich. Wir hatten unsere eigenen Götter, zu denen wir beteten und denen wir Opfer brachten. Warum sollte sich eine Göttin, die ich nicht verehrte, um mich scheren?

»Fortuna ist für mich nicht nur eine besondere Göttin«, fuhr er fort, »dieser Aureus wurde mir zudem von meiner Mutter geschenkt und die Münze von meinem Vater bei ihrer Hochzeit geprägt. Sie war ein Hochzeitsgeschenk. Ich trage diesen Aureus schon seit vielen Jahren bei mir.«

»Was es umso rätselhafter macht, dass Ihr einer Fremden etwas derart Kostbares schenkt.«

Furcht breitete sich erneut in mir aus, bis er sagte: »Zuweilen spricht Fortuna zu mir.« Er hielt inne. »Glaubst du mir das?«

Selbstverständlich glaubte ich daran, dass die Götter und auch unbekannte Mächte zu uns sprachen. Ich gehörte einer langen Reihe mystischer Frauen mit Gaben an, die nicht von dieser Welt stammten. Mein innerer Geist redete oft mit mir. Nun nickte ich bloß.

Er schenkte mir ein weiteres Lächeln. »Sie hat heute Abend zu mir gesprochen und ich wusste, dass du die Münze eines Tages brauchen wirst, damit sie dir Glück bringt.«

Ich blickte auf das Abbild der Fortuna in meiner Hand herab und das Fackellicht funkelte auf dem Goldstück. Danach sah ich den Centurio an.

»Wir können die Gunst der Götter alle gut gebrauchen. Ich werde ein solches Geschenk nicht ablehnen, wenn Fortuna entschieden hat, es mir zu gewähren.«

»In der Tat.« Er neigte den Kopf. »Du bist ebenso weise wie wunderschön, kleiner Feuervogel.«

Bei dieser Vertrautheit und dem Kosenamen runzelte ich die Stirn. Ich hatte keine Ahnung, was ein Feuervogel war. Doch bevor ich fragen konnte,

machte er einen Schritt nach hinten und tat etwas, das mich zutiefst erschütterte. Er verbeugte sich – dabei war diese Geste doch allein dem Adel vorbehalten.

»Leb wohl«, sagte er leise. »Möge Fortuna dir den Weg leiten.«

Dann drehte er sich auf dem Absatz um, wobei sein roter Umhang aufwallte, und verschwand im Schatten.

Ich drückte mir den Aureus an die Brust und floh in das Zelt meiner Familie. Dabei war mir jedoch deutlich bewusst, dass ich meinen kleinen Schatz geheim halten musste. Schließlich hatte mich Fortuna als ihrer Gunst würdig erachtet. Ich beschloss, die Münze des Centurios zu ehren, auch wenn sie mir vom Feind, einem Drachen, überreicht worden war.

OceanofPDF.com

1

Julian

Vier Jahre später
An der Ostgrenze von Gallien

Ich blickte von der Hügelkuppe auf das blutgetränkte Feld und die verkohlten Leiber hinab, von denen nach der Schlacht noch immer Rauch aufstieg. Von der keltischen Horde war nicht mehr viel übrig geblieben, was nach dem Kampf gegen eine römische Legion nicht weiter verwunderte. Dieser besondere Keltenclan hatte sich allerdings zuvor schon mehrmals einer Niederlage widersetzt. Ich war froh darüber, dass ihr König auf dem Schlachtfeld gefallen war. Wenn nicht, wäre ich gezwungen gewesen, ihn zur Beschwichtigung meines Onkels mitzunehmen, der eine öffentliche blutige Exekution bevorzugt hätte. Allein bei dieser Vorstellung drehte sich mir der Magen um.

Die Legion aus Todesreitern kreiste über uns am Nachthimmel – riesige geflügelte Schatten, die vom Mond erleuchtet wurden. Ihr Feuer brannte noch immer rings um das Feld und schnitt den Kelten jeglichen Fluchtweg ab. Rauchsäulen stiegen gen Himmel und waberten im Wind. Die Todesreiter würden wachsam bleiben, bis ich einen Boten zu ihnen hinaufschickte, um sie wissen zu lassen, dass sie in unser Lager zurückkehren durften.

Rufe hallten aus dem Keltenlager im Wald herüber, in dem meine Männer momentan nach Überlebenden für den Sklavenmarkt suchten.

Mein vertrauenswürdigster Tribun Trajan marschierte noch in Drakengestalt den Hügel hinauf und trug nichts als den Lederriemen für seinen Gladius über der Brust, wie es für unsere Offiziere – die Adligen – im Kampfe Tradition war.

In Drakengestalt dreimal so groß wie als Mensch, wirkte Trajans dunkelblau geschuppte Haut im Schutze der Nacht nahezu schwarz. Seine Arme waren überaus muskulös, seine Hände mit fingerlangen schwarzen Klauen versehen. Ledrige mitternachtsfarbene Flügel entsprangen seinem Rücken. Er sah mich mit seinen blassblauen Reptilienaugen an. Ich betrachtete seine Schnauze, die viel zu weit vorstand, um menschlich zu sein, die zackigen Zähne in seinem breiten Drachenmaul und den dicken umherpeitschenden Schwanz.

»Alles gesichert, Legatus.«

Er sprach in dieser Drakengestalt deutlicher als viele andere. Einige konnten überhaupt keine Worte bilden, da ihr Drache zu eigensinnig und dominant war. Mächtige Drachen vermochten in Drakengestalt sogar deutlich zu reden, allerdings klangen ihre Stimmen dann stets heiser und kehlig.

Nachdem er neben mich getreten war, blickte er nach unten.

Als Kommandant dieser Invasion hatte ich meine menschliche Gestalt beibehalten und trug die meinem Status gemäße Aufmachung. Generäle mussten nicht länger die Drakengestalt annehmen und auf dem Schlachtfeld Blut vergießen. Wir hatten uns das Recht verdient, saubere Hände und Uniformen zu behalten. Es war ein Zeichen von Macht, wenn man im Kampf Befehle erteilen konnte, ohne seinen Drachen je rauszulassen.

Aber jeder Soldat wusste, dass ich mich im Nu verwandeln und ihm den Kopf abreißen konnte, sobald er aus der Reihe tanzte. Unsere Bestien verliehen uns auf jedem Schlachtfeld die Dominanz, aber wenn sie einmal

freigelassen worden waren, glichen sie räuberischen Monstern mit nur einem einzigen Ziel. Solange die Offiziere nicht zweifelsfrei davon überzeugt waren, dass ihr General die dominanteste Bestie unter ihnen darstellte, unterwarfen sich ihre Drachen auch nicht seinem Befehl.

Ich hatte mir das Recht verdient, auf diesem Hügel zu stehen und aus der Ferne Befehle zu erteilen – ungeachtet der Tatsache, wer mein Onkel war –, und das wusste jeder Soldat in meinen Legionen.

»Wurden noch Kelten jenseits der Feuerlinie aufgegriffen?«, fragte ich.

»Nein.«

Die Kelten waren bösartig und gerissen. Häufig blieb eine Gruppe aus Kriegern zurück, um den Römern in den Rücken zu fallen und ihnen mit ihren vergifteten Pfeil- und Speerspitzen den Garaus zu machen. In dieser Region hatten die Kelten meinen Vorgänger Legatus Bastius dreimal bezwungen. Angeblich befand sich unter ihnen eine Art Magierin, die sie unterstützte, doch bislang hatten wir sie nicht finden können.

Nach der dritten Niederlage lud mein Onkel, der Kaiser, Legatus Bastius schließlich in seinen Palast in Rom ein. Obwohl sie zusammen aufgewachsen waren, war Bastius nervös gewesen. Meine gesteigerten Drachensinne spürten den Schweiß, der aus seinen Poren strömte, und seinen beschleunigten Herzschlag, als Bastius mir gegenüber auf einem gepolsterten Stuhl Platz nahm, um mit uns zu speisen.

Man hatte ihm mitgeteilt, dass der Kaiser über die Strategie der nächsten Invasion zu sprechen wünsche. Stattdessen ließ mein Onkel ihm ein gewaltiges Festmahl servieren, ihn während der Mahlzeit eine seiner Sklavinnen besteigen und lachte mit ihm über ihre einstigen Eroberungen in Germanien. Als Bastius uns mit einer Geschichte über einen seiner blutigeren Kämpfe unterhalten wollte, rammte mein Onkel ihm seinen eigenen Gladius durch die Kehle, weidete ihn danach aus und köpfte ihn schlussendlich.

Als er damit fertig war, lag Bastius' geköpfte Leiche blutend auf dem Marmorfußboden und Onkel Igniculus marschierte durch den noch immer mit seinen Gästen gefüllten Raum, über den Totenstille herabgesunken war. In Drakengestalt und mit dem Blut seines früheren Freundes bedeckt, blieb er vor mir stehen.

»Herzlichen Glückwunsch, Neffe.« Er presste mir die blutbefleckte Handfläche flach auf die Brust und sah mich mit seinen gelben Augen an, die seinen Drachen erkennen ließen. »Oder sollte ich besser sagen: Legatus Julianus *Ignis Dakkia*?« Er hatte die Namen, die wir teilten, schon immer gern besonders betont.

Auf diese Weise wurde ich befördert. Nur deshalb stand ich nun hier und sorgte dafür, dass dieser Keltenstamm kein weiteres Mal entkommen würde.

»Bring mir den Kopf ihres Königs. Onkel wird ihn sich gewiss an seine Siegeswand hängen wollen.«

»Wird erledigt«, versprach Trajan.

Der Schrei einer Frau, gefolgt von Knurren und Gelächter, hallte aus der Ferne wider und erregte meine Aufmerksamkeit.

Zwar durfte ich es niemandem außer Trajan gegenüber zugeben, doch ich wollte nicht, dass unter meinem Befehl sinnlos gemordet wurde. Bastius war ein nachlässiger General gewesen und hatte seine Soldaten aufgrund seiner mangelhaften Führungsqualitäten disziplinlos werden lassen. Aber ich würde nicht zulassen, dass meine Männer aus Spaß Frauen und Kinder umbrachten, wenn die Schlacht längst vorüber war. Mir war durchaus zu Ohren gekommen, dass sie in Thrakien ein ganzes Dorf vergewaltigt, geplündert und zerstört hatten, um es dann niederzubrennen.

Seitdem ich diesen nichtsnutzigen Haufen geerbt hatte, war ich gezwungen gewesen, mehr als nur ein paar Soldaten zu disziplinieren. Einige waren nach der Bestrafung beinahe gestorben. Doch Stärke war

Macht und sie ließen sich nur durch brutale Gewalt unter meine Kontrolle bringen.

Abermals hallte der Schrei einer Frau durch die Luft.

»Sie bringen die Gefangenen doch nicht um, oder? Ich habe vor, eine große Gruppe auf dem Markt anzubieten.«

»Keine Sorge, sie töten sie nicht, Legatus«, erwiderte Trajan. »Sie haben die keltische Hexe gefunden und wollen sich nur ein bisschen mit ihr amüsieren.«

Ich warf ihm einen durchdringenden Blick zu und er begriff, ohne dass ich nachhaken musste, dass ich eine ausführliche Erklärung erwartete. Wir waren schon Freunde gewesen, bevor ich zu seinem Vorgesetzten geworden war, und er kannte mich besser als jeder andere.

»Die Magierin, die den Kelten schon so oft geholfen hat, uns zu besiegen. Sie haben sie in die Ecke gedrängt und werden sich abwechselnd mit ihr vergnügen, bevor sie sie dem *Mangones* überlassen.«

»In Drakengestalt?«, verlangte ich zu erfahren.

»Nur Silvanus.«

Zorn flammte in mir auf, als ich daran denken musste, welche Grausamkeiten diese Männer schon zu vielen angetan hatten. Unter meinem Kommando würde so etwas nicht geschehen.

»Wenn er mit ihr fertig ist, wird für den Sklavenhändler nichts mehr übrig sein.« Ich marschierte los und befahl: »Folge mir.«

Mein Drache tobte in meiner Brust und brannte darauf, losgelassen zu werden und Silvanus und seinen Lakaien zu zeigen, wie sich wahrer Schrecken anfühlte – die Art von Entsetzen, die diese Hexe ihretwegen empfinden musste. Mich interessierte nicht, ob sie den Kelten auf geheimnisvolle Weise geholfen hatte. Den Männern ging es allein um Rache an einer Frau, die sie in ihrem Stolz gekränkt hatte.

Ich wusste, wie brutal Silvanus ohne jeden Anlass sein konnte. Es wäre ihr sicherer Tod, wenn er sie in Drakengestalt schändete. Außerdem

widersetzte er sich damit meinen Befehlen und *das* konnte ich auf keinen Fall hinnehmen.

Offiziere in Drakengestalt, die mich deutlich überragten, sowie menschliche Soldaten – Römer gewöhnlicher Herkunft – drehten sich um, als ich das Schlachtfeld überquerte. Sie traten zurück, blickten stur geradeaus, ballten die rechte Faust und schlugen sie sich ebenso als Salut wie als Unterwerfung vor das Herz, als ich an ihnen vorbeiging. Der Gestank verbrennender Toter erfüllte die Luft – der Geruch des Sieges.

Trajan folgte mir dicht auf dem Fuße, einen Schritt hinter mir und zu meiner Linken, wie es sich für den Stellvertreter eines Generals gebührte. Das heisere Lachen eines Mannes war zu hören, als ich den Wald betrat. Der Mangones verstaute sein eben erst erworbenes Eigentum in Tragenetze – Frauen, Kinder und die wenigen Männer, die die Schlacht überlebt hatten und an den Sklavenhändler verkauft worden waren. Allerdings gab es unter den Kelten auch einige Kriegerinnen, die auf dem Markt einen guten Preis erzielen würden.

Zwischen den Bäumen hallte erneut der Schrei einer Frau zu mir herüber.

»Verdammte Hure!«, knurrte Silvanus, dessen Stimme in Drakengestalt stark verzerrt war.

Weiteres Gelächter.

»Diesmal hat sie dich erwischt«, sagte einer seiner Kameraden. Ich tippte auf Zeno.

Als ich auf die kleine Lichtung trat, brannten zu meiner Linken drei kleine Zelte und erhellten das Geschehen. Silvanus überragte alle anderen in seiner von grauen Schuppen bedeckten massiven und muskulösen Gestalt. Vielleicht lag es an seinem Schicksal als Angehöriger der Griseo-Linie, dass er so grausam war. Als müsste er seine Unzufriedenheit über die Zugehörigkeit zur untersten Drachenkaste auf diese Weise ausleben. Als könnte er sich schlagend und kämpfend in der Hierarchie nach oben arbeiten. Dieser Anblick bestätigte mir wieder einmal, dass die Götter

richtig entschieden hatten. Er stand weit unter uns und das nicht aufgrund seiner Geburt, sondern wegen seiner Brutalität.

Während er seine Erektion streichelte, näherte er sich der aufgelösten Frau, die mit einem Dolch in der Hand vor einem breiten Baum kauerte, der ihr Rückendeckung bot.

Zeno und zwei andere sahen voller fieberhafter Freude zu. Sie hatten wieder ihre menschliche Gestalt angenommen und standen nackt und erregt da. Nach der Schlacht toste das Adrenalin noch immer wild durch ihre Adern. Wenn sie eine hilflose Frau mit ihren großen, eindrucksvollen Körpern schändeten, würden sie ihr bei Weitem nicht so viel Schaden zufügen, wie es Silvanus beabsichtigte. Die Männer konnte sie vielleicht überleben, den Drachen in Drakengestalt jedoch keinesfalls.

Silvanus näherte sich ihr. »So einen wie mich hattest du noch nie, Hexe.«

Die Frau verspannte sich und schien bereit zu sein, sich zu verteidigen. Die Schnittwunde an Silvanus' Oberschenkel bewies, dass sie eine Kriegerin war. Oder zumindest eine Frau, die eher kämpfend sterben würde, als sich dem Monster zu unterwerfen, das auf sie zukam.

Ich konnte sein Blut riechen. Möglicherweise war es auch das ihre. Ihr dunkles Haar war völlig zerzaust und verdeckte den Großteil ihres Gesichts. Ihre handgewebte Tunika wies Flecken und einen Riss am Ausschnitt auf. Sie hatte mich noch nicht gesehen, weil sie auf das Raubtier fokussiert war, das auf sie zukam.

Genauer gesagt hatte mich keiner von ihnen bemerkt, da ich noch im Schatten weilte. Erst als Trajan weiterging und halb ins Licht trat, um seinen Platz an meiner Seite einzunehmen, fiel Zenos Blick auf uns. Dann sahen auch die anderen beiden zu uns herüber.

Ich konzentrierte mich allein auf Silvanus, der die keltische Hexe zutiefst verängstigte. Was auch immer sie für Vergehen begangen hatte, so stand es ganz allein mir zu, darüber zu richten und sie zu bestrafen. Nicht ihm.

»Ich füll dich aus, bis du blutest«, knurrte Silvanus.

»Nein, das wirst du nicht.«

Auf meine knappe Erwiderung folgte augenblickliche Stille. Andere außerhalb unseres Kreises erstarrten an Ort und Stelle und blickten zu uns herüber. Gut. Sollten sie ruhig alle zusehen.

Silvanus verkrampfte sich, wobei seine Muskeln deutlich hervortraten. Die drei anderen nahmen Haltung an und salutierten mir mit den Fäusten über den Herzen, die für mich hörbar schneller schlugen, als ich mit drei langen gleichmäßigen Schritten in den Feuerschein trat. Silvanus drehte sich zu mir um und stellte seine Erektion weiterhin vulgär zur Schau.

»Legatus«, knurrte er zur Begrüßung, ohne mir zu salutieren. In seinen irren Augen war nur die Bestie und kaum etwas von dem Mann in ihm zu erkennen.

Einen Moment lang hörte ich nichts als das knisternde Feuer der brennenden Zelte und den rasenden Puls der Frau, die hinter Silvanus kauerte. Dann ergriff ich das Wort.

»*Welchen* Befehl hatte ich hinsichtlich der Gefangenen gegeben?«

Er hielt meinem Blick trotzig stand und schien abzuwägen, ob er mich angreifen und töten konnte, bevor ich mich zu verwandeln vermochte. Ich kniff die Augen zusammen und forderte ihn lautlos auf, es ruhig zu versuchen.

Mit einem Brummen ließ er seine Erektion los, die zwischen seinen Beinen auf und ab wippte. »Sie ist keine normale Gefangene, Legatus«, erklärte er vermeintlich gefügig. »Das ist die verdammte Hexe, die den Kelten geholfen hat.«

Ich wartete schweigend, ließ die Anspannung durch das Knacken des Feuers und die Reglosigkeit weiter steigen.

»Welchen Befehl hatte ich hinsichtlich der Gefangenen gegeben?«, wiederholte ich und ließ die Stimme meines Drachen mitschwingen.

Silvanus schnaubte und spreizte die Flügel, um seine Dominanz zu demonstrieren, bevor er erwiderte: »Ihr habt befohlen, alle Gefangenen dem

Sklavenhändler zu übergeben.«

»Und in welchem Zustand?«, hakte ich in eisigem Tonfall nach.

»Unversehrt«, fügte er widerwillig hinzu.

»Das ist korrekt.« Ich hob die Stimme, damit mich alle hören konnten. »Wie ich euch allen bereits mitgeteilt habe, hattet ihr unter Bastius euren Spaß. Es ist nicht eure Schuld, dass euer ehemaliger undisziplinierter General euch in die Irre geführt hat. Er war schwach. Wegen seines Versagens verrottet sein Kopf nun an der Mauer der Verräter.«

An der Mauer der Verräter in Rom prangten doppelt so viele Schädel auf Spießen wie an der Siegeswand, was jeder der anwesenden Soldaten genau wusste.

»Wenn ihr glaubt, ich würde zulassen, dass ihr wieder zu dem ehrlosen Pack werdet, das ihr unter Bastius wart, habt ihr euch gewaltig getäuscht.«

Ich hielt inne, ließ meine Worte wirken und richtete den Blick abermals auf Silvanus.

»Wir sind keine Barbaren. Wir beschädigen und verunstalten das Eigentum von Kaiser Igniculus nicht. Jeder Gefangene, den ihr schlagt, jede Frau, die ihr vergewaltigt und verletzt, bringt auf dem Sklavenmarkt weniger Geld ein. Geld, das dem Kaiser gehört. Und somit werdet ihr als Sieger auf dem Schlachtfeld auch weniger Münzen erhalten.«

Silvanus spannte die Muskeln an, spreizte die Flügel und schien sich für seine Bestrafung zu wappnen. Ich hatte darüber nachgedacht, ihn vor seinen Lakaien und meinen Männern zu töten, entschied jedoch, dass eine ordentliche Tracht Prügel in Drakengestalt ausreichen sollte. Ihn in Ketten gelegt und in einem der Netze seiner Soldatenbrüder nach Rom zurückzubringen, wäre die perfekte Erniedrigung, bevor ihm der Prozess gemacht wurde. Eine öffentliche Exekution oder Auspeitschung eignete sich am besten dazu, meinen Standpunkt zu verdeutlichen und die Botschaft zu übermitteln, dass meine Befehle wortgetreu zu befolgen waren.

»Trajan.«

»Ja, Legatus.«

»Leg Silvanus in Ketten.«

Die Frau, die während der ganzen Zeit auf dem Boden gekauert hatte, stand nun endlich hinter Silvanus auf und entfernte sich ein Stück von ihm. Sie reckte das Kinn in die Luft und strich sich mit der freien Hand eine Strähne ihres verworrenen Haars aus dem Gesicht. Dann begegnete ihr Blick dem meinen.

Glasklare jadegrüne Augen sahen mich an und schienen mein Herz zu durchbohren.

»Feuervogel«, flüsterte ich entsetzt und erinnerte mich nur zu gut an das junge Mädchen, mit dem ich mich vor langer Zeit auf einer Wiese im Mondlicht unterhalten hatte. Das Mädchen, das Fortuna als etwas Besonderes auserkoren hatte. Und nicht nur Fortuna, sondern auch mein Drache.

Unverhofft erkannte mein Drache sie ebenfalls und drang brüllend an die Oberfläche. Schmerz durchzuckte mein Fleisch und toste durch meine Venen, verdrängte mich mit ungezügelter Gewalt. Seine Wut darüber, dass sie beinahe zu Silvanus' nächstem Opfer geworden wäre, wallte in meinem Körper auf.

»Sohn des Dis«, brummte ich und wusste ganz genau, dass ich nicht gegen ihn ankommen würde.

Mit erderschütternder Gewalt und entsetzlicher Schnelligkeit brachen meine Knochen und setzten sich wieder zusammen, sprossen Flügel aus meinem Rücken, brannte Feuer in meinem Bauch. Die Bestie erhob sich derart rasant, dass meine Gedanken zerfaserten und …

Mein Juwel!

Mit lautem Gebrüll erscheine ich in der Welt. Der graue Halbmann zittert vor Angst. So, wie er es tun sollte. Er ist weder Drache noch

Mensch, sondern eine bösartige Kreatur, die vorhatte, meinen Schatz zu schänden. Er muss bluten. Er muss sterben.
Ich reiße das Maul auf, zerbreche ihn an Ort und Stelle und werfe seine Leiche dann zwischen die Bäume. Sein Blut benetzt meine Zunge. So süß. So gerecht.
Meine Liebste. Das Blut des Feindes bedeckt ihre Haut. Verlangen durchtost mich, als ich sie ansehe. Sie erhebt sich. Ein wilder Schatz ist es, den ich da habe. Sie möchte, dass ich sie von hier fortbringe.
Ich spreize die Flügel, umschlinge sie mit den Krallen, erhebe mich gen Himmel und trage sie zu meinem Hort. Bringe sie dorthin, wo sie hingehört.

OceanofPDF.com

2
Malina

Mein Schrei erstarb in meiner Kehle, als der monströse rote Drache mich forttrug. Atemlos hing ich in seiner Klaue, die mir Brust und Bauch zusammenquetschte.

Er hat meinen Angreifer mit seinem riesigen Kiefer einfach zerteilt.

Der General.

Ich hatte staunend dagestanden und den Centurio von vor so langer Zeit sofort wiedererkannt. Er hatte sich verändert. Er war noch größer geworden, trug das Haar militärisch kurz und sah sich mit kalten goldenen Augen um. Aber er war es.

Dann brach der Drache plötzlich aus seinem Körper hervor und verwandelte ihn in nicht einmal drei Sekunden in eine Bestie. Ein Mann hinter ihm schrie, als er von seinem umherpeitschenden Schwanz getroffen wurde. Ein Drache mit roten Schuppen, schwarz umrandeten Augen und schwarz gesäumten Flügeln ragte über mir auf. Sein Kopf befand sich auf gleicher Höhe wie die Baumwipfel. Doch seine Größe und sein Umfang verlangsamten ihn nicht. Er hatte dieses widerwärtige Monster, das über mich hatte herfallen wollen, erschreckend schnell getötet.

Endlich fand ich meine Stimme wieder und schrie, als er vor mir stand, das Blut von seinen fingerlangen Zähnen tropfte und er sichtlich stolz auf seine Tat war. Er senkte den riesigen Kopf und kniff die schlangenartigen

goldenen Augen zusammen. Mir fehlte der Atem, um zu schreien, als er mir die Krallen um die Taille schlang und sich mit mir in die Lüfte erhob.

Erst drehte sich mir der Magen um, bevor er sich kurz darauf wieder zusammenzog, als der Boden immer weiter unter uns zurückwich und meine Beine in der Luft baumelten.

Bendis, steh mir bei.

Ich würde sterben. Er würde mich hoch hinauftragen und loslassen, damit ich in den Tod stürzte. Schließlich war ich die Hexe, die sie schon dreimal zurückgeschlagen hatte.

Alles umsonst. Mein Clan war trotzdem tot oder versklavt worden. Ich hatte gesehen, wie Enid in eines der Tragenetze gescheucht worden war. Diese gütige alte Frau war meine Retterin gewesen und hatte ihren Clan davon überzeugt, mich aufzunehmen, um dann so gut für mich zu sorgen, als wäre sie meine eigene Mutter. Aufgrund meines Versagens würde man sie zurück nach Rom und zum Sklavenmarkt bringen, während ihr Volk tot oder zerstreut war. Genau wie mein eigenes.

Bunica hatte sich geirrt.

Meine Gabe war nicht stark genug. Ich hatte den Krieg nicht weit genug beeinflussen können, sondern bloß einen inkompetenten General und seine Männer aufgehalten, bis ein besserer aufgetaucht war.

Der Centurio.

Der goldene Aureus um meinen Hals baumelte in der Luft. Ich hob eine Hand und umklammerte ihn, da ich den einzigen Schatz meines alten Lebens, den ich noch besaß, noch immer nicht verlieren wollte.

Aufgrund meiner aussichtslosen Situation kamen mir die Tränen.

Seit jener Nacht, in der ich die Münze erhalten hatte, trug ich sie an einem Lederband um den Hals und verbarg sie unter meiner Bluse. Wann immer mich Verzweiflung überkam, erinnerte ich mich daran, dass Fortuna mich auserwählt hatte, ihre Gunst zu erhalten. Auch wenn ich nie zu der

römischen Göttin betete, wünschte sich ein Teil von mir, dass sie mir dennoch irgendwie beistehen möge.

In der Nacht vor drei Jahren, in der die Römer unser Dorf angriffen. In der Nacht, in der meine Schwester Lela Jardani geheiratet hatte, war dies der einzige wertvolle Besitz, den ich bei meiner Flucht mitnehmen konnte. Alles andere – die Bürste, die Papa für mich geschnitzt hatte, der rote Fustă von Bunica, die Decke von Mama und die bestickte Bluse von Lela – war fort. Wahrscheinlich mitsamt unserem ganzen Dorf verbrannt. Ich wusste nichts über das, was daraus geworden war, weil es mir gelang, dem Angriff zu entrinnen. Ich lief fort und rannte weiter, bis ich viele Kilometer von zu Hause entfernt allein in der Kälte und Dunkelheit zusammenbrach.

Jämmerliches Mädchen, schalt ich mich.

Ich war von meiner Familie weggelaufen. Hatte sie zurückgelassen. Doch ich hielt mich nach wie vor an diesem Aureus fest, als würde Fortuna tatsächlich etwas an mir liegen. Dabei hatte sie mich nur in die Krallen des Feindes geführt. Ich hätte am liebsten laut losgelacht, weil ausgerechnet der Römer, der mir Hoffnung in Form dieser kleinen glänzenden Münze geschenkt hatte, dazu in der Lage gewesen war, meinen keltischen Clan, meine Adoptivfamilie zu guter Letzt doch noch zu bezwingen.

Verzweifelt versuchte ich, mir die Münze vom Hals zu reißen, um sie in die Tiefe zu werfen, doch mein Ellbogen saß unter einer Kralle so fest, dass ich ihn nicht bewegen konnte. Ich umklammerte die Spitze der Kralle mit der anderen Hand, schaffte es jedoch nicht, sie zu lockern, weil ich zu große Angst hatte, er könnte mich auf einmal fallen lassen.

Die Feuer und der Rauch der brennenden keltischen Siedlung und des Schlachtfelds wurden immer kleiner. Wir erhoben uns in die Wolken und ich fragte mich, ob der Tod aus dieser Höhe nicht vielleicht zu bevorzugen wäre. Den Sternen derart nah, wünschte ich mir, noch höher aufzusteigen und am Nachthimmel zu verschwinden.

»Es tut mir leid, Bunica«, flüsterte ich in die Finsternis und musste abermals aufschluchzen, weil ich sie verloren hatte.

Ich hatte sie alle verloren – Mama, Papa, meine Schwestern. Das Letzte, woran ich mich erinnerte, war ein Soldat, der Lela packte, während ein anderer Jardani auf den Kopf schlug und meine Schwestern Kizzy und Kostanya kreischten. Mein Vater stieß mich hinter sich und sah mich mit verängstigten Augen an. »Lauf, Malina«, befahl er mir schroff.

Und ich gehorchte. Die Angst trieb mich im Dunkeln tief in den Wald, bis die Schreie und die Rufe wie ein Traum hinter mir verschwanden. Oder eher wie die eines Albtraums.

Das Einzige, das mich davon abhielt, mir das Leben zu nehmen und mich im Jenseits zu meiner Familie zu gesellen, war Bunicas Prophezeiung gewesen. »Du wirst uns alle retten.«

Aber sie hatte sich geirrt. Ich würde genau wie alle anderen versklavt werden. Vielleicht wäre der Tod dem vorzuziehen.

Was würde dieser Drache jetzt mit mir anstellen?

Er hatte die Hexe des keltischen Clans gefangen. Demzufolge würde er mich entsprechend bestrafen, mich wahrscheinlich öffentlich hinrichten oder foltern lassen. Die Gerüchte über die Brutalität in der Hauptstadt Rom waren legendär. Angeblich stellten die Römer die Leichen ihrer Feinde in ihrem Forum aus, tranken aus den Schädeln besiegter Könige und missbrauchten ihre Sklaven aufs Übelste.

Beim Gedanken an die schreckliche Zukunft, die mich erwartete, erschauderte ich, wenngleich sie nicht lange andauern würde.

Der Drache ging in den Sinkflug über und schlug schneller mit den gewaltigen Flügeln, um durch die Wolken zu stoßen. In der Ferne war das Fackellicht zahlreicher Häuser und Gebäude zu erkennen, die die Stadt Rom bildeten.

Ich keuchte auf, da ich noch nie so viele Lichter auf einem Haufen gesehen hatte. Sogar die runde Form des Kolosseums war zu erkennen.

Aber er drehte in die entgegengesetzte Richtung ab und hielt auf den Stadtrand zu, wo große weiße Steingebäude auf einem grünen Abhang aus der Erde ragten.

Er wurde langsamer und wollte offensichtlich auf der breiten Terrasse eines Hauses landen. Der General war eindeutig wohlhabend.

Natürlich war er das. Ich hatte es schon in der Nacht gewusst, in der wir einander begegnet waren. Er stank nach adligem Blut. Damals war ich noch fasziniert gewesen. Heute hatte ich einfach nur Angst, die ich ihm jedoch nicht zu zeigen gedachte.

Mit schnellem Flügelschlag ließ er sich bedächtig auf die Terrasse herabsinken, bis ich weniger als einen Meter über dem Boden schwebte. Dann ließ er mich los. Ich kam auf und beobachtete, wie er neben mir auf der Terrasse landete, dabei ein schmerzverzerrtes Stöhnen ausstieß und mit einem widerlichen Knacken seiner Knochen und der ekelerregenden Verwandlung seines Körpers wieder zu einem Mann wurde. Einem nackten Mann. Ich starrte ihn entsetzt an, doch er würdigte mich keines Blickes. Vielmehr verschwand er wortlos durch den bogenförmigen Eingang seines Hauses.

Mir blieb nichts anderes übrig, als dem gut aussehenden Mann hinterherzublicken, der aus ihm geworden war – jedenfalls was seinen Körper betraf. Er war über zwei Meter groß, muskelbepackt, und seine Männlichkeit hing beim Gehen lang und schwer zwischen seinen Beinen.

Ich keuchte vor Angst. Als mir endlich bewusst wurde, dass ich noch immer auf der kalten Terrasse lag, stand ich auf, schaute mich um und überlegte, die Flucht zu ergreifen.

»Denk nicht mal daran, Mädchen«, sagte eine harsche Stimme.

Ich drehte mich zu dem bogenförmigen Eingang um, aus dem ein älterer, leicht hinkender Mann auf mich zukam.

»Die patrouillierenden Centurios würden dich nur aufgreifen und wieder herbringen.« Er hatte einen dunklen Teint und von Grau durchzogenes Haar.

»Oder Schlimmeres mit dir anstellen. Du könntest an üblen Orten enden«, warnte er mich. »Komm mit.«

»Wo bringt Ihr mich hin?«, fragte ich, als er sich umdrehte, zum Haus zurückging und eindeutig damit rechnete, dass ich ihm folgen würde.

»Natürlich in dein neues Zimmer. Du musst dich waschen.« Er warf über die Schulter einen Blick auf meine Kleidung und verzog das Gesicht. »Und dich umziehen.«

»Und dann?«

»Dann wird der Gebieter dich sehen wollen.«

Der Gebieter. *Mein* Gebieter.

Ich schluckte schwer, als ich erkannte, dass dies nun meine neue Realität darstellte. Mein Centurio von vor langer Zeit, der Mann, der mir eine Goldmünze, Hoffnung und den Traum von einer besseren Zukunft geschenkt hatte, war nun mein neuer Albtraum.

OceanofPDF.com

3
Malina

Ich folgte dem hinkenden Mann in die Villa und bemerkte, dass die Türöffnungen und Decken übermäßig breit und hoch waren. Unwillkürlich fragte ich mich, ob das daran lag, dass der General und andere Römer häufig in Drakengestalt herumliefen.

Ein eisiger Schauder lief mir den Rücken herunter, als ich mich an die Soldaten in Drakengestalt erinnerte, die den keltischen Clan zerfleischt, getötet und verbrannt hatten. Bei dem Gedanken an den erstickenden Rauch und das Gefühl, im Feuer eingeschlossen zu sein, musste ich für einen Moment die Augen schließen, um den schrecklichen Anblick und die Schreie, die ich nur wenige Stunden zuvor hatte ertragen müssen, verdrängen zu können.

Es war nur eine kurze Schlacht vonnöten gewesen, um vom General und seiner Armee niedergemetzelt zu werden. Sie hatten sich uns heimlich genähert. Als wir merkten, was passierte, und uns versammelten, war es bereits zu spät gewesen, um ihnen mit meiner Gabe zu helfen. Die Panik hatte mich fest im Griff und ich konnte sie nicht mehr retten. Nun fragte ich mich, wo die arme Enid jetzt stecken mochte. Die Frau, die mich in ihr Haus aufgenommen und wie ihr eigenes Kind behandelt hatte.

Ich schluckte den Anflug von Trauer hinunter, während der Mann mich um ein Atrium in der Mitte des Hauses herumführte. Darin stand ein Springbrunnen, in dem Wasser in einem hübschen, mit blauen Intarsien

eingefassten Becken plätscherte. Der Springbrunnen war von allerlei Blattpflanzen und Ranken umgeben, darüber befand sich eine Kuppel, die zum Nachthimmel hin offen war.

Beinahe hätte ich spöttisch geschnaubt. Da besaßen diese Römer so einen Reichtum und doch war es nie genug. Sie nahmen und nahmen und wollten immer mehr. Mehr Land, mehr Güter, mehr Sklaven.

Ich blinzelte die Tränen des Zorns zurück und folgte dem älteren Mann weiter durch das riesige Haus und einen gewundenen Flur hinunter. Die mit Fackeln bestückten Wandleuchter erhellten das Haus selbst zu dieser nächtlichen Stunde noch gut.

»Seid Ihr Grieche?«, erkundigte ich mich, da mir sein Akzent aufgefallen war.

»Thraker«, antwortete er, ohne innezuhalten oder über die Schulter zu schauen.

»Hat der Gebieter Euch auch aus Eurem Zuhause gezerrt?«, fragte ich verbittert.

Er erwiderte nichts, sondern blieb mit harter, undurchschaubarer Miene vor einer offenen Tür stehen und drehte sich zu mir um. »Das ist dein Zimmer. In der Truhe sollte eine saubere Tunika liegen. Wasch dich und zieh sie an. Ich bin bald wieder zurück.«

»Wie heißt Ihr?«

»Ruskus.«

Dann ging er und ließ mich vor dem dunkleren Raum stehen. Ich nahm eine Fackel aus dem Leuchter neben dem Eingang, trat ein und schloss die Tür, unsicher, was mich hier erwartete. Der Raum war ziemlich groß und sauber, ein Bett stand in einer Ecke, am Fußende eine Truhe. Auf der einen Seite befand sich ein Wandschirm mit einem aufgestickten roten Drachen, der direkt nach oben flog und Feuer spie.

Bei der Erinnerung an den roten Drachen, der mich gerade in seinen Klauen in die Luft getragen hatte, wurde mir ganz anders. Ich drückte mir

eine Handfläche auf den Bauch, wo eine seiner Krallenspitzen mein Hemd durchbohrt hatte. Zwar war meine Haut unversehrt, doch es würde ein blauer Fleck zurückbleiben. Immerhin war ich in einem Stück und unbefleckt. Eigentlich hätte ich dankbar dafür sein müssen, dass der rote Drache meinen Angreifer so plötzlich – wenngleich sehr blutig – getötet hatte. Dadurch hatte er mich vor einem schlimmeren Schicksal bewahrt.

Seufzend nahm ich den Rest des Zimmers in Augenschein. Neben dem Bett stand ein Tisch, darüber hing ein kleines Regal mit drei Büchern. Bücher? Welcher Sklave brauchte denn Bücher oder hatte Zeit zum Lesen? Gebundene Bücher waren selten und teuer. Warum um alles in der Welt stellte man welche in ein Sklavenquartier?

Ich trat näher heran und erwartete irgendeinen Unsinn der berühmten römischen Historiker oder Gelehrten. Aber nein, diese Bücher waren alle auf Griechisch verfasst worden. Ich beherrschte es ansatzweise. Meine Bunica hatte es mir und meinen Schwestern beigebracht und uns einmal gesagt: »Die Griechen benutzen ihren Verstand mehr als ihr Schwert. Ihr solltet ihre Worte kennen.«

Als ich sie fragte, warum wir auch Latein lernen mussten, antwortete sie: »Zum Überleben. Du musst wissen, was dein Feind sagt.«

Ich nahm eines der Bücher heraus und bewunderte den Ledereinband und die saubere Schrift darin. Es stammte von einem der berühmten griechischen Philosophen und handelte von der menschlichen Natur und Moral.

»Was in aller Welt hat das hier zu suchen?«, murmelte ich verdutzt.

Das zweite Buch behandelte ein ähnliches Thema. Das dritte war eine Sammlung von Geschichten über abenteuerlustige Helden. Vielleicht hatte man mich in einem Gästezimmer untergebracht. Der Gebieter hatte mich buchstäblich auf der Terrasse abgesetzt, ohne seinen Haushalt vorher zu benachrichtigen. Möglicherweise hatte Ruskus nicht gewusst, wo er mich sonst einquartieren sollte.

Als ich mich im Zimmer umsah, wurde mir klar, dass auch das nicht stimmen konnte. Das Zimmer war zwar geräumiger und besser ausgestattet, als ich es bei einer Sklavenunterkunft erwartet hätte, aber auch nicht elegant genug für einen römischen Gast. Jedenfalls nicht für einen Patrizier. Und was für einen Gast würde ein General der kaiserlichen Armee sonst in seinem Haus beherbergen?

Dann ging mir auf, dass mir nur wenig Zeit blieb, bis Ruskus zurückkam. Ich eilte zur Truhe und nahm eine Tunika heraus. Sie war nicht aus dem feinen Stoff, den die Römer trugen, sondern aus weichem Leinen – gut verarbeitet und in einem hübschen Hellgrün. Ich entdeckte ein kleines Waschbecken, gerade groß genug, um sich zum Waschen hineinzustellen, und einen Eimer mit dampfendem Wasser daneben.

Ruskus hatte schnell reagiert. Ich war gerade erst wenige Minuten zuvor draußen abgesetzt worden, als er schon auftauchte und mich in dieses Zimmer führte. Und dass man mir warmes Wasser gab, war ungewöhnlich.

Verwirrt, aber wohl wissend, dass mir die Zeit davonlief, entledigte ich mich rasch der schmutzigen und zerrissenen Kleidung, die Enid so sorgfältig für mich angefertigt hatte, und stieg in das steinerne Waschbecken. Mit einem Tuch, das ebenfalls dort bereitlag, wusch ich mir den Schmutz und das Blut vom Leib. Das Blut dieser Kreatur. Aber auch das eines Freundes.

Eine andere Erinnerung blitzte vor meinem inneren Auge auf, in der ein Römer in Drakengestalt Aodhan, einem keltischen Krieger und Freund, der mich beschützen wollte, brutal die Kehle herausriss. Ich hatte schon geglaubt, aus uns beiden könnte mehr werden, falls die Kämpfe jemals enden würden. Er war freundlich zu mir gewesen, als mir die meisten anderen Clanmitglieder misstrauisch begegnet waren. Obwohl sie es zu schätzen wussten, wie ich die Römer, die sie schon zweimal angegriffen hatten, zu manipulieren vermochte, verstanden sie meine Gabe nicht und hielten sich von mir fern.

Aber nicht Aodhan. Er hatte herzlich gelächelt und sanft mit mir gesprochen. Er brachte Enid und mir sogar einen zusätzlichen Hasen oder auch eine Rehschulter für unsere Speisekammer, wenn er von der Jagd zurückkehrte. Ich versuchte, gegen die Tränen anzukämpfen, die dennoch über meine Wangen liefen, während ich mir sein Blut von Gesicht und Hals und den Schmutz vom Körper wusch.

Immer wieder warf ich einen Blick zum Wandschirm hinüber und rechnete damit, dass der Gebieter durch die Tür stürmen würde, um zu beenden, was seine Soldaten in Gallien begonnen hatten. Aber die Tür blieb glücklicherweise geschlossen und ich konnte mich in Ruhe waschen.

Neben dem Eimer stand eine Flasche mit duftendem Öl bereit. Obwohl es unmöglich war, mir das Haar so gründlich zu waschen, wie ich es sonst im Bach in der Nähe der Hütte tat, die ich mir mit Enid geteilt hatte, gab ich mein Bestes, um die Knoten mithilfe des Öls und des warmen Wassers zu entwirren. Ich wusch mir den Kopf mit dem letzten Wasserrest, der sich danach völlig verschmutzt um meine Knöchel sammelte.

Schnell trocknete ich mich mit einem Stofffetzen ab, kämmte mir das feuchte Haar und zog die grüne Tunika an, die meine schlanke Gestalt locker umspielte. Sie war für jemand Größeren genäht worden, jedoch sauber und weich, und zum ersten Mal, seit wir das Gebrüll der Todesreiter über uns gehört hatten, konnte ich ruhiger atmen und ließ mich aufs Bett sinken.

Mich von den Überresten des Kampfes zu befreien und meine Haut zu säubern, hatte meinen zitternden Körper irgendwie beruhigt, obwohl ich darauf wartete, ihm gegenüberzutreten. Ein weiteres Mal.

Jemand klopfte an die Tür. Ich sprang auf. Nach einer kurzen Pause öffnete Ruskus die Tür. »Folge mir, Mädchen.«

Ich ging hinter ihm her. Dafür, dass er hinkte, bewegte er sich ziemlich zügig.

»Mein Name ist Malina. Nicht *Mädchen*.«

Er brummte, als ob es ihn nicht sonderlich interessieren würde. Vielleicht musste er mich auch gar nicht besser kennenlernen, weil der General vorhatte, mich auf dem Markt zu verkaufen. Eine Welle neuer Angst brach über mich herein und ließ mein Herz schneller schlagen. Ich könnte bei einem brutaleren Gebieter landen. Oder in einem Bordell.

Ich ballte die Fäuste und versuchte, die Ruhe des eben vergangenen Augenblicks wiederzufinden, indem ich meine empathische Gabe nutzte, um meine Gedanken zu besänftigen. Während mich Ruskus durch das Haus führte, atmete ich tief ein und wieder aus.

Wir durchquerten einen riesigen Eingangsbereich, in dessen Boden ein weiterer roter Drache eingelassen war, der in die Höhe flog und einen Flammenstrahl ausstieß. Das musste das Familienwappen meines Gebieters sein. Das Mosaik sah kompliziert und farbenfroh aus und es musste eine Ewigkeit gedauert haben, es von einem begabten Kunsthandwerker erschaffen zu lassen. Trotzdem machte es mich zornig.

Überall in diesem Haus wurde ich daran erinnert, dass ich mich in der Höhle eines Drachen befand. Einem mächtigen Wesen, das sich nahm, was es wollte, und mit Furcht und Gewalt herrschte. Aber ich durfte mir diesen Zorn nicht ansehen lassen, wenn ich meinem Gebieter gegenübertrat, sondern musste die gehorsame Sklavin spielen, bis ich den besten Fluchtweg gefunden hatte.

Am Ende eines weiteren Korridors auf der gegenüberliegenden Seite dieses Hauses mit seinen endlosen Gängen und Räumen blieb Ruskus schließlich vor einer großen bogenförmigen Tür stehen. Er bedeutete mir hindurchzugehen und ich tat es. Ruskus stand in der Doppeltür stramm, die Hände vor sich verschränkt.

Ich betrat einen großen Raum, aus dem weitere bogenförmige Türen abgingen, die mit kunstvollen Säulen verziert waren und zu einer weiteren Terrasse führten, allerdings war ich mir sicher, dass sie sich auf der gegenüberliegenden Seite des Hauses von der befand, wo der Drache mich

abgesetzt hatte. Jenseits der Veranda erhellten Lichter die Stadt unter mir. Rom.

»Warst du schon einmal in Rom?«

Ich erschrak beim Klang der tiefen Stimme zu meiner Rechten. Er stand größtenteils im Schatten, aber das schwache Licht enthüllte dennoch sein Schlafgemach hinter ihm. Sofort verspürte ich den Drang, die Flucht zu ergreifen, und mein Herz raste angesichts dessen, was Fortuna jetzt mit mir vorhatte.

»Es gibt keinen Ausweg, Malina.«

Ich erstarrte beim Klang meines Namens aus seinem Mund. Mein Herz schlug noch schneller. »Ich hatte nicht vor zu fliehen.« Noch nicht.

Er beäugte mich bei meiner offensichtlichen Lüge skeptisch. »Du kannst gehen, Ruskus«, rief er durch den Raum.

Ich drehte den Kopf und sah, wie der Thraker die Stirn runzelte. Bevor er den Raum verließ, hielt er kurz inne, schloss dann aber die Tür hinter sich und ließ mich mit unserem Gebieter allein.

Sein Blick war kühl und fest auf mich gerichtet, als ich mich wieder zu ihm umdrehte. Offensichtlich empfand Ruskus es als ungewöhnlich, entlassen zu werden, aber das war nicht die Frage, die mir auf der Zunge lag.

»Woher kennt Ihr meinen Namen?«

»Ich kannte ihn schon immer.« Er trat weiter aus dem Schatten heraus und der Schein der Öllampen in den Regalen an den Wänden erhellte sein Gesicht. »Seit dem Tag, an dem ich dich kennenlernte. Ich hörte, wie deine ältere Schwester nach dir rief.«

Lela. Mein Brustkorb zog sich schmerzhaft zusammen. Ich weigerte mich vehement, jetzt an sie zu denken. Weigerte mich, an den letzten Moment, in dem ich sie gesehen hatte, zu denken. Wie gern hätte ich die Hand ausgestreckt und ihm meinen Namen aus dem Mund gerissen. Er

hatte nicht das Recht, ihn auszusprechen. Doch ich bekam kein Wort heraus und erschauderte nur erneut, obwohl mir der Grund dafür ein Rätsel war.

Ich hatte keine Angst vor ihm – so wie es hätte sein sollen. Was war dann dieses neue Gefühl, das mich bis in die Knochen erschütterte?

»Ich war noch nie in Rom«, beantwortete ich seine Frage eisig. Als ob ich jemals einen Grund gehabt hätte, diesen grässlichen Ort aufzusuchen.

Die goldenen Drachenaugen leuchteten in der Dunkelheit, als wäre es nicht nur der Mann, der mich mit derart grimmigem Blick musterte. Auch sein Drache beobachtete mich. Er war – den Göttern sei Dank – in eine seidene rote Tunika gekleidet, die ihm bis zu den Knien reichte. Trotzdem hatte ich sofort das Bild vor Augen, wie er sein Haus vor weniger als einer Stunde groß, stolz und nackt betreten hatte.

»Ich bin Julian«, sagte er schlicht.

Warum verriet er mir seinen Namen? Schließlich durfte eine Sklavin ihren Gebieter sowieso nur als *Dominus* ansprechen. Vielleicht wollte er einfach, dass ich seinen Namen kannte, falls ich mich in der Stadt verirrte oder entkam und, mochten die Götter es verhindern, gefangen genommen wurde und zu ihm zurückgebracht werden musste.

»Setz dich«, befahl er kühl und deutete auf eine lange gepolsterte Bank mit kunstvollem goldfarbenem Holzsockel. Es wäre sinnlos gewesen, sich zu widersetzen – zumindest jetzt –, daher kam ich der Aufforderung nach.

Er nahm mir gegenüber auf einem ausgefallenen Hocker Platz, dessen Beine aus Bronze zu bestehen schienen. Die Sitzgelegenheit sah edel und wunderschön aus, doch ich war besorgt, dass sie unter seinem Gewicht zusammenbrechen würde. Was nicht geschah.

So etwas wie das Sofa oder den Hocker hatte ich noch nie gesehen. Keltische Möbel und auch jene, die ich als Mädchen kannte, waren robust und für den täglichen Gebrauch gedacht, nicht zur Dekoration. Selbstverständlich schwelgten die Römer in Luxus und umgaben sich mit

einer Welt voller Eleganz und Schönheit. Das machte mich nur noch wütender.

Aber ich saß ganz still da, achtete auf eine ausdruckslose Miene und faltete die Hände sittsam im Schoß. Selbst im Sitzen überragte er mich, seine Größe und Statur ließen sich in keiner Position verhehlen.

»Warum hast du bei den Kelten gelebt?«

»Weil die Römer in mein Dorf eingedrungen sind und meine ganze Sippe ermordet haben.«

Sein Blick verfinsterte sich, da er diese Antwort offenbar nicht erwartet hatte. »Deine Schwestern?«

Ich schluckte den Kummer herunter, der immer aufkam, wenn ich an sie dachte, und antwortete nur: »Fort.«

Er hielt einen Moment inne, als müsste er diese neue Information verarbeiten. »Mit welcher Hexerei hast du den Kelten geholfen, meinen Vorgänger dreimal zu besiegen?«

Ich biss die Zähne zusammen und wollte es ihm nicht verraten. Als sich seine gleichgültige Miene verhärtete und er die erhabene Stirn runzelte, wurde mir bewusst, dass ich klüger sein musste. *Sag es ihm einfach und bring es hinter dich.*

Es war ja kein Geheimnis, dass die Kelten eine *Hexe*, wie sie mich nannten, zur Verteidigung gegen die römischen Angriffe eingesetzt hatten. Die Krieger hatten die Nachricht selbst verbreitet, um andere zu ermutigen, sich ebenfalls zu erheben und zu kämpfen, statt sich in die Niederungen und tiefen Wälder zurückzuziehen.

»Ich habe eine Gabe.« Ich hielt inne und leckte mir über die plötzlich trockenen Lippen. Sein Blick erfasste alles. »Ich kann die Gefühle anderer kontrollieren.«

Die Drachenaugen verengten sich. »Und was hast du mit den Soldaten gemacht?«

Achselzuckend gab ich zu: »Ich habe ihnen das Gefühl gegeben, hilflos zu sein, besiegt zu werden und starkes Heimweh zu haben.«

Er fluchte leise vor sich hin. »Deshalb gab es auch so viele nächtliche Desertionen.«

Aodhan und zwei seiner Freunde hatten mich nachts in die Nähe des römischen Lagers gebracht, wo ich dunkle Fäden aus Angst und Herzschmerz mit den Emotionen der Soldaten verwob.

Normalerweise konnte ich nicht viele Fäden auf einmal binden, doch während der Nachtstunden fiel es mir leichter, eine große Anzahl an Verbindungen zu erschaffen. Besonders emotional Angeschlagene waren in solchen Momenten leicht angreifbar. Der Plan war aufgegangen. Jene, die ihren Posten nicht mitten in der Nacht verließen, kämpften in dem Glauben, dass sie an diesem Tag unterliegen würden. Was sich dann auch bewahrheitete.

Julian starrte mich mit beunruhigender Direktheit an, aber ich zuckte nicht zurück und hielt seinem Blick stand. Ich blieb still und gehorsam sitzen und reckte das Kinn in die Luft.

»Nur wenige verstehen, dass Angst im Kampf eine Waffe ist. Du schon. Eine dakische Tänzerin aus den Karpaten. Wie kann das sein?«

Ich gab mir die größte Mühe, den Mund zu halten, fauchte dann aber: »Nur weil ich kein geübter Krieger mit allen Vorzügen einer römischen Ausbildung bin, heißt das noch lange nicht, dass ich die Grundlagen der Kriegsführung nicht verstehe.«

Er zog einen Mundwinkel nach oben, was eine direkte Auswirkung auf meinen Herzschlag hatte – er wurde plötzlich schneller. Einen Moment verharrten wir schweigend und er nahm meinen Anblick in sich auf.

»Das musst du mir genauer erklären«, verlangte er schließlich mit dieser dominanten, tiefen Stimme.

»Die Todesreiter kommen immer zuerst. Das ist eine Einschüchterungstaktik, um die Entschlossenheit der Feinde des Römischen

Reiches zu schwächen.«

»Die Todesreiter errichten einen Feuerkreis, um den Feind an einem Ort festzuhalten, damit er nicht entkommen kann.«

Ich schnaubte. »Soll das etwa bedeuten, es wäre nicht die Absicht der Römer, den Feind mit dem Gebrüll der Drachen und der Androhung eines feurigen Todes zu lähmen, indem die Todesreiter als Erste eintreffen?«

Er antwortete nicht, sondern starrte mich nur mit diesem lästigen schiefen Grinsen an.

Ich sprach weiter, ohne daran zu denken, dass ich mein Leben in große Gefahr brachte, indem ich ihn, meinen Gebieter, direkt ansprach. »Unabhängig davon, ob Ihr es nun zugebt oder nicht, weiß ich sehr wohl, was Angst anrichten kann. Angst kann den einen Gegner antreiben und einen anderen im Kampf lähmen.«

Er schwieg weiterhin und seine goldenen Augen leuchteten im Halbdunkel seines Schlafgemachs. Ich wurde mir plötzlich des großen Bettes bewusst, das sich ganz in der Nähe abzeichnete, und fragte mich, ob ich überhaupt eine Chance hätte, ihm zu entkommen, wenn er versuchen würde, mich dorthin zu zerren. Möglicherweise würde es mir ja gelingen, ihn mit meiner Magie zu manipulieren und ihn vielleicht in den Schlaf zu versetzen.

»Versuch gar nicht erst, deine Magie gegen mich einzusetzen«, warnte er mich mit tiefer, polternder Stimme.

Ich erschrak, weil er mich so leicht durchschauen konnte. Es stand mir nicht im Geringsten zu, ihm Fragen zu stellen, aber ich konnte mich einfach nicht beherrschen.

Ich leckte mir erneut über die Lippen. »Warum habt Ihr Euren eigenen Soldaten getötet, der mich angegriffen hat?« Das Bild eines gewaltigen Kiefers und durch die Gegend spritzenden Blutes zuckte durch meinen Kopf. »Warum habt Ihr mich hierhergebracht?«

»Silvanus hat sich einem direkten Befehl widersetzt.«

»Was für ein Befehl war das?«

»Die Kriegsgefangenen sollten unversehrt bleiben.«

»Warum?«

»Weil Sklaven eine profitable Ware sind. Und beschädigte Sklaven bringen nicht viel Geld ein.«

Seine Antwort traf mich wie ein Schlag in die Magengrube. Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Mein Wohlergehen oder die Tatsache, dass sein Soldat geplant hatte, mich zu vergewaltigen und damit vermutlich umzubringen, scherte ihn überhaupt nicht. Ihm ging es nur um Reichtum. Um Nutzen und Ertrag. Aber wie sollte es auch anders sein? Er war Römer.

Ich schluckte den Zorn hinunter, der die Säure in meinem Magen aufwirbelte, und fragte: »Was wird jetzt aus mir?«

»Genau das versuche ich herauszufinden«, erwiderte er. »Du brauchst eine Aufgabe in meinem Haus.«

»Ich kann kochen«, sagte ich ihm.

»Ich habe bereits einen Koch.«

»Ich kann die Wäsche waschen«, bot ich an und spürte ein Kribbeln auf der Haut, als ich merkte, dass er mich abermals durchdringend anstarrte.

»Meine Köchin Kara ist auch meine Wäscherin.«

»Was soll ich dann tun?«

Der Blick seiner goldenen Augen wanderte an meinem Körper entlang und ich bildete mir ein, dieses körperlose Streicheln beinahe zu spüren. »Du wirst meine Leibsklavin sein.«

»Eure … was?«

Eine Leibsklavin kümmerte sich um die körperlichen Bedürfnisse eines Römers – die Kleidung und Körperpflege –, hatte dem *Dominus* allerdings auch häufig zu folgen und in allen Belangen zu dienen, wann und wie er es verlangte.

»Ich brauche eine Leibsklavin. Diese Aufgabe wirst du übernehmen.« Seine Stimme wurde leiser und tiefer.

»Würdet Ihr es nicht vorziehen, dass sich ein Mann wie Ruskus um Eure … persönlichen Bedürfnisse kümmert?«

»Ruskus verwaltet mein Haus und meine Geschäfte.« Er beugte sich vor, stützte die Ellbogen auf die Knie und hatte die Hände lässig ineinander verschränkt. Seine Stimme hing wie ein heiseres Kratzen zwischen uns, seine Augen leuchteten. »Ich ziehe dich ihm vor.«

Ich saß ganz still da und saugte seine Worte und seine unerschütterliche Aufmerksamkeit in mich auf. Die Aussicht, einem römischen General so nahe zu sein, hätte mich eigentlich erschrecken müssen, aber das war bedauerlicherweise nicht der Grund, aus dem mein Herz bei dem Gedanken daran wie wild raste. Ganz im Gegenteil verspürte ich überhaupt keine Angst. Dieser verräterische Adrenalinstoß, der durch meine Adern schoss, war Aufregung.

»Du wirst dich jeden Morgen bei Sonnenaufgang und jeden Abend bei mir melden. Du wirst mir beim Anziehen, beim Baden und bei den Mahlzeiten helfen. Und obwohl Kara sich um den Großteil der Wäsche kümmert, wirst du meine ab sofort waschen. Du wirst dafür sorgen, dass mein Gemach und meine Bettwäsche sauber sind.«

Mein Blick schoss zu dem unfassbar großen Bett hinter ihm und mir schlug das Herz bis zum Hals.

»Wenn dich Kara nicht gerade in der Küche braucht, wirst du dich hier aufhalten.« Er machte eine ausladende Handbewegung, mit der er den ganzen Raum umfasste.

Dann hielt er inne und musterte mich mit diesem beunruhigenden, allwissenden Blick, als ob er erwartete, dass ich protestieren würde. In diesem Moment hatte ich jedoch nichts zu sagen. Er wollte mich nicht verkaufen oder schlagen, weil ich die Hexe war, die den Kelten geholfen hatte, sondern mich hierbehalten. In seiner unmittelbaren Nähe.

Nach einem Moment, der eine gefühlte Ewigkeit dauerte, stand er auf. Ich erhob mich ebenfalls und wappnete mich dafür, mich verteidigen zu

müssen. Erneut verzog er amüsiert die Lippen.

»Geh. Ruh dich aus. Ich stehe morgens immer sehr früh auf.«

Wahrscheinlich musste ich mich verbeugen, einen Knicks machen oder etwas in der Art, aber ich wollte einfach nur noch hier raus.

»Gute Nacht … Dominus«, murmelte ich und eilte zur Tür.

»Ich bringe dich in dein Zimmer«, sagte er hinter mir.

»Nein«, schrie ich praktisch schon, weil ich einfach nur von ihm wegwollte. »Das ist nicht nötig. Ich finde den Weg zurück.«

Dann eilte ich auch schon den schwach beleuchteten Korridor hinunter und wünschte, er hätte Ruskus nicht entlassen, damit der alte Mann mir den Weg weisen konnte. Ich bog links ab. Ich glaubte mich daran zu erinnern, dass Ruskus an dieser Abzweigung rechts abgebogen war. Oder waren wir durch einen anderen Gang hergekommen? Am Ende des Korridors konnte ich rechts oder links weitergehen, verharrte jedoch keuchend im lautlosen Korridor, weil ich nicht mehr weiterwusste.

»Du musst nach rechts«, sagte Julians tiefe Stimme direkt hinter mir.

Ich schrak zusammen und schaute über die Schulter. Augen wie die eines Raubtiers leuchteten mir aus der Dunkelheit entgegen.

»Folge mir, Malina.«

Er trat um mich herum, wobei er darauf zu achten schien, mich nicht zu berühren. Ich stieß einen Atemzug aus und konnte mich nicht davon losreißen, wie mein Name aus seinem Mund geklungen hatte. Dabei sollte mir das eigentlich nicht gefallen. Ich sollte mir nicht wünschen, es wieder zu hören. Irgendetwas stimmte nicht mit mir.

Ich folgte ihm durch das Labyrinth, das sein palastartiges Heim darstellte, und nahm dabei seine enorme Größe wahr. Ich wusste, dass ein guter Vorsprung meine einzige Chance war, von diesem Ort zu verschwinden. Nachdem wir einen Bogen um das Atrium und den plätschernden Brunnen geschlagen hatten und einen weiteren Korridor hinuntergegangen waren, gelangten wir schließlich zu einer vertrauten Tür.

In meinem Zimmer brannte jetzt eine Öllampe. Ich seufzte erleichtert und war dem ruppigen Ruskus dankbar dafür.

Julian drehte sich an der Tür zu mir um. Ich zog den Kopf ein, um seinem stechenden Blick auszuweichen, und huschte an ihm vorbei. Doch er packte mich am Arm und drehte mich bestimmend, aber sanft zu sich um.

Ich zuckte zusammen, als sich seine Hand meinem Gesicht näherte. Er verlangsamte seine Bewegung, aber anstatt mich zu berühren, griff er nach dem Lederriemen um meinen Hals. Als er die Münze unter meiner Tunika hervorzog und festhielt, streiften seine Finger mein Schlüsselbein.

»Der Aureus«, flüsterte er, scheinbar eher zu sich selbst.

Ich konnte ihn nicht ansehen. Mein Atem ging schneller, weil er es nun wusste. Wusste, dass vor langer Zeit ein törichtes Mädchen von einem Centurio fasziniert gewesen war, der ihr als Glücksbringer eine Münze geschenkt hatte. Und dass dieses törichte Mädchen diese Münze noch immer bei sich trug.

»Fortuna lächelt auf dich herab, Malina.«

Sofort loderte Hass in meiner Brust auf, als ich seinem Blick begegnete. »Wie könnt Ihr so etwas sagen?« Ich schluckte den Kloß hinunter, der sich in meinem Hals bildete, und blinzelte gegen das Stechen der Tränen an. Wenn ich wütend war, musste ich oft weinen und im Moment war ich außer mir vor Zorn. »Meine Familie wurde von *Euren* Leuten ermordet. Die Mitglieder des Clans, der mich bei sich aufgenommen hat, sind tot oder versklavt worden und jetzt soll ich die Leibsklavin eines Generals der römischen Armee sein. Fortuna *hasst* mich«, fauchte ich.

Es war mir sogar egal, ob er mich für meine Unverschämtheit bestrafen würde. Nach allem, was ich heute verloren hatte, wäre mir sogar eine ordentliche Tracht Prügel recht gewesen. Wie sollte mein Leben denn noch schlimmer werden?

Aber er reagierte nicht mit Zorn oder einer harten, unnachgiebigen Hand. Vielmehr starrte er die Münze an, die er vorsichtig zwischen den langen

Fingern hielt, bevor er sie schließlich losließ, sodass sie auf meine Tunika fiel. Er begegnete meinem Blick und wirkte gänzlich unbeeindruckt von meiner Wut.

»Du wärst heute Nacht gestorben«, erklärte er gleichgültig, »wenn ich nicht eingegriffen hätte. Und jetzt bist du hier in meinem Haus in Sicherheit.«

Ich holte tief Luft. »Bin ich das wirklich?«

Goldene Augen musterten mein Gesicht – Wangen, Augenbrauen, Lippen –, dann starrte er mit unerschütterlicher Zuversicht auf mich herab. Voller Dominanz. »Gute Nacht, Malina.«

Er drehte sich um und verschwand durch den dunklen Flur. Ich schloss die Tür – es gab kein Schloss, um sie zu verriegeln –, blies die Öllampe aus und legte mich ins Bett. Überrascht über das bequeme Kissen und die weiche Decke, versuchte ich, meine umherwirbelnden Gedanken und mein unregelmäßig schlagendes Herz zu beruhigen.

Meine Hand fand den Aureus und hielt ihn fest umklammert, wie ich es schon so viele Nächte getan hatte, voller Hoffnungen und Wünsche. Seltsamerweise hörte mein armseliges kleines Herz nie damit auf, zu hoffen und zu wünschen, selbst wenn mein Leben völlig auf den Kopf gestellt wurde. Schniefend schlummerte ich ein und träumte.

Nein, das war eine Erinnerung …

»Was ist, wenn du dich in Bezug auf meine Gabe irrst und sie sich nie manifestiert?«

»Hab Geduld, kleine Mina. Ich habe es gesehen. Du bist eine Empathin. Die Zeit wird es schon zeigen.«

Sie bürstete mir das Haar, während ich im Schneidersitz auf dem Boden ihrer Hütte vor dem Feuer saß.

»Das spielt keine Rolle. Was nützt es, die Gefühle anderer zu kennen? Die kann ich auch ohne irgendeine Gabe sehen. Papo ist den ganzen Tag

über mürrisch. Da, siehst du? Ich bin eine Empathin.«

Bunica gluckste auf ihre leise, heisere Art und fuhr mit unendlicher Geduld durch mein Haar.

»Dein Großvater ist nicht die ganze Zeit mürrisch.«

»Pah. Wann ist er denn mal anders?«

»Wenn er mit mir im Bett liegt.«

»Igitt, das ist eklig, Bunica! Sag doch nicht so was!« Ich erschauderte bei der Vorstellung, wie sich meine Großeltern zusammen im Bett wälzten.

Sie lachte erneut. Als sich Stille über uns herabsenkte und mich ihre beruhigenden Streicheleinheiten mit der Bürste in einen schläfrigen Zustand versetzten, sprach sie sanft, aber bestimmt weiter.

»Emotionen sind mächtig, Mina. Das musst du mir glauben. Eines Tages wirst du nicht nur in der Lage sein, sie zu erkennen, sondern kannst sie auch kontrollieren. Sie verändern. Das wird deine wahre Kraft sein. Du kannst den Hoffnungslosen Hoffnung schenken, den Freudlosen Freude und den Ruhelosen Ruhe.«

Sie hielt inne und forderte mich auf, mich umzudrehen. Immer noch sitzend, schaute ich in die warmen braunen Augen meiner Großmutter. Ich wusste, dass sie gern Blickkontakt herstellte, wenn sie etwas Wichtiges zu sagen hatte, etwas, das mit ihrer Gabe als Seherin zu tun hatte.

»Eines Tages wird deine Gabe den Verlauf des Krieges wenden. Sie wird dabei helfen, den Feind zu besiegen. Sie wird die Herzen der bösartigen, gefährlichen Männer in Angst und Schrecken versetzen.« Sie berührte mein Kinn mit ihren faltigen Fingern und hielt meinen Blick fest. »Du, meine liebe Mina, wirst die Welt in deinen Bann ziehen.« Sie strich mir über die Wange und ihre Augen schimmerten im Licht des Feuers glasig und schienen in die weite Ferne zu blicken. »Du und deine Schwestern, ihr werdet uns alle retten.«

Aber Bunica hatte sich geirrt. Ich konnte niemanden retten. Nicht einmal mich selbst.

OceanofPDF.com

4
Malina

Ich erwachte mit dem Geruch von frisch gebackenem Brot in der Nase und dem beunruhigenden Gefühl, beobachtet zu werden. Als ich mich aufrichtete und zur Tür schaute, verschwand ein Junge mit lockigem Haar schnell nach draußen und ließ die Tür weit offen stehen.

»Sie ist wach, Kara!«, hörte ich eine Stimme, bei der es sich um die des Jungen handeln musste, der mich eben noch ausspioniert hatte.

»Geh mir nicht auf die Nerven und bring mir lieber die Ziegenmilch, sonst bekommst du kein Frühstück«, schnauzte ihn eine Frau an.

»Aber ich will sie kennenlernen«, jammerte der Junge.

Das durch das Fenster hereinfallende Morgenlicht verriet mir, dass die Sonne bereits am Himmel stand. Ich hatte tief und fest geschlafen, was angesichts meiner aktuellen Lage schon seltsam war.

Rasch stand ich auf und machte das Bett. Als ich mir dann die Schuhe anziehen wollte, die ich hinter den Wandschirm gestellt hatte, konnte ich sie nicht finden. Sie waren verschwunden, genau wie die zerrissenen und schmutzigen Kleider, in denen ich hergekommen war.

Das Waschbecken war leer, aber auf dem Beistelltisch standen ein mit sauberem Wasser gefüllter Krug und eine Schüssel sowie ein ausgefranstes Stäbchen und eine Reinigungspaste zum Zähneputzen. Neben dem Kamm, den ich gestern Abend benutzt hatte, lagen zudem kleine Bänder. Wahrscheinlich sollte ich mir damit das Haar zurückbinden.

Seltsam. Das war nicht das, womit ich nach dem Aufwachen gerechnet hatte.

Ich kämmte mir das Haar und flocht es zu einem langen Zopf, der mir auf den Rücken fiel. Ich benutzte das feinkörnige Pulver und den ausgefransten Stab, um mir die Zähne zu putzen, bevor ich mir den Mund gründlich ausspülte.

»Kommst du irgendwann auch mal aus deinem Zimmer raus?«, wollte dieselbe Jungenstimme von zuvor wissen.

Ich trat hinter dem Wandschirm hervor und sah einen großen, schlaksigen Jungen von etwa zehn Jahren in der Tür stehen. Sobald er mich bemerkte, grinste er breit, wodurch seine Grübchen zum Vorschein kamen. »Ich bin Stefanos.«

Er war ein hübsches Kind und trug eine braune Tunika und eine dunkle Hose. Stirnrunzelnd beäugte er meine Füße. »Du brauchst Schuhe.«

»Meine alten sind nicht mehr da«, erwiderte ich.

Er ging ans Fußende meines Bettes und klappte den Deckel der Truhe auf. »Probier mal die hier.« Er stellte ein gut gearbeitetes Paar Sandalen auf den Steinboden. »Oder vielleicht diese.« Er nahm noch ein anderes Paar heraus, das mehr vom Fuß bedeckte.

Das zweite Paar passte überraschend gut. Ich setzte mich auf die Bettkante und zog es an. »Ihr habt einfach so weitere Schuhe im Haus herumliegen?«

»Ich helfe dir.« Schon kniete er sich zu meinen Füßen hin und schlang mir die Riemen um den Knöchel. »Ja. Dominus weiß nie, wann sich ein neues Mitglied unserem Haushalt anschließt.«

Mitglied. Ich versuchte, ernst zu bleiben, wo er doch in so freundlichem Tonfall von *Mitgliedern* des Haushalts sprach. Als ob sie eine Wahl hätten. Als wollten wir uns diesem Haushalt freiwillig anschließen.

»Mein Name ist Malina.«

»Du bist sehr hübsch«, sagte er und strahlte mich wieder an.

Ich blickte voller Herzlichkeit auf ihn herab und stellte fest, dass ich die Offenheit von Kindern, die unbekümmert aussprachen, was sie dachten, fast vergessen hatte. Allerdings kam er mir für dieses Verhalten ein bisschen alt vor.

»Danke, Stefanos.«

Mein Magen zog sich zusammen, als ich erkannte, was er um den Hals trug. Eine einfache Metallkette und auf der Stahlplatte in der Mitte prangte ein Name: JULIANUS IGNIS DAKKIA. Das war sein Sklavenhalsband. Mir wurde zudem speiübel, als ich bemerkte, was das Halsband größtenteils verbarg: eine tiefe Narbe, die über seine gesamte schmale Kehle verlief. Dieser Junge wäre beinahe durch die Klinge von jemandem umgekommen.

»Danke für deine Hilfe mit den Schuhen«, sagte ich freundlich und versuchte dabei die Besorgnis zu verbergen, die er in mir heraufbeschworen hatte.

Er lächelte abermals und befestigte den letzten Riemen.

»Komm mit«, verlangte er aufgeregt. »Du musst Kara kennenlernen.«

Wir gingen nur wenige Meter den Flur entlang, bevor wir in eine lange Küche mit einer Reihe von offenen Fenstern kamen. Hinter den Fenstern konnte ich die Ställe erkennen. Draußen gackerten zahlreiche Hühner in einem Gehege. Meine Aufmerksamkeit galt jedoch der kleinen stämmigen Frau mit dunklem Haar, die auf ihrem Arbeitstisch Teig ausrollte.

»Stefanos«, fuhr sie den Jungen an. »Hol die Milch, sonst gibt’s kein Frühstück.«

Er verdrehte die Augen, eilte dann aber aus der Tür hinaus auf den Hof und verschwand irgendwo links von den Fenstern. Als ich mich zu der Frau umdrehte, knetete sie weiterhin den Teig, hatte den harten Blick jedoch auf mich gerichtet.

»Du bist keine Keltin.« Ihre Stimme klang anklagend.

Ich schüttelte den Kopf. »Dakerin.«

»Ruskus sagte, Dominus hätte dich von den keltischen Schlachtfeldern mitgebracht.«

»Das ist korrekt.« Ich straffte mich, als ich merkte, dass dies ein Verhör war. »Meine Familie wurde getötet. Die Kelten hatten mich bei sich aufgenommen.«

Sie knetete weiter und musterte mich finster. »Ich bin Kara und leite die Küche.«

Unter ihrem anklagenden Blick verstummte ich und nickte nur. Falls sie glaubte, ich wäre auf ihre Position aus, dann hatte sie sich getäuscht. Ich hoffte vielmehr, so unbemerkt wie möglich zu bleiben, um so leichter entkommen zu können.

Sie faltete den Teig und wischte sich die Hände an ihrer Schürze ab. »Meines Wissens sollst du dem Gebieter dienen. Aber wenn er dich nicht braucht, wirst du mir helfen. Es gibt hier immer etwas zu tun.«

Seltsam, dabei hatte Julian gestern Abend noch behauptet, er hätte genügend Sklaven für sämtliche im Haushalt anfallende Arbeiten.

»Wie viele von uns gibt es in diesem Haus?«

»Wir sind vier. Jetzt fünf.« Sie zeigte zum Fenster. »Ivo bleibt die meiste Zeit in den Stallungen und auf dem Hof. Er wohnt auch dort.« Sie warf mir einen vielsagenden Blick zu. »Er redet zwar nicht, hört aber so einiges. Bilde dir also nicht ein, du könntest dich auf diese Weise davonschleichen. Das wäre sinnlos. Du würdest nicht weit kommen.«

Ich fragte mich, woher Kara wusste, dass ich bereits meine Flucht plante, und bemühte mich um eine ausdruckslose Miene. »Das hatte ich auch gar nicht vor.«

Sie schnaubte, während ich den riesigen Mann, der die Hühner fütterte, durch das Fenster musterte. Er hatte kurzes dunkles Haar und gluckste den Hühnern zu, die um ihn herumliefen.

Wir waren also zu fünft. Das schienen mir sehr wenige Bedienstete für ein Haus dieser Größe zu sein.

In diesem Moment betrat Ruskus die Küche. Er tauschte einen Blick mit Kara und kam dann auf mich zu. Sein Hinken war an diesem Morgen nicht ganz so auffällig. Das erinnerte mich an einen Mann zu Hause in Dakien, der ähnliche Probleme gehabt hatte und dessen Hinken im Laufe des Tages immer schlimmer geworden war.

»Leg dir das um, Mädchen.« Er hob eine Kette hoch, die Stefanos' glich.

Ich stellte fest, dass die beiden auch eine solche Kette trugen.

Ruskus hielt inne, machte ein betretenes Gesicht, runzelte die Stirn und wandte sich Kara zu. »Du solltest ihr dabei helfen.«

Ich stand einfach nur da und starrte die beiden an, während Kara zu ihm ging und ihm die Kette abnahm. »Na, dann komm mal her. Und hör auf zu glotzen!«

Es war ja nicht so, als hätte ich eine Wahl. Mein Schicksal war besiegelt und doch wollte dieser waghalsige Teil von mir aus Trotz schreien. Das tat ich natürlich nicht. Ich knirschte mit den Zähnen und ging schweigend zu Kara hinüber.

»Du musst die andere Kette abnehmen.«

In diesem Moment fand ich meine Stimme wieder. »Nein.«

Kara sah mich stirnrunzelnd an. »Wenn die beiden aneinanderreiben, scheuerst du dir die Haut wund.«

»Dieses Band ist aus Leder. Es wird schon gehen.«

Ich zog die Halskette nicht aus meiner Tunika, sondern hielt sie wie immer versteckt. Es grenzte an ein Wunder, dass ich sie schon so lange besaß, ohne dass sie mir je vom Hals gerissen worden war.

Fortuna lächelt auf dich herab, Malina.

Ich erschauderte bei der Erinnerung an Julian, der letzte Nacht hinter mir in der Dunkelheit gestanden hatte. Wie konnte er so etwas nur sagen? Sie hatte mich im Stich gelassen. Ich fragte mich, ob meine dakischen Götter mich dafür bestraften, dass ich mein Vertrauen in eine fremde Göttin gesetzt hatte.

Dennoch konnte ich die Münze nicht abnehmen. Sie war ein Talisman, den ich nicht aufgeben durfte, selbst wenn ich der Ansicht war, dass mein Pech vor allem darauf beruhte.

Kara hatte die Kette inzwischen unter meinem Zopf befestigt. »Mach nicht so ein Gesicht!«, fuhr sie mich an. »Diese Halskette wird dich beschützen.«

Ich schnaubte verächtlich. »Ach ja? Das Halsband meines Gebieters?«

»Der Name deines Gebieters«, korrigierte sie mich mit finsterer Miene. »Niemand wird es wagen, dir etwas anzutun, solange du seinen Namen um den Hals trägst. Du solltest ihm dankbar sein.«

Ein scharfer Schmerz durchzuckte mich. Was würde wohl aus Enid werden?

»Das reicht jetzt. Der Gebieter ist wach«, fauchte Ruskus unwirsch.

Kara nickte Ruskus zu und ging zurück zu ihrem Tisch und ihrem Teig. »Du kannst später frühstücken.«

Ich hatte sowieso keinen Hunger, daher machte es mir nichts aus. Ruskus führte mich denselben Weg entlang, den ich gestern Abend genommen hatte, aber bei Tageslicht konnte ich erkennen, wie opulent und schön Julians Haus wirklich war.

Hohe, in Rot und Gold gestrichene Säulen schmückten jede Tür. An jeder Wand befanden sich aufwendige Mosaike, die Blumen und Landschaften darstellten. In der Nähe des Atriums, das an eine Versammlungshalle für die Gäste erinnerte, zierte ein riesiges Mosaik den Boden, das die Jägerin Diana in Drakengestalt zeigte. Den Bogen gespannt, die Flügel gespreizt, den Schwanz hinter sich zusammengerollt, richtete sie den Blick nachdrücklich auf eine nicht zu sehende Beute.

Der Saal mit dem Diana-Mosaik war mit niedrigen Sitzgelegenheiten, Samtkissen auf dem Boden und einem großen Plüschteppich darunter ausgestattet – als würden hier Feste gefeiert oder Gäste unterhalten.

Ich fragte mich, wie oft Julian hier Feiern abhielt, und hoffte, das nie erleben zu müssen. Beim Gedanken an einen Raum voller Römer, die tranken und schlemmten, während ich sie bedienen musste, drehte sich mir der Magen um. Außerdem ließen die Gerüchte über das, was die Römer bei ihren Zechgelagen zur Unterhaltung mit ihren Sklaven anstellten, neue Angst in mir aufkeimen. Ich hatte nicht vor, mich zum Spielzeug machen und von diesen Kreaturen benutzen und missbrauchen zu lassen. Bevor es dazu kommen konnte, musste ich unbedingt einen Fluchtplan schmieden.

Ruskus ging durch den langen Korridor zurück zu Julians Schlafgemach. Er blieb an der offenen Tür stehen, wartete, bis ich hineingegangen war, und verschwand wieder. Anders als am Vorabend verweilte er nicht, bis er entlassen wurde.

Der Raum sah unverändert aus. Ich warf einen Blick auf den Stuhl und das Sofa, wo wir während unseres Gesprächs gesessen hatten. Sein riesiges Bett stand vor den offenen Terrassentüren. Es hatte dicke Holzpfosten und einen mit durchsichtigen Vorhängen versehenen Baldachin. Die Größe des Bettes war eindeutig auf seine eigene zurückzuführen. Das Bettzeug war von der Nacht noch zerknittert. Ich runzelte die Stirn angesichts der intimen Szene und der Tatsache, dass es meine Aufgabe sein würde, es für ihn zu richten.

Mein Blick blieb an einem Regal zu meiner Rechten hängen, das sowohl mit Papyrusschriftrollen als auch mit gebundenen Büchern gefüllt war. Ich konnte nicht verhindern, näher zu treten und mit einem Finger über die abgenutzten Buchrücken zu streichen. Die Schriftrollen interessierten mich nicht weiter, stattdessen nahm ich ein gebundenes Buch aus dem Regal. Ich rechnete mit einem Text über militärische Kriegsführung und staunte nicht schlecht, als ich den Titel einer griechischen Tragödie las.

Ich stellte das Buch zurück, zog ein anderes heraus und schlug es in der Mitte auf. Dieses war auf Latein verfasst worden. Der Autor faselte vom

Schlüssel zum Glück und wie man den inneren Frieden fand. Ich musste lachen.

»Was ist so lustig?«

Beim Klang seiner tiefen Stimme klappte ich das Buch überrascht zu. Julian stand direkt hinter einem Wandschirm und beobachtete mich. Er trug eine kurze rote Tunika, die viel zu viel seiner kräftigen Oberschenkel enthüllte, und schlang sich den zusätzlichen Stoff der Robe über eine Schulter.

Rasch stellte ich das Buch wieder an seinen Platz zurück, drehte mich um und wartete darauf, dass er mich anschreien würde, weil ich es gewagt hatte, seinen Besitz zu berühren.

»Du bist spät dran«, war alles, was er sagte. Mit ruhiger Miene stand er da, die Robe nur halb über eine Schulter gehängt.

»Bitte verzeiht«, stammelte ich schnell. »Ich habe mich noch nicht an …« Ich schüttelte den Kopf und rang nach den richtigen Worten.

»An dein neues Zuhause gewöhnt?« Er hob fragend die Brauen.

Ich konnte nur stumm nicken.

»Komm her.« Er beobachtete mich aufmerksam, als würde er damit rechnen, dass ich mich ihm sofort widersetzte.

Ich machte einige Schritte auf ihn zu.

Einen Moment lang starrten wir einander an, aber ich konnte diesem Blick nicht länger standhalten. Er brachte mich völlig durcheinander und verunsicherte mich. Das war äußerst unangenehm, erst recht im Hinblick auf die Tatsache, dass meine Gefühle das Einzige in meinem Leben waren, das ich immer unter Kontrolle gehabt hatte – ebenso wie die anderer, wenn es erforderlich wurde.

»Steck diese Ecke hinten rein.« Er drehte sich um.

Endlich dämmerte mir, dass ich einfach nur meine Arbeit machen und ihm beim Ankleiden helfen sollte. Nachdem er mir erklärt hatte, was zu tun war, erledigte ich es und trat einen Schritt zurück.

»Kara steht immer bei Sonnenaufgang auf«, sagte er, als er sich zu mir umdrehte. »Ich werde sie anweisen, dafür zu sorgen, dass du dann ebenfalls geweckt wirst.«

Obwohl sein Tonfall keinen Ärger verriet, war offensichtlich, dass ihn meine Verspätung verärgert hatte.

»Und Ihr steht auch immer bei Sonnenaufgang auf?«, fragte ich und schrak bei meinem scharfen Tonfall zusammen.

Sofort senkte ich den Blick auf den Boden, aber mir entging nicht, dass er sich versteifte und die Arme verschränkte.

»Sieh mich an, Malina.«

Während ich mich innerlich verfluchte, kam ich der Aufforderung nach. Man konnte ihm den Unmut deutlich ansehen.

»Jetzt schau hinter mich. Siehst du die Anzahl der Bögen, die nach Osten zeigen? Ich wache immer mit den ersten Sonnenstrahlen auf.«

»Ihr könntet Vorhänge anbringen lassen.«

Seine Miene verfinsterte sich noch mehr, bevor er schnaubte. »Damit ich den ganzen Tag faul im Bett liegen kann«, sagte er voller Abscheu, aber es war eher eine Feststellung als eine Frage. »Ich bin ein vielbeschäftigter Mann. Es gibt eine Menge zu tun. Und ich erwarte, dass du dich an meinen Zeitplan hältst und deine Arbeit auch erledigst, wenn ich nicht im Haus bin.«

Sein Tonfall war eindeutig züchtigend und spiegelte seine Verärgerung wider. Ich stieß einen flachen Atemzug aus und stellte fest, dass ich durchaus leichtsinnig war, so wie es Lela immer behauptet hatte. Mein loses Mundwerk brachte mich oft in Schwierigkeiten.

Als er schwieg und mich nur mit seinen unnatürlichen Augen betrachtete, biss ich die Zähne zusammen.

»Ich werde fast den ganzen Tag unterwegs sein. Nachdem du meine Gemächer aufgeräumt hast, hilfst du Kara bei allem, was sie von dir verlangt.«

»Wohin geht Ihr?«

Er stieß einen gereizten Seufzer aus. »Das geht dich nichts an. Es steht dir auch nicht zu, danach zu fragen.«

»Ich muss mich entschuldigen. Erneut.« Ich rang die Hände. »Ich stelle häufig zu viele Fragen.«

Angespanntes Schweigen senkte sich auf uns herab, während er mich weiterhin mit seinen goldenen Augen musterte. Erneut war ich es, die den Kontakt unterbrach und demütig den Blick senkte, wobei ich versuchte, die unterwürfige Sklavin zu spielen, die er zu sehen erwartete. Dass mir das erfolgreich gelang, wagte ich zu bezweifeln.

»Du kannst mich alles fragen, was du willst … unter vier Augen«, sagte er leise, fügte dann aber mit kalter Befehlsstimme hinzu: »Außerhalb dieses Hauses wirst du dich unterwürfig, gehorsam und still verhalten.«

Abermals war ich verwirrt. Warum sollte er mir überhaupt diese Freiheit gewähren? Aber ich wusste, wann mir Gnade erwiesen wurde, und nickte.

Als er um mich herum in Richtung Flur ging, räusperte er sich und fügte fast schon widerwillig hinzu: »Wenn es deine unangebrachte Neugier befriedigt: Ich gehe heute ins Forum, um mich dort um einige Dinge zu kümmern.«

»Ist der Sklavenmarkt im Forum?«

»Ja.« Er drehte sich um und wirkte noch immer verstimmt. »Warum fragst du?«

»Würdet Ihr …« Ich leckte mir über die Lippen und war plötzlich nervös, weil ich merkte, dass Verzweiflung in meiner Stimme mitschwang. Auch wenn ich ihn bereits verärgert hatte, musste ich es einfach fragen: »Würdet Ihr mich bitte mitnehmen, damit ich herausfinden kann, ob eine bestimmte Person aus meinem keltischen Stamm dort ist? Und könntet Ihr sie dann bitte kaufen?«

»Warum sollte ich das tun?«

»Sie ist eine hervorragende Näherin.«

»Ich brauche keine Näherin.« Er wandte sich zum Gehen.

Ich fiel auf die Knie und griff nach dem Saum seiner Toga. *»Bitte.«*

Langsam drehte er sich wieder zu mir um und starrte mich an, wobei seine Augen heller zu brennen schienen. »Was soll das werden?«, knurrte er.

»Das ist doch offensichtlich. Ich flehe Euch an, eine Frau zu retten. Sie kann hart arbeiten.« Mein Herz schlug schneller, als ich mich an seine Robe klammerte und mir bewusst wurde, wie verletzlich ich vor ihm kniend war.

»Ich brauche keine weitere Sklavin«, brummte er. »Ich habe nicht einmal *dich* gebraucht«, fügte er schroff hinzu, wobei die in seiner Stimme mitschwingende Frustration deutlich zu hören war.

»Bitte«, flehte ich mit zitternder Stimme. »Sie hat mich aufgenommen, als es sonst niemand tun wollte. Ich verdanke ihr mein Leben.«

Er streckte eine Hand nach mir aus, als sich unsere Blicke trafen. Weder zuckte ich zurück noch versuchte ich, mich ihm zu entziehen, als er mit den Fingerkuppen von der Kehle nach oben fuhr bis zu der Stelle, unter der mein Puls am deutlichsten zu spüren war.

»Du hast Angst«, stellte er fest und ließ die Fingerkuppen an meinem Hals entlang und hinauf zu meinem Kinn wandern.

»Um sie, ja. Um Enid.«

Er legte die Finger sanft um mein Kinn und seine Stimme nahm einen tiefen, samtenen Tonfall an. »Und was bekomme ich von dir dafür, dass ich das für dich tue?«

Ich schluckte schwer und war zutiefst erschrocken über seine leise Frage und all die Gefallen, die er für diesen Handel verlangen könnte. Mein Brustkorb hob und senkte sich schneller und ich flüsterte: »Was immer Ihr wollt.«

Er zog eine dunkle Augenbraue hoch und klemmte mein Kinn sanft zwischen zwei Finger ein. »Ach ja?«

Ich rührte mich nicht, sondern hielt seinem Blick stand. In diesem Moment war ich ganz und gar seine Gefangene, unfähig, wegzuschauen oder mich zu bewegen.

»Du weißt, dass sie dich für eine Hexe halten?« Seine Stimme klang sanft und melodiös, auch wenn sein Griff um mein Kinn fester wurde.

»Ja.«

»Ich möchte mehr über dein Tun erfahren, kleine Hexe.«

»Ich habe Euch doch schon alles gesagt.«

In seinem Lachen schwang so gut wie keine Belustigung mit. »Du hast mir sehr wenig erzählt. Gerade genug, damit ein römischer General aufhört, dir Fragen zu stellen. Aber ich möchte mehr über das erfahren, was du tun kannst.«

»Damit Ihr es im Kampf gegen andere einsetzen könnt?«, entgegnete ich, obwohl ich weiterhin zu seinen Füßen kniete.

Er lächelte. »Was hat es für eine Bedeutung, was ich mit diesen Informationen anstelle? Du gehörst mir, Malina, und ich kann mit dir machen, was ich will.«

Ich warf ihm einen finsteren Blick zu und wusste ganz genau, dass er die in meinen Augen lodernde Wut unmöglich falsch verstehen konnte. Sein Lächeln wurde jedoch nur noch breiter.

»Da ist der Feuervogel ja wieder.« Er lockerte seinen Griff, strich mit dem Daumen über meine Unterlippe und verweilte dort auf eine Art und Weise, die mich erschaudern ließ, bevor er die Hand wegzog. »Sind wir uns einig? Du wirst mir jeden Abend, wenn du mir das Abendessen servierst, eine Frage beantworten, die ich dir über deine mystische Gabe stelle – und zwar aufrichtig. Im Gegenzug werde ich deine Enid retten. Falls sie noch am Leben ist.«

Dies ließ mich zusammenzucken, aber dann nickte ich.

»Sag ›Ja, Dominus‹, damit ich deine unumstößliche Zustimmung habe.«

»Ja, Dominus«, stieß ich zittrig hervor.

Er senkte das Kinn und richtete sich zu seiner vollen Größe auf. »Steh auf.«

Ich erhob mich und zuckte zusammen, als er meinen Oberarm umschloss und dicht an sich zog. Seine Gesichtszüge verhärteten sich, aber sein Timbre noch mehr, als er fragte: »Weißt du, welche Bedeutung meine Kleidung hat?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Das ist die Farbe meines Hauses. Kennst du dich mit der Abstammung der Drachen aus?«

Ich schluckte schwer und flüsterte: »Ja. Meine Großmutter hat sie mir beigebracht.«

Er brummte. »Kluge Frau. So kannst du die römischen Bürger überall ausmachen. Die Patrizier werden eine Toga, eine Stola, eine Schärpe oder sogar einen Anhänger mit Juwelen in ihrer Hausfarbe tragen.« Sein durchdringender Blick ließ mich verstummen. »Kennst du alle Häuser?«

Ich nickte und bekam keinen Ton heraus.

»Gut.« Er kniff die Augen zusammen. »Dein Blick ist zu direkt. Sieh einem Drachen nie in die Augen. *Niemals.* Hast du das verstanden? Vergiss nicht, wer du bist.«

»Ich weiß, wer ich bin«, konterte ich, wobei mein Stolz mir diese Worte über die Lippen kommen ließ.

Aus irgendeinem Grund wurde sein Gesichtsausdruck sanfter. »Nein, Malina.« Er zog mich näher zu sich heran. Seine Wut war verflogen und in seinen Augen funkelte etwas anderes, das ich selbst als Empathin nicht einordnen konnte. »In Rom bist du nicht länger eine der schönen Bihari-Schwestern, die im Schatten ihrer geliebten Karpaten für die Massen tanzen.«

Es verschlug mir den Atem, dass er meinen vollen Namen kannte. Dass er so zärtlich und intim mit mir sprach, während er mich offensichtlich in meine Schranken wies.

»Du bist nicht länger die Hexe, die den Kelten gegen die römischen Legionen geholfen hat«, sagte er leise.

»Wer bin ich denn?«, fragte ich mit zittriger Stimme.

»In Rom bist du ein Niemand. Eine Sklavin. Eine von vielen.«

Mein ganzer Körper bebte vor Angst und Wut, ein Gemisch von Gefühlen, das mich sprachlos machte. Denn was sollte ich darauf erwidern? Er hatte recht. Ich hatte alles verloren. Und jeden. Ich war allein und nicht mehr als das, was mein römischer Gebieter mir zu sein erlaubte.

Schließlich ließ er mich los. »Folge mir.«

OceanofPDF.com

5

Julian

Das war nicht gut. Oder klug. Und doch war ich hier und schlenderte den Hügel hinunter zum Forum, während Malina ein paar Schritte hinter mir lief.

Es schmerzte mich, dass ich sie zwingen musste, den langen Weg zu Fuß zu bewältigen, aber sie auf dem Pferd mitzunehmen, hätte nur noch mehr Aufmerksamkeit erregt. Sie würde auch so schon viel zu sehr auffallen, ohne dass ein Patrizier seine neue Sklavin auf dem Rücken seines Pferdes mitnahm.

Als wir den Stadtrand erreichten, wurde ich langsamer, weil ich sie in meiner Nähe haben wollte. Ich brauchte ihre Nähe. Zum Glück lag das Forum nicht sehr weit entfernt. Ich hatte mein Haus vor allem aufgrund der Nähe zum Geschäftsviertel erworben, in dem ich schnell Neuigkeiten über die Schlachten und die Senatoren erfahren und mich diskret mit Freunden treffen konnte.

Auch wenn ich meinen Dienstboten absolutes Vertrauen entgegenbrachte, hatte der Kaiser doch überall Spione. Ich konnte nicht davon ausgehen, dass die Nachbarn in Sichtweite meines Hauses nicht beobachteten, wer kam und ging.

Das Forum war der beste Ort für verdeckte Treffen. Solche, die in keiner Weise geplant oder verdächtig erscheinen würden. Jedenfalls erhoffte ich

mir für heute, einen bestimmten Freund zu treffen und ohne Zwischenfälle einige Informationen auszutauschen.

Aber jetzt hatte ich Malina bei mir. Und stand vor der Aufgabe, ihre Freundin aus dem keltischen Clan zu finden und zu kaufen. Dabei hatte diese die Reise in den Netzen der Sklavenhändler möglicherweise gar nicht überlebt. Sie gingen mit ihrer Fracht nicht gerade sanft um, und falls sie ein älterer Mensch war, musste sie unglaublich widerstandsfähig sein, um das zu überleben.

Wir nahmen einen langen Weg zwischen Reihen von Wohnhäusern hindurch. Dieser Teil Roms war nicht so schmutzig wie andere, aber ich umfasste dennoch Malinas Unterarm, um sie in meiner Nähe zu behalten. Als ich einen Blick über die Schulter warf, starrte sie mit großen Augen auf die Menschen, die sich hier und da tummelten. Dann bemerkte sie die Schmierereien an einer langen Wand.

Ich folgte ihrem Blick. Die Graffitis hatten stets denselben Inhalt und waren vulgär und von Darstellungen großer, übertriebener Phalli. Hier sah man den Kaiser in Drakengestalt, der auf dem Kolosseum stand und Feuer gen Himmel spuckte. Sein erigierter Penis war größer und länger als sein Drachenschwanz. Daneben prangten weitere Bilder verschiedener römischer Senatoren und Generäle, die diverse unanständige Dinge taten.

Meine Aufmerksamkeit wurde von einer Szene gefesselt, einer Karikatur von mir in Militäruniform mit roter Tunika, auf der ich den Fuß auf einen toten Mann aufsetzte, den der blaue Färberwaid im Gesicht als Kelten kennzeichnete. Hinter ihm reichte eine Reihe weiterer toter Kelten bis zu einer Tür in der Wand, durch die man eine Wohnung betrat. Mein Magen krampfte sich zusammen.

Dieses Bild war neu, da ich erst seit gestern Abend wieder zu Hause weilte. Natürlich konnte die Nachricht auch schon früher nach Rom gelangt sein. Der Praeco schickte zuweilen einen seiner Lakaien auf die Schlachtfelder, um seine Nachrichten schnell zu verbreiten.

Malina starrte mein Abbild an. Ich stählte mich und drehte mich wieder nach vorn um, zog sie näher an mich heran. Konzentrierte mich auf die ausgelassene Menge, die immer lauter wurde, je näher wir dem Forum kamen.

Das Forum war wie immer ein Ansturm auf die eigenen Sinne. Die Händler priesen schreiend ihre Waren an, die Kunden feilschten, ein Stier brüllte, Hufe trappelten auf Stein und Schafe blökten. Dann waren da noch die Gerüche – eine Mischung aus moschusartigen Leibern, sowohl von Menschen als auch Tieren, der süßliche Duft von Früchten und gebackenem Brot und der eindeutige Hauch von Verfall, den der Wind mit sich brachte. Aber vielleicht war es vor allem der Anblick, der Malinas grüne Augen so groß und rund werden ließ.

Massen drängten sich auf den behelfsmäßigen Wegen zwischen Lebensmittelständen, Tier- und Sklavenverkäufern und vorbei an der Curia – dem zentralen Gebäude, in dem die Senatoren tagten und über das Schicksal aller Römer entschieden. Die Säure in meinem Bauch wallte immer höher.

Doch Malina war vor allem von dem gefesselt, was sich zu beiden Seiten der Curia erstreckte.

Sie beugte sich zu mir herüber und ihr Duft ließ mich erstarren. »Was ist das?«

Ich starrte auf die Köpfe in verschiedenen Stadien der Verwesung – einige waren nur noch skelettierte Schädel und fielen beinahe von den Pfählen, auf die sie gesteckt worden waren.

»Links ist die Siegeswand. Imperator Igniculus mag es, die Könige seiner Feinde dort hängen zu sehen.« Ich bemerkte den neuesten Schädel am Ende: blauen Färberwaid im Gesicht, das rötlich-braune Haar wehte im Wind, die Zunge hing aus dem klaffenden Mund.

»Euch geht der Platz aus«, murmelte sie leise.

Sie hatte nicht unrecht. Die Mauer war bis zur Ecke des Forums und noch darüber hinaus mit Schädeln gespickt. Selbst an der Stelle, an der die Mauer an einem anderen Gebäude, dem Kornspeicher, endete, war nur noch wenig Platz.

»Der Kaiser wird für seine Köpfe einfach eine weitere Mauer errichten lassen«, erwiderte ich mit emotionsloser Stimme. »Er wird diese Sitte nicht aufgeben.«

»Und die andere Seite?«

Rechts der Curia befand sich eine längere Reihe mit den Köpfen von Verrätern. Viele waren Drachenköpfe, einige Schädel in Drakengestalt, deren Hörner vom Wind weiß abgerieben worden waren, während die Elemente das Fleisch langsam abschälten. Sie waren in verschiedenen Stadien der Verwandlung hingerichtet worden.

»Das ist die Mauer der Verräter. Hier landen Römer, die den Kaiser verraten haben.«

»Wie lange sammelt er schon Verräter?«

»Seit er vor sieben Jahren den Thron bestiegen hat.«

War es schon so lange her? Mein Herzschlag beschleunigte sich bei der Erkenntnis, dass wir schon seit fast einem Jahrzehnt so lebten.

Malina hielt in der Mitte des Platzes inne und starrte auf die riesige Bronzestatue, die die darum versammelten Massen weit überragte – eine Hommage an unsere Vorfahren. Die Statue zeigt Romulus und Remus, wie sie von der Drachin gesäugt wurden, die sie großgezogen, ihnen ihre Milch, ihr Blut und eine göttergleiche Macht gegeben hatte. Sie rollte sich beim Füttern um sie herum zusammen und hatte ihre Flügel angelegt. Romulus war der erste rote Drache, Remus der erste schwarze – die ältesten und mächtigsten Häuser des römischen Adels.

»Komm«, fauchte ich und bahnte mir einen Weg durch das Getümmel zu den Sklavenverkäufern.

Wie erwartet wichen mir alle aus. Wer mich nicht erkannte, bemerkte die Farbe meiner Robe. Das reichte aus.

Das rote Haus, die Ignis-Linie, und das schwarze Haus, die Media Nocte, waren die ältesten und prestigeträchtigsten Drachenfamilien und gehörten von Geburt an zu den dominantesten, mächtigsten und tödlichsten. Daher wunderte es wenig, dass jeder Kaiser entweder aus dem Haus Ignis oder aus dem Haus Media Nocte stammte.

Der Sklavenhändler Menteo, ein Wiesel von einem Mann mit gerade mal der Hälfte seiner Zähne, trug seine übliche lange graue Toga, die ihn als Mitglied des Hauses Griseo auswies. Er stand auf seinem niedrigen Podest, von dem aus er seine Arbeiter anweisen konnte, den nächsten Menschen auf den Auktionsblock zu bringen. In den Käfigen befanden sich viele in den Gewändern der Kelten, viele derer, die ich erst gestern besiegt hatte – die meisten von ihnen junge, gesunde Frauen und Kinder, die alt genug waren, um zu arbeiten.

Ich fragte mich verbittert, ob sie die Ältesten und Jüngsten aus dem keltischen Lager getötet und sich damit erneut meinen Befehlen widersetzt hatten. Von ihnen konnte ich hier niemanden sehen. Normalerweise überwachte ich die Umsiedelung vom Schlachtfeld nach Rom, aber letzte Nacht hatte ich …

Ja, was genau war eigentlich passiert? Ich hatte einen Moment lang den Verstand verloren. Denn ich hatte das nicht getan, sondern mein Drache. Er hatte erkannt, dass sie in Gefahr schwebte, und mir waren die Hände gebunden gewesen.

Hinter Menteo herrschte reges Treiben auf dem Auktionsblock. Eine junge, nackte Frau stand zitternd da, während der Auktionator den römischen Männern und Frauen vor dem Podest ihre Vorzüge anpries und sie zum Bieten aufforderte.

»Menteo«, rief ich von außerhalb der Umzäunung. Er arbeitete im Inneren eines Gatters inmitten all der zu verkaufenden Besitztümer.

Seine glänzenden Augen erfassten mich und er setzte dieses zahnlose Grinsen auf. »Legatus! Legatus!«, gackerte er. »Was für eine reiche Ernte an Kostbarkeiten Ihr mir doch gebracht habt! Ich verspreche Euch reiche Gewinne. Wollt Ihr die ersten Münzen sofort haben?«

Dieses Kribbeln kroch mir den Rücken hinunter, aber ich verdrängte es.

»Nein, Menteo. Ich bin auf der Suche nach einer Frau, die ich Euch gern abnehmen würde.«

Er gluckste erneut. »Ah, ja. Ein hübsches Exemplar, das zu dem da passt.« Er zeigte auf Malina. »Ein schönes Paar würde Euch gut zu Gesicht stehen. Ein gesunder Legatus braucht einen anständigen Ausgleich zum Aggressionsabbau, nicht wahr?«

Malina versteifte sich neben mir und ich spürte unter meinen Fingerspitzen ihren rasenden Puls. *Verdammter Menteo*.

»Nein, nicht dafür«, erklärte ich in ruhigem Tonfall. »Eine ältere Frau.«

Menteo runzelte die Stirn, aber dann zerrte Malina an meiner Tunika. Ich folgte ihrem Wink. Die Frau war nicht so alt, wie ich erwartet hatte, und ihr kupferrotes Haar wies nur an den Schläfen erstes Grau auf. Sie hatte die wachsamen dunklen Augen auf Malina gerichtet, ließ ansonsten jedoch nicht erkennen, dass sie einander kannten.

»Die da.« Ich deutete auf die Frau, auf die Malina gezeigt hatte. Enid. Sie war hellhäutig und zart, allerdings ebenso blutverschmiert und dreckig wie die meisten von ihnen. Sie stand mit angezogenen Schultern da, hatte beide Arme um ihre Mitte geschlungen und stützte das Gewicht auf ein Bein.

»Herr?« Menteo starrte die Frau an, die ich ausgewählt hatte.

Auch wenn ich mich nicht vor ihm rechtfertigen musste, konnte ich es jedoch kaum erwarten, von diesem elenden Ort zu verschwinden, bevor meine Übelkeit noch weiter zunahm.

»Sie ist die Mutter des keltischen Königs«, log ich und deutete auf die Siegeswand. »Sie besitzt Informationen über andere Clans, die ich finden muss. Holt sie her«, befahl ich und ließ meine Stimme tiefer werden.

Menteos Gesichtsausdruck verwandelte sich in Angst. Sofort gab er einem seiner Männer einen Befehl und zeigte auf die Frau, die Malina ängstlich anstarrte. Sie zerrten sie durch das Gedränge, lösten die Fesseln an ihren Knöcheln, jedoch nicht die an ihren Handgelenken, und schoben sie durch das Eisentor. Sie humpelte weiter.

Malina und sie fassten sich sofort an den Händen, ließen sich abgesehen davon ihre Zuneigung zueinander hingegen nicht anmerken. Ich warf Menteo über das Gatter hinweg eine Goldmünze zu, die er in der Luft auffing. Das war weit mehr, als eine ältere Sklavin kostete, zugleich jedoch auch Schweigegeld. Menteo wusste, dass ich meine Ruhe und keinen Ärger haben wollte, und würde den anderen Römern nicht erzählen, dass ich mir eine Sklavin mit wichtigen Informationen über einen unserer Feinde besorgt hatte.

Alle Generäle standen in ständiger Konkurrenz zueinander und Informationen waren das Wertvollste, was es gab. Für die meisten jedenfalls.

»Danke, Legatus!«, rief er augenzwinkernd und brüllte sogleich seine Männer an, den nächsten Sklaven auf den Auktionsblock zu schaffen.

»Hier entlang«, ordnete ich über die Schulter hinweg an, nachdem ich Malinas Arm losgelassen hatte.

Sie stützte Enid, die kleiner war als sie, beim Gehen und die beiden folgten mir dicht auf den Fersen. Als wir den Platz schon halb überquert hatten, trat der Praeco – ein dicker, beleibter Mann – auf sein Podium und machte sich daran, dem Forum lautstark seine Neuigkeiten zu verkünden.

»Der ehrenwerte Legatus Julianus Ignis Dakkia hat die keltischen Horden besiegt und den Kopf ihres Königs für unsere Siegeswand zurückgebracht. Nun sind wir gespannt, wohin Caesar seinen tapferen und strategisch gerissenen Neffen als Nächstes schicken wird. Heil dem Legaten Julianus, dem Eroberer!«

Mir gefror das Blut in den Adern. Als die Menge zu jubeln begann, weigerte ich mich, Malina anzusehen. Und ich dankte den Göttern dafür, dass mich der Praeco nicht gesehen hatte.

»Noch mehr gute Nachrichten für Rom«, brüllte er weiter über die Menge hinweg. »Wie ein wahrhaftiger Römer legte der Präfekt Ciprian großen Mut an den Tag, schlich sich ins thrakische Lager und enthauptete ihren General. Die Thraker sind besiegt. Unser Sieg ist allein dem tapferen Präfekten Ciprian von Media Nocte zu verdanken. Heil dem Präfekten Ciprian!«

Das Gebrüll der Menge wurde lauter und mit jedem Wort wurde mir mulmiger zumute. Diese Schlange Ciprian hatte die Befehle seines Legaten höchstwahrscheinlich missachtet und es geschafft, an der Südgrenze als siegreicher Held über die Thraker hervorzugehen. Dort sollten sie, den letzten Informationen meines Onkels zufolge, als Nächstes hinziehen.

Jetzt würde ich noch viel mehr unter dem Ego dieses Wurms zu leiden haben, verdammt noch mal!

Aus dem Augenwinkel bemerkte ich einen großen Römer mit gewelltem dunklem Haar. Trajan brauchte dringend einen Haarschnitt, da er langsam ziemlich zerzaust aussah.

Er lehnte sich an einen Obstkarren und lächelte der Frau zu, der er gehörte. Seine saphirblaue Toga hatte er sich recht willkürlich über die Schulter geworfen.

Als ich näher kam, richtete er sich auf und nickte. Ich stupste Malina am Arm an.

»Geht zu diesem Brunnen dort drüben.« Der kleine, etwas abseits stehende Trinkbrunnen sollte dafür sorgen, dass sie nicht im Weg waren und keinen Ärger bekamen. »Du kannst ihr etwas Wasser schöpfen. Bleibt dort, bis ich euch hole.«

Ihre grünen Augen funkelten mich an, aber sie tat, was ich verlangte. Das war an diesem Morgen das Einzige, was bisher gut lief.

Trajan nahm sich eine Birne vom Wagen der Obstverkäuferin und folgte mir zu der Nische, in der wir uns normalerweise trafen. Von hier aus konnte ich Malina noch sehen. Enid saß auf dem Rand des Steinbrunnens, während Malina ihr den Schmutz und das Blut von den Armen wusch.

»Du bist mit einer fortgegangen und jetzt hast du zwei?« Trajan biss grinsend in die Birne und sah überhaupt nicht mehr so aus wie der Krieger, der er am gestrigen Abend noch gewesen war, als ich ihn in Gallien zurückgelassen habe. Er grinste, weil er genau wusste, dass er meinen Zorn erregte.

»Du solltest dir mal dein *schönes* Haar schneiden lassen.«

»Die Frauen mögen mein schönes Haar.«

»Der Kaiser erwartet von uns aber ein kriegerisches Erscheinungsbild.«

Er stieß einen Seufzer aus. »Ich lasse es mir vor dem Siegesmahl schneiden.« Er deutete mit seiner halb verspeisten Birne auf Malina und biss erneut hinein. »Willst du mir nicht verraten, was es damit auf sich hat?«

»Nein.«

Sein sorgloses Lächeln verschwand. »Verschweigst du mir etwas?«

»Nichts, was du wissen müsstest.« Jedenfalls noch nicht. »Was hatte dein Großvater über das zu erzählen, was während unserer Abwesenheit im Senat passiert ist?«

Er brummte grimmig. »Es hat sich eine Menge zusammengebraut.«

»Raus mit der Sprache.«

»Zum einen hat Valerius dafür gestimmt, dass Sklaven keine freien Menschen oder andere Sklaven heiraten dürfen. Sie dürfen jetzt überhaupt nicht mehr heiraten. Die Abstimmung ging selbstverständlich zu seinen Gunsten aus, wenngleich Otho einige Einwände vorbrachte, die Caesar sicher nicht gefallen haben.«

Ich ließ mir das kurz durch den Kopf gehen. Malina hatte sich hingekniet und wusch der älteren Frau die Füße. Sie schien in der Zwischenzeit ihre

Schuhe verloren zu haben.

»Das ergibt Sinn«, sagte ich schließlich und drehte mich wieder zu Trajan um.

»Warum denn das?«

»Wenn die Sklaven nicht heiraten dürfen, haben sie keine echte Bindung zu jemand anderem als ihrem Gebieter. Diese Bindung, selbst zwischen zwei Sklaven, könnte ihnen sonst Hoffnung schenken.«

»Und was genau soll diese Hoffnung bringen? Dass sie eine Familie gründen?«

»Es geht um Rebellion, Trajan. Revolution.«

»Die Sklaven Roms hätten niemals die Dreistigkeit, eine Revolution anzuzetteln.«

»Da bin ich mir nicht so sicher.« Mein Blick wanderte zurück zu Malina, deren dunkles Haar im Sonnenlicht rötlich schimmerte und deren Zopf gegen ihre Hüfte schlug, als sie Enids Knöchel wusch. »Du würdest dich wundern, was in ihren Herzen so alles vor sich geht.«

»Du musst es ja wissen.« Trajan warf das Kerngehäuse seiner Birne in die Büsche. »Dein Haus ist anders.«

Ich warf ihm einen warnenden Blick zu. »Sprich so etwas nie wieder laut aus.«

»Es ist niemand hier, Julian«, versicherte er mir ruhig, da meine Stimme gefährlich leise geworden war, weil der Drache in mir stets um die Oberhand kämpfte.

»Außerdem« – ich wandte mich wieder unserem Gespräch zu – »gehe ich fest davon aus, dass in diesem Edikt nichts von einer Familiengründung erwähnt wird. Igniculus hat deutlich gemacht, dass er keine Einwände hat, wenn sie sich fortpflanzen. Das bedeutet schließlich mehr Besitz.« Ich rieb mir das Brustbein, unter dem sich ein stechender Schmerz breitmachte.

»Da hast du recht«, stimmte Trajan mir zu. »Solange diese Kinder nicht von einem römischen Patrizier gezeugt werden.«

Jetzt war es an mir, einen Seufzer auszustoßen. »Natürlich nicht. Er hat das Gesetz deutlich genug verfassen lassen.« Ich strich mir übers Kinn und merkte, dass ich mich dringend mal wieder rasieren musste.

»Caesar neigt zu Vergesslichkeit«, merkte Trajan an. »Es gibt einige Römer, die familiäre Bindungen zu Sklaven haben.«

Das Gesicht meiner Mutter tauchte vor meinem inneren Auge auf, ihr freundliches Lächeln, ihr liebevoller Blick.

»Nein, das ist keine Vergesslichkeit. Ihm fehlt nur dieser Teil von sich, der ihn daran erinnern könnte.«

»Welchen Teil meinst du genau?«, fragte er.

»Ein Herz.« Ich mahlte mit dem Kiefer. »Er ist ein Dämon, Trajan. Vergiss das nie.«

Er starrte mich grimmig an. »Was ich mich frage, ist …« Doch er verstummte, als eine schneidende Frauenstimme über den Platz hallte.

»Lasst mich los!«

Ich dachte nicht einmal nach. Ein Blick auf den Mann, der Malina berührte, und schon war ich auf der anderen Seite des kleinen Platzes und hatte die Hände um seine Kehle gelegt.

»Habt Ihr den Verstand verloren?«, fragte ich den Mann, den ich vom Boden hochgehoben hatte.

Sein Gesicht lief rot an, während er verzweifelt versuchte, meine Hände loszuwerden und nach Luft zu ringen. Seiner Uniform nach war er Soldat, ein Mensch. Keiner meiner Leute. Aber die Angst in seinem Gesicht verriet mir, dass er mich erkannte.

»Entschuldigt … Legatus«, stieß er heiser hervor, wobei sein Gesicht schon fast violett geworden war.

»Habt Ihr die Kette nicht gesehen?«

Sein Blick huschte zu Malina, was mich nur noch wütender machte. Ich spannte die Muskeln an, die sichtlich anschwollen, und mein Drache

drängte mich dazu, Drakengestalt anzunehmen, damit er diesem verdammten Narren den Kopf abreißen konnte.

Der Soldat war nur noch dazu in der Lage, den Kopf zu schütteln, da er immer verzweifelter nach Luft schnappte. Er bekam keinen Ton mehr heraus.

»Oder vielleicht glaubt Ihr ja, das Eigentums- und Besitzrecht würde für Euch nicht gelten.«

Er schüttelte erneut den Kopf und verdrehte die Augen.

»Julian«, mahnte Trajan, der jetzt direkt hinter mir stand, mit dieser stets ruhigen Stimme. »Lass ihn los.«

Die beständige Stimme der Vernunft. Wenn ich diesen Mistkerl umbringen würde, müsste ich mich erklären und würde dadurch auf meine Überreaktion und mein besonderes Interesse an meiner neuen Sklavin aufmerksam machen. Außerdem wäre Trajan dann dazu gezwungen, für mich auszusagen, woraufhin der Kaiser erfahren würde, dass wir uns im Forum und fernab des Schlachtfeldes trafen.

Ich ließ den Kerl vor meine Füße fallen und wartete, während er nach Luft rang, bis er sich halbwegs erholt hatte. Schließlich wollte ich mir sicher sein, dass sein Gehirn mit Sauerstoff versorgt wurde, damit er sich meine abschließenden Worte genau einprägen konnte.

»Wisset dies, Soldat«, setzte ich an und bemerkte das dunkle Grollen des Drachen in meiner Stimme. »Wenn sie nicht Euch gehört, dann rührt Ihr sie auch nicht an.« Ich ging in die Hocke und fuhr leise fort: »Und solltet Ihr jemals wieder etwas von mir anfassen, werde ich Euch an Ort und Stelle das Rückgrat aus dem Leib reißen.«

Er keuchte und starrte mich mit weit aufgerissenen, verängstigten Augen an. So, wie es sein sollte. »Ja, Legatus«, murmelte er und senkte unterwürfig den Blick.

Drachen waren eine sehr territoriale und besitzergreifende Spezies. Die Eigentumsrechte wurden strikt durchgesetzt und fast immer befolgt.

Andernfalls wäre die Stadt in völligem Chaos versunken. Dieser Soldat hatte Glück, dass meine Bestie nicht aus meinem Körper hervorgebrochen war und ihn getötet hatte.

Selbst jetzt spürte ich das Brennen tief in meinem Bauch. Meiner Bestie gierte es nach dieser Beleidigung nach dem Blut des Soldaten.

Als ich endlich aufstand und mich umdrehte, bemerkte ich, dass mich Malina mit einem Anflug von Angst in den Augen anstarrte. Sie hatte die Arme um Enid geschlungen, die sich sichtlich unwohl fühlte und sich an sie schmiegte.

Trajan war zurück in die schattige Gasse gehuscht und nickte mir kurz zu, bevor er verschwand.

Da ich nicht länger an diesem Ort verweilen wollte, nahm ich die kränkliche Enid auf die Arme. »Kommt.« Dann machte ich mich mit den beiden auf den Heimweg.

Glücklicherweise gab Malina keinen Kommentar zu meinem übereifrigen Verhalten ab. Ich war nicht einfach nur wütend oder wehrhaft, weil sich ein anderer Mann ihr genähert und sie belästigt hatte, sondern derart außer mir vor Wut gewesen, dass ich den Mann beinahe umgebracht hätte.

Nicht dass ich Malina eine Erklärung schuldig gewesen wäre. Das Brennen in meinem Bauch erinnerte mich jedoch daran, dass ich ihr irgendwann dennoch eine geben würde. Vor dieser schrecklichen Tatsache gab es kein Entrinnen.

Von allen Personen, die in mein Leben hätten treten können, erschien mir ausgerechnet der Feuervogel – zu einem Zeitpunkt, an dem jede Ablenkung mein Leben gefährden würde. Ich hatte geglaubt, sie nie wiederzusehen. Schon vor alle den Jahren hatte ich gewusst, was sie mir bedeutet, als wir uns im Wald unter dem Licht des Mondes und im Schatten der Karpaten gegenüberstanden. Damals war ich fortgegangen, weil ich wusste, dass es der einzig sichere Weg war. Für uns beide.

Sie hatte mich nicht nur mit einem wirbelnden Tanz unterhalten, sondern mich völlig in ihren Bann gezogen. Mich und den Drachen. Und obwohl mich ein flüchtiger Gedanken an ein Leben an der Seite eines dakischen Mädchens beschlich, verwarf ich ihn sofort wieder. Mein Onkel hatte zu diesem Zeitpunkt längst die Macht übernommen und seine Rücksichtslosigkeit war in ganz Rom zu spüren gewesen. Ich hatte sie als Centurio fernab der Stadt selbst erlebt. Heute wusste ich, dass alles noch viel schlimmer war, als ich es je befürchtet hatte.

Aus diesem Grund hatte ich jegliche Fantasien über eine Rückkehr in die Karpaten und die Suche nach dem Mädchen, das mich in den letzten Jahren in meinen Träumen heimsuchte, verworfen. Und nun war sie hier, durch Gewalt und Blut in mein Leben gedrängt worden. Ich fürchtete, dass dies die einzige Zukunft war, die sich uns beiden bieten würde. Denn mein Schicksal, mein einziges Ziel, konnte nur in Gewalt und Blut enden.

Sie sollte nicht hier sein. Ich sollte nicht wollen, dass sie hier war, und doch konzentrierte ich mich auf ihre leichten Schritte in meinem Rücken, auf jeden ihrer Atemzüge – auf ihren Duft nach Lavendelöl und Schweiß.

Was ich wollte, spielte nicht die geringste Rolle. Die Götter haben stets eigene Pläne und auch Fortuna lässt sich nicht von ihren abbringen.

OceanofPDF.com

6
Malina

Ich wischte Enid, die in einem leeren Raum neben der Küche im Bett lag, über die Stirn. Sie hatte kein Wort mehr gesagt, seitdem wir sie von der Sklavenauktion mitgenommen hatten.

Nachdem wir nach Hause gekommen waren, hatte ich Enid beim Umziehen geholfen und dabei eine Wunde in der Nähe ihrer Rippen entdeckt. Die Wunde brach erneut auf und fing an zu bluten. Kara rief einen Heiler herbei, der sich um Sklaven und Plebejer kümmerte. Er war ein streng aussehender, aber effizienter Mann und schien die Heilkunst zu beherrschen.

Er nähte Enids Wunde, während ich weiterhin ihre Stirn abtupfte. Nachdem er sie untersucht hatte, sprach er leise mit ihr und stellte fest, dass sie mehrere gebrochene Rippen und auch ein gebrochenes Bein hatte.

»Wahrscheinlich ist es im Netz passiert, als sie nach Rom gebracht wurde«, teilte er mir und Enid mit, die immer wieder das Bewusstsein verlor. »Sie hat Glück gehabt. Die meisten alten und schwachen Menschen überleben das Netz nicht.«

Kara kam mit einer dampfenden Tasse hereingeeilt. »Ich habe hier einen Schlaftrunk, der ihr helfen sollte, sich auszuruhen.«

»Gut«, sagte der Heiler. Dann wies er uns an, ihren Brustkorb zu verbinden und dafür zu sorgen, dass sie im Bett blieb, damit die Knochen

heilen konnten. »Ich werde nächste Woche wieder nach ihr sehen.« Mit diesen Worten ging er hinaus.

Ich erinnerte mich daran, wie Julian mich in seinen Klauen vorsichtig zurück nach Rom getragen hatte. Das war schon entsetzlich genug gewesen. Ich wollte mir gar nicht vorstellen, wie es für Enid gewesen sein musste, die wie ein Tier in ein Netz gequetscht und gnadenlos weggezerrt worden war.

Ich half Enid dabei, das Getränk zu sich zu nehmen. »Nur noch ein bisschen«, drängte ich sie.

Schließlich schenkte sie mir ein schwaches Lächeln und schlief ein. Obwohl Enid für eine Keltin eher eine kleine Frau war, hatte sie bislang stets vor Leben und Tatendrang gestrotzt. Damit schien es jetzt vorbei zu sein. Was hatten sie ihr angetan? Was musste sie durchleben?

»Was kann sie tun?«, fragte Kara und hob die schmutzigen Lappen und die Schüssel mit Schmutzwasser hoch. »Falls sie überlebt.«

»Sie kann nähen. Sogar sehr gut. Und nicht nur praktische Kleidung. Sie hat eine Gabe für dekorative Stickereien. Und Wäsche waschen kann sie auch.« Ich lächelte, wobei mir die Tränen in die Augen stiegen. »Aber sie ist keine gute Köchin.«

Als wir bei den Kelten zusammen in ihrer Hütte gelebt hatten, war ich meist für die Essenszubereitung zuständig gewesen, da sie alles entweder halb roh servierte oder anbrennen ließ.

»Mach dir keine zu großen Hoffnungen, Mädchen. Sie sieht aus, als stünde sie schon mit einem Bein in der Unterwelt.«

Ich wandte mich von Enid ab und bemerkte Karas übliches Stirnrunzeln. Anders als bei unserer ersten Begegnung wirkte ihr Blick jedoch besorgt statt widerspenstig.

»Sie ist nicht mit dir verwandt«, stellte Kara fest.

Ich schüttelte den Kopf. »Sie gehört zu dem keltischen Clan, der mich aufgenommen hat, nachdem meine Familie getötet wurde.«

Mit einem Schniefen hob sie die Schüssel und die schmutzigen Lappen auf. »Ich koche ihr eine Brühe, wenn sie aufwacht.«

»Danke, Kara.«

Kara hielt inne. Ohne mich anzusehen, nickte sie und ging hinaus.

Ich wickelte die Decke fester um Enid, verließ das Zimmer und schloss leise die Tür hinter mir. Die Öllampe ließ ich brennen, da Stefanos' Stimme im Hof hinter der Küche meine Aufmerksamkeit erregte. Ich folgte den Geräuschen von etwas, das gegeneinandergeschlagen wurde, ins Freie.

Draußen stieß ich auf Stefanos, der mit Ivo kämpfte. Beide waren mit Stöcken als Schwerter bewaffnet.

»Aha!«, rief Stefanos, drehte sich geschickt und stieß Ivo spielerisch seitlich in den Bauch.

Ivo legte eine dramatische Sterbeszene hin und ging zu Boden. Stefanos lachte laut los und auch Ivo setzte sich lachend auf, bevor er plötzlich ernst wurde, als er mich bemerkte.

»Entschuldigung. Ich wollte nicht stören.«

Stefanos' Grinsen hätte kaum breiter sein können. »Hast du gesehen, wie ich Ivo besiegt habe?«

»Das habe ich.«

Ivo stand auf und offenbarte mir auf diese Weise, dass er fast so groß war wie Julian und es in dieser Hinsicht durchaus mit reinblütigen Römern aufnehmen konnte. Der er offensichtlich nicht sein konnte, schließlich war er ein Sklave.

»Hallo, Ivo.« Ich trat vor. »Mein Name ist Malina.«

Er schien ungefähr Mitte dreißig zu sein, aber er lief puterrot an, senkte den Kopf und starrte den Boden mit seinen dunklen Augen an, als ich mich ihm nähern wollte.

»Oh, tut mir leid.« Ich sah Stefanos an. »Lernt er nicht gern neue Leute kennen?«

»Er ist bloß schüchtern.« Stefanos klopfte Ivo grinsend auf die Schulter. »Besonders bei hübschen Mädchen.«

Ivo schubste Stefanos, der fast zu Boden stürzte, aber der verspielte Junge lachte nur und sprang ihn gleich wieder an.

»Er kann nicht hören?«, fragte ich Stefanos.

»Doch, aber er redet nicht.«

Ich nickte und fragte dann fröhlich: »Du magst also den Schwertkampf?«

Stefanos zuckte mit den Achseln. »Na ja, jedenfalls tue ich gern so. Ich werde wohl niemals mit einem richtigen Schwert kämpfen.«

Nachdem er das zugegeben hatte, wurde die Stille noch angespannter.

»Es schadet aber nicht zu trainieren, oder? Vielleicht musst du eines Tages das Haus deines Gebieters verteidigen«, schlug ich ihm vor, denn die Vorstellung, dass er niemals in den römischen Legionen kämpfen würde, schien ihm arg zuzusetzen.

Stefanos' blaue Augen leuchteten vor Aufregung. »Ja! Das hat Dominus auch schon gesagt. Dass ich eines Tages vielleicht auch in einer Armee kämpfen werde.«

Ivo schlug ihm mit dem Handrücken gegen die Brust und schüttelte kurz den Kopf.

Überrascht fragte ich: »Warum sollte Dominus so etwas zu dir sagen?«

Römer niederen Standes – Menschen – durften Soldaten werden, aber Sklaven nicht. Nicht einmal freigelassene.

»Wusstest du, dass Ivo jonglieren kann?« Der Junge hob lachend sein Schwert auf und schwang es herum, jedoch mit weitaus weniger Begeisterung als zuvor.

Ivo trat mit seinem großen, sandalenbewehrten Fuß gegen einen Stein am Boden und vermied es, mich anzuschauen.

»Nein, das wusste ich nicht.«

»Stefanos! Ivo!«, rief Ruskus, der in der Küchentür stand und beide Hände in die Hüften stemmte. »Ihr habt im Stall zu viel zu tun, als dass ihr

auf dem Hof spielen könntet.«

Die beiden marschierten sofort mit gesenkten Köpfen zu den Stallungen hinüber.

»Das Essen des Gebieters ist fertig.« Ruskus musterte mich aufmerksam. »Es ist deine Aufgabe, ihn zu bedienen.«

»Natürlich.« Ich schritt auf ihn zu, wenngleich er noch immer im Türrahmen stand. »Woher kommt Ivo?«, erkundigte ich mich.

»Aus Mazedonien.«

»Ist er schon lange hier?«

»Drei Jahre.«

»Hat Dominus ihn bei einer Auktion gekauft?« Ich blieb vor ihm stehen.

Ruskus beäugte mich kritisch. »Du stellst sehr viele Fragen.«

»Darf ich das nicht?«

»Das hängt davon ab, warum du fragst. Worauf bist du aus?«

Er starrte mich recht vorwurfsvoll an und schließlich dämmerte es mir. Dass er und Kara mir gegenüber so misstrauisch waren, lag nicht etwa daran, dass sie mich schlichtweg nicht mochten oder dass sie sich über ein weiteres zu stopfendes Maul in ihrem Haushalt ärgerten. Sie beschützten bloß ihren Gebieter.

»Weil das jetzt mein Zuhause ist«, antwortete ich. »Ich würde gern mehr über jene wissen, die hier leben.«

Er starrte mich weiter an und die Narbe, die seine Oberlippe spaltete, spannte sich an, als er die Lippen zusammenpresste. Da ich seinen Blick schweigend aushielt, antwortete er schließlich.

»Ivo war der Sklave eines anderen Römers, eines Konsuls.«

»Ein Konsul des römischen Senats?«

Ein steifes Nicken. »Valerius lautet sein Name.« Er hielt inne und kniff die Augen zusammen, bevor er fortfuhr. »Ivo stellte sich zwischen seinen Gebieter und eine andere Sklavin. Er hat versucht, sie vor Valerius … zu schützen.«

Ich schluckte schwer. Er musste mir nicht genauer erklären, was für eine schreckliche Szene das gewesen sein muss.

»Was ist dann passiert?«

»Valerius ließ Ivo fast zu Tode prügeln, weil er sich eingemischt hatte. Aber Dienstboten reden miteinander.« Er zog eine Schulter hoch und machte ein betretenes Gesicht. »In unserem Haus erfuhr man, was geschehen war. Dominus schritt ein und zahlte eine stattliche Summe für Ivo. Er brauche sowieso einen großen Stallburschen, der sich um seine Pferde kümmert, hatte er zu Valerius gesagt.«

Ich starrte ihn mit großen Augen an und versuchte zu begreifen, was er mir gerade erzählt hatte: dass Julian einen verurteilten Sklaven vor dem Tod gerettet hatte.

»Genug geredet. An die Arbeit. Dominus wartet auf sein Abendessen.«

Ich ging zügig an ihm vorbei in die Küche, wo Kara das Essen bereits auf ein Tablett stellte. Es gab eine große Portion von allem – gewürztes Schweinefleisch, frisches Brot, mit Honig beträufelte Feigen- und Birnenscheiben und einen halben, in Stücke geschnittenen Käselaib. Auf dem Tablett stand außerdem eine Karaffe mit Rotwein.

»Er speist am liebsten auf der Terrasse seines Schlafzimmers. Bring es schnell zu ihm, bevor es kalt wird.«

Ich zögerte nicht, da ich an diesem Morgen schon wegen meiner Verspätung gescholten worden war. Rasch bahnte ich mir meinen Weg durch das zentrale Atrium und am Brunnen vorbei und fand dieses Mal ohne große Schwierigkeiten zurück zu seinem Schlafgemach.

Er stand auf seiner Terrasse, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, und blickte auf die Stadt hinaus, in der immer mehr Häuser von Fackeln und Öllampen erhellt wurden. Währenddessen ging die Sonne mit rosa-goldenem Schimmer am Horizont unter.

»Euer Abendessen … Dominus«, sagte ich ruhig, bekam den Titel, mit dem ich ihn ansprechen musste, jedoch nur mit Mühe über die Lippen.

Er drehte sich um und ging zu der niedrigen Chaise und den auf dem Teppich verstreuten Kissen unter einem Vordach, das seine Terrasse überragte. Ich bemerkte, dass die Liege auf einem Podest stand, sodass er den Blick auf die Stadt auch ausgestreckt genießen konnte. Irgendwie ließ er seinen großen Körper anmutig auf die Liege sinken und verharrte in halb liegender Position.

Ich stellte das Tablett auf den niedrigen Tisch in der Mitte der Kissen, auf dem bereits ein halb gefüllter Weinkelch stand. Als ich aufstand und mich zum Gehen wandte, sagte er: »Setz dich.«

Da ich nicht sofort gehorchte, bedachte er mich mit einem herablassenden Blick. »Hast du unsere Abmachung schon wieder vergessen?«

»Ich war die meiste Zeit des Tages mit meinen Gedanken woanders.« Es gelang mir, ruhig zu antworten und mir meine Gereiztheit nicht anmerken zu lassen.

Ich ließ mich etwas seitlich und ihm gegenüber in der Nähe des niedrigen Tischs auf ein Kissen sinken. Er hatte sich bereits eine Scheibe Brot genommen und sie um ein Stück Schweinefleisch gefaltet, das er in aller Ruhe und mit großen Bissen verspeiste.

»Wie geht es ihr?«, erkundigte er sich beiläufig. Wir wussten beide, wer gemeint war.

»Nicht gut«, lautete meine knappe Antwort.

Er zeigte keinerlei Regung und ich hatte kein Interesse daran, meine Gabe bei ihm einzusetzen, um herauszufinden, was er empfand. Oder um festzustellen, dass er überhaupt keine Gefühle hatte.

»Hast du schon gegessen?«, fragte er und nahm sich noch ein weiteres Stück Fleisch.

»Nein.« Seit meiner Ankunft fehlte mir der Appetit.

»Iss.« Er gestikulierte in Richtung Teller. »Kara bereitet immer zu viel für mich zu.«

Ich wollte nicht essen, was für ihn gedacht war. »Wäre das nicht unangemessen, wenn ich mit Euch zusammen esse?«

Er hielt meinen Blick einen unangenehmen Moment lang, dann sprach er in einem beiläufigen Plauderton weiter, statt herrisch zu klingen.

»Ein Philosoph sagte einmal, dass wir zwar nicht immer die Kontrolle über unsere Umstände haben, aber durchaus kontrollieren können, wie wir darauf reagieren. Es ist besser, in diesen schweren Zeiten die kleinsten Geschenke anzunehmen. Ergreife, was du kannst, schätze, was dir Frieden und Kraft für die schwierigen Wege gibt, die vor dir liegen.«

Ich war verdutzt. Er hatte mich versklavt und doch gab er mir derart seltsame und dennoch weise Ratschläge. Mich auszuhungern oder mir gutes Essen zu verweigern, wäre töricht gewesen.

»Und Ihr habt schwierige Wege hinter Euch, Dominus?« Ich versuchte es zwar, konnte meine Verbitterung allerdings nicht ganz verbergen.

»Iss, Malina.« Da war seine Befehlsstimme wieder. »Außerdem ist das mein Haus und ich stelle hier die Regeln auf. Ich verlange, dass du mir gibst, was du im Austausch für das Leben deiner Freundin versprochen hast, und habe nicht vor, dein Magenknurren die ganze Zeit zu ertragen, während ich mich meiner Mahlzeit widme.«

Ich runzelte die Stirn und wollte schon protestieren, als ein leises, hungriges Glucksen aus meinem Bauch ertönte. Aus Sorge um Enid hatte ich den ganzen Tag noch nichts zu mir genommen.

»Iss«, befahl er deutlich schroffer.

Ich griff nach einer Feige, biss hinein und genoss den honigartigen Geschmack der Frucht auf der Zunge. Er sah mich an, als würde er darauf warten, dass ich weiteraß, was ich auch tat. Ich nahm mir etwas Käse und Brot, dann noch eine Feige, und zum Schluss schnappte ich mir eine Scheibe gewürztes Schweinefleisch und summte vor Vergnügen, während ich die herzhafte Köstlichkeit verspeiste.

»Kara ist wirklich eine gute Köchin«, brach ich schließlich das Schweigen und leckte mir einen Finger ab.

»Das ist sie in der Tat.« Er hielt inne und starrte mich mit unerschütterlicher Intensität an.

Das bremste meinen Fressrausch. Ich zog mich verunsichert und leicht beklommen vom Tisch zurück.

Er füllte seinen Becher mit Wein aus der Karaffe, die Kara auf das Tablett gestellt hatte. Viel zu spät wurde mir klar, dass ich ihn eigentlich bedienen sollte, aber die Formalitäten schienen ihn nicht weiter zu scheren.

»Erzähl mir, wie du das erste Mal gemerkt hast, dass du diese mystische Gabe besitzt.« Er trank einen Schluck und wartete, während ich meine Gedanken in die Vergangenheit schweifen ließ.

»Beim ersten Mal habe ich es niemandem erzählt. Ich war noch sehr jung, erst sechs Jahre alt.« Ich blickte auf die Stadt hinaus und auf die vielen Lichtpunkte der Fenster unter mir. »Der Vater meiner Mutter war gestorben und sie hatte den ganzen Tag über unkontrolliert geweint. Mein Vater hatte versucht, sie zu trösten, aber schließlich brachte er meine Schwestern aus dem Haus, um ihr etwas mehr Privatsphäre zu gewähren.«

»Aber du bist dortgeblieben«, sagte er leise, als würde ihn das nicht weiter wundern.

Ich drehte mich zu ihm um und stellte fest, dass mich seine gebannte Aufmerksamkeit elektrisierte. Das verwirrte mich wider Erwarten.

»Ja«, bestätigte ich. »Sie saß weinend am Herd und starrte ins Feuer. Ich rollte mich neben ihr zusammen und legte den Kopf in ihren Schoß. Wie genau ich es dann getan habe, kann ich gar nicht erklären. Ich wusste nur, dass ich meiner Mutter unbedingt helfen wollte. Ich wollte, dass ihr Schmerz vergeht. Als ich mir das wünschte, konnte ich zum ersten Mal eine Bindung herstellen.«

»Eine Bindung?«, wiederholte er.

»Es ist eine Art Band, das ich erschaffe, um mit jemandem in Kontakt zu treten. Als ich es zum ersten Mal tat, wusste ich eigentlich gar nicht genau, was ich da versuchte. Aber sobald ich den Schmerz meiner Mutter durch das Band spürte, wollte ich ihr nur noch helfen. Und ihren Schmerz lindern.«

Ich hatte ihr durch diese Verbindung meine Liebe übermittelt. Aus irgendeinem Grund fühlte sich dieser Teil jedoch zu persönlich an, um ihn zu erzählen.

»Es hat funktioniert. Wenige Augenblicke später hörte meine Mutter auf zu weinen. Und als mein Vater und meine Schwestern zurückkehrten, kochte sie gerade das Abendessen. Sie war natürlich immer noch traurig, aber nicht länger überwältigt von ihrem Kummer.«

Ich konnte mich noch genau daran erinnern, wie sie mir mit der Handfläche über den Kopf und das Haar gestrichen hatte, bevor sie mir einen Kuss auf die Schläfe drückte und flüsterte: »Danke, liebe Mina.« Auch diesen Teil wollte ich für mich behalten. Oder wie mir Bunica bei unserer nächsten Begegnung die Wange tätschelte, mir in die Augen schaute und sagte: »Jetzt ist es also endlich passiert. Du hast deine Gabe gefunden.«

Ich blieb still, während er über meine Geschichte nachzudenken schien.

»Besitzt sonst noch jemand in deiner Familie diese Gabe?«

»Nein«, antwortete ich ehrlich. *Meine* Gabe besaß sonst niemand.

Er trank seinen Wein und ließ den Blick über die Lichter unter uns schweifen, während der Himmel immer dunkler wurde.

»Was heute passiert ist …«, sagte er unverhofft.

Mein ganzer Körper war wie erstarrt, als ich mich an diese Szene im Forum erinnerte. Eigentlich hatten wir uns in einer sehr abgelegenen Nische aufgehalten. Ich hatte mich gefragt, wer der Mann war, mit dem er sich dort traf, und worüber sie sprachen. Aber all das war schlagartig vergessen gewesen, als Julian beinahe Drakengestalt angenommen hätte, nachdem mich der dahergelaufene Soldat belästigt hatte.

Julian hatte einen erschreckenden Anblick abgegeben. Er sah überaus bedrohlich aus, seine Augen glühten golden, seine Muskeln wölbten sich und dehnten sich aus, während er darum kämpfte, seine Bestie unter Kontrolle zu halten, und den Soldaten dabei fast umbrachte. Bislang hatte ich noch keinen Römer persönlich kennengelernt. Julian war der Einzige, mit dem ich je gesprochen hatte. Meine anderen Begegnungen mit ihnen waren stets gewalttätig und kurz gewesen – aus der Ferne, wenn ich den Kelten half, und das andere Mal, als ich meine gesamte Familie verlor.

Ich konnte also nicht mit Gewissheit sagen, ob seine Reaktion normal war. Verloren alle Drachen fast den Verstand, wenn jemand ihr Eigentum berührte? Jeder wusste, dass sie von Natur aus besitzergreifende Wesen waren, aber Julian hatte … wahnsinnig, monströs, entsetzlich ausgesehen.

»Was heute passiert ist …«, wiederholte er, nachdem er seinen Becher auf dem niedrigen Tisch abgestellt hatte. »Wir müssen dafür sorgen, dass so etwas nie wieder passiert.«

Ich sah ihn verdutzt blinzelnd an und erwiderte nichts. So eine Szene wie heute wollte ich auf keinen Fall noch einmal erleben.

»Du wirst das Haus nur noch an meiner oder Ivos Seite verlassen.« Als ich weiterhin schwieg, fügte er hinzu: »Hast du verstanden?«

»Ja.« Ein Brennen regte sich in der Mitte meiner Brust. Er vertraute mir nicht und das war verständlich, aber jetzt sollte ich quasi in seinem Haus eingesperrt werden. »Braucht Kara eine Eskorte, wenn sie in die Stadt geht?«

Er mahlte mit dem Kiefer, bevor er antwortete. »Nein. Aber du bist nicht Kara.«

»Sicherlich erledigen auch noch andere junge Sklaven in der Stadt Dinge für ihre Gebieter. Warum bin ich …«

»Weil du dich nicht unterwürfig verhältst«, fuhr er mich an. Das Licht der untergehenden Sonne bewirkte, dass sein halbes Gesicht in Schatten getaucht war. »Das habe ich dir auch schon vor unserem Aufbruch erklärt.«

»Weil ich anderen in die Augen sehe?« Ich schnaufte verärgert. »Soll das etwa heißen, dass ich andere Männer förmlich dazu auffordere, mich anzustarren?«

»Ja.«

Bei dieser Beleidigung zuckte ich zusammen.

Er setzte sich auf und sah mich an. »Du magst es nicht bewusst tun, Malina, aber das Feuer in deinen Augen wirkt auf jeden Mann wie eine Herausforderung. Doch für einen Römer und besonders für einen Drachen ist es wie eine Verlockung, ein Lockruf der Sirenen. Ganz zu schweigen vom Rest von dir.«

Ich straffte mich und mein Zorn und bedauerlicherweise auch mein Ego loderten auf. Unter seinem intensiven Blick gewann mein Draufgängertum die Oberhand.

»Was ist mit dem Rest von mir?« Sofort bereute ich, diese Frage gestellt zu haben.

Sein Blick zuckte über mein Gesicht und wanderte an meiner Kehle hinunter, so greifbar, dass ich seine Liebkosung wie ein kribbelndes, köstliches Brennen spüren konnte. Auch wenn es unklug war, streckte ich meine empathische Gabe nach ihm aus und stellte fest, dass seine Aura bereits auf mich wartete; das Band war schwach, aber nach all den Jahren noch immer vorhanden.

Ich keuchte auf. Eine Woge aus berauschender Lust, heißem Verlangen und mächtiger Gier brach derart intensiv über mich herein, dass ich mich mit einer Hand am Tisch abstützen musste. Sie prickelte durch mich hindurch und erfüllte meine Adern. Eine Hitze, die meine Erregung heiß in mir aufflammen ließ, erfasste mich. Oder spürte ich nur durch die Verbindung, was in ihm vorging?

Das Seltsame war, dass seine Vielfalt an Emotionen nicht abstoßend wirkte. Sie erschütterten mich in ihrer Intensität und doch rannte ich nicht hinaus, wie ich es hätte tun sollen. Vielmehr schwelgte die Hexe in mir in

seinen Gefühlen, badete in ihrem Glanz und ihrer Kraft. Ihr gefiel die Macht, die sie über den Drachen hatte.

Dämliche Hexe.

Mir schlug das Herz bis zum Hals und ich zitterte am ganzen Leib.

Schließlich beugte er sich vor und seine Augen leuchteten in einem übernatürlichen Glanz. »Dein trotziger Geist«, flüsterte er fast so, als würde er mir ein Geheimnis offenbaren, und seine Stimme klang sehr rau, »gepaart mit deiner Schönheit.« Er schüttelte den Kopf. »Das ist gefährlich. Sehr gefährlich.«

»Für mich?«, fragte ich und staunte wieder einmal darüber, dass ich einfach nicht den Mund halten konnte, denn ich redete auch schon weiter. »Oder gefährlich für Euch?«

Er verzog den breiten Mund zu einem derart teuflischen Grinsen, dass es mir den Atem verschlug. Doch anstatt mich zu verängstigen, wollte ich dieses Grinsen in meinen Handflächen einfangen und verstecken, damit nur ich es betrachten konnte.

»Beides, süßer Feuervogel.« Seine Stimme war eine samtene dunkle Liebkosung. »Das, was kommen wird, könnte uns beide verbrennen.«

OceanofPDF.com

7
Malina

Mein Puls pochte in meiner Kehle, als ich durch die Flure in Richtung seiner Gemächer eilte, um ihm sein Frühstück zu bringen. Es war keine Angst, die wild in meiner Brust tobte – wie es eigentlich hätte sein sollen –, sondern eine verdrehte Art von Erregung in Kombination mit Wut.

Als ich vor Sonnenaufgang in Enids Zimmer gekommen war, hatte sie wach in ihrem Bett gelegen. Ich versicherte ihr, dass sie in Sicherheit sei und dass ich mich um sie kümmern würde. Aber sie schien mich kaum zu hören und hatte das Gesicht vor Schmerz verzogen.

Sie schloss einfach die Augen und wandte den Kopf ab, als ich sie erneut beruhigen wollte. Ich wäre gern länger bei ihr geblieben, jedoch ging das nicht, da mich Kara kurz darauf in die Küche rief, damit ich dem Gebieter sein Essen bringe.

Als ich mich seinem Schlafgemach näherte, spürte ich abermals diese Schwere in der Luft, die den Gebieter dieses Hauses umgab und die sich nun auf meinem Brustkorb niederließ, bevor sie über meine Haut glitt, mich ganz einhüllte. Welcher Urinstinkt mich auch immer im Stich ließ, wusste ich nicht, aber ich wollte mich nicht aus seiner Umklammerung befreien – der starken Umarmung eines tödlichen Raubtiers. Ich wollte nicht fliehen. Vielmehr steigerte es nur die Vorfreude darauf, ihn wiederzusehen.

Es war dasselbe Gefühl, das ich vor so vielen Jahren im Mondlicht empfunden hatte, eine Art von Verwunderung, Ehrfurcht und Interesse, und

die Hexe in mir ließ einfach nicht zu, dass ich die Flucht ergriff. Und jetzt war das Gefühl stärker, die Anziehungskraft größer, und es machte mich nur noch wütender – auf das Schicksal, auf ihn und auf mich selbst –, als ich schließlich durch die Tür in sein riesiges Schlafgemach trat.

Er stand unter einem der Bögen, die zu seiner Terrasse mit Blick auf die Stadt führten. Seine Hände auf dem Rücken verschränkt, in derselben Haltung, in der ich ihn gestern Abend angetroffen hatte.

Seine Gestalt fesselte meinen Blick. Selbst wenn er nur eine einfache weiße Tunika trug und nicht sein rotes Gewand oder seine Generalsrüstung, strahlte er eine elektrisierende Macht aus. Er war eine einschüchternde Kraft. Ich reckte das Kinn in die Luft und ging mit all dem Selbstvertrauen, das ich aufbringen konnte, auf ihn zu.

Ich machte kein Geräusch und doch wusste er, dass ich da war. Seine Schultern versteiften sich leicht und er ballte hinter dem Rücken eine Hand zur Faust.

Still und ruhig wartete ich darauf, ihn zu bedienen, so, wie es meine Pflicht war. In meiner Brust flammte eine Mischung aus Wut und, ja, erneut Erregung auf. Es war regelrecht obszön, solche Gefühle zu haben. In mir sollte es nichts weiter als Abscheu und Hass auf diesen Mann, diesen Römer, geben.

»Wo möchtet Ihr Euer Morgenmahl einnehmen, Dominus?«

Er warf nur einen flüchtigen Blick in meine Richtung und wies auf einen Beistelltisch, nicht auf die Terrasse. Ich stellte das Tablett darauf ab.

Ohne mich anzusehen, schlang er rasch ein Stück Brot und etwas Käse herunter, leerte die Tasse Milch und rührte den Rest nicht an. Seine Bewegungen waren abrupt und hastig und standen im völligen Gegensatz zu seinem sonst so kühlen Auftreten. Dann schritt er auf einen abgeschirmten Bereich zu. »Folge mir.«

Ich lief ihm hinterher und wurde langsamer, als ich um den Wandschirm herumging und feststellte, dass dies seine Badekammer war. Eine große

Badewanne war in den Boden eingelassen und von dekorativen Fliesen umgeben. Badeöle schimmerten auf der Wasseroberfläche. An einer Seite befand sich ein kleines Fenster, durch das er den Palatinhügel überblicken konnte. Davor stand ein Tisch.

Anstatt sich zu entkleiden, bereitete er meiner Unsicherheit ein Ende und nahm auf einem Stuhl mit hoher, dick gepolsterter Rückenlehne vor dem Fenster Platz. Mit der flachen Hand klopfte er auf einen Hocker neben sich. »Setz dich.« Er beobachtete mich.

Verwirrt setzte ich mich auf seinen Befehl hin in Bewegung und sank auf den Hocker.

»Ich benötige eine Rasur.« Er deutete auf die Schüssel mit dampfendem Wasser. »Kara hat es gerade hergebracht und es wird nicht lange heiß bleiben. Weißt du, wie man einen Mann rasiert?«

Ich schüttelte den Kopf. Wo hätte ich denn so etwas lernen sollen?

»Es ist ganz einfach. Trag das Olivenöl auf mein Kinn und meinen Hals auf und schabe die Stoppeln dann mit der Novacula ab.« Er deutete auf ein scharfes Instrument, das auf einem Stoffstück bereitlag.

Ich nahm das Rasierwerkzeug in die Hand. Auf der bronzenen Oberseite befand sich ein abgeflachter fliegender Drache über drei Fingerlöchern, wobei die Krallen des Drachen die scharfe Kupferklinge am unteren Ende umschlossen. Ich schob meine drei mittleren Finger durch die Löcher und drückte das Gebilde gegen meine Handfläche.

»So ist es richtig. Schabe an den Stoppeln entlang nach oben. Das ist die effizienteste Art und Ruskus macht es ebenfalls so.«

Mit der Klinge in der Hand fragte ich: »Warum lasst Ihr es nicht gleich Ruskus machen, wenn er doch weiß, wie es geht?«

»Das ist jetzt deine Aufgabe als meine Leibsklavin. Das durch das Fenster hereinfallende Licht lässt dich meine Bartstoppeln besser erkennen.«

Er wirkte beinahe liebenswürdig, als er den Kopf nach hinten neigte und auf die Oberseite der gepolsterten hohen Rückenlehne legte. Mir wurde klar, dass der Stuhl genau für diesen Zweck geschaffen worden war.

»Vergiss nicht, zuerst das Öl aufzutragen.« Dann schloss er die Augen und wartete.

Einen Moment saß ich einfach nur da, bevor ich das Rasierwerkzeug langsam zurück auf den Tisch legte. Ich stand auf und goss das duftende Olivenöl auf meine Handflächen, bevor ich es sanft über sein mit Bartstoppeln übersätes Kinn und seinen Kiefer rieb. Die Rauheit seiner Haut verursachte ein Kribbeln auf der meinen. Er stieß ein leises Brummen aus und ließ die Augen geschlossen, während ich das Öl mit den Fingerspitzen bis zu seinen Ohren und seinem Hals hinunter verstrich, wo sich ebenfalls dunkle Stoppeln abzeichneten.

Mein Herz raste, als ich mir die Hände am Stofftuch abwischte, dann das Instrument wieder auf meine Finger gleiten ließ und mit der freien Hand sein Kinn anhob. Seine Augen waren geschlossen, sein Körper wirkte entspannt, seine Kehle war freigelegt. Er war durch und durch verletzlich und wusste nichts von dem Gedanken, der mir plötzlich durch den Kopf schoss. Dies war eine scharfe Klinge. Möglicherweise meine Chance zur Flucht.

Ich starrte auf seinen kräftigen Hals, seine hervorstehenden Muskeln und die verletzliche Vertiefung an seiner Kehle. Dann hob ich das Rasiermesser, doch meine Hand zitterte und erstarrte in der Luft.

»Was wirst du danach tun?« Seine tiefe, seidige Stimme ließ mich zusammenzucken.

»Wonach?«, flüsterte ich.

»Nachdem du mir die Kehle aufgeschlitzt hast.«

Seine Augen blieben geschlossen, sein Hals war weiterhin gekrümmt, als würde er mich regelrecht dazu herausfordern, es zu tun. Ich war wie erstarrt und meine Atemzüge wurden schneller.

»Über meine Terrasse kannst du nicht entkommen. Die Klippe auf der anderen Seite der Mauer ist dafür zu steil. Du hast kein Geld, aber gehen wir mal davon aus, du könntest mir das stehlen, was ich in meiner Privatschatulle neben meinem Bett aufbewahre. Dann müsstest du an Ruskus und Ivo vorbeikommen, die das Hintertor bewachen. Sie würden dich der Leibgarde des Kaisers ausliefern, weil du ihren Gebieter, den Neffen des Kaisers, getötet hast.«

Der Neffe des Kaisers? Mir drehte sich der Magen um und meine Hand zitterte, während ich die Klinge weiterhin hoch erhoben festhielt. Er öffnete die Augen und drehte den Kopf, blieb weiterhin ruhig und kühl.

»Dann wäre da noch deine Freundin. Sie würde aufgrund ihrer Verbindung zu dir ebenfalls den Tod finden. Und du würdest es nicht weit schaffen, auch nicht mit meinem Geld. Die Soldaten des Kaisers marschieren nachts durch die Straßen. Sobald mein Tod bekannt wird, würden sich die Todesreiter auf die Suche nach dir machen. Und sie gehen nicht zimperlich vor, wenn sie eine Mörderin gefangen nehmen.«

Mein Herz schlug so heftig, dass ich schon glaubte, es müsste mir aus dem Brustkorb springen. Er ergriff sanft mein Handgelenk und beruhigte meine zitternde Hand.

»Das ist ein törichter Gedanke, Malina. Mich zu töten, würde dir nicht zur Flucht verhelfen, sondern nur mit deinem qualvollen Tod enden.«

Ich starrte ihn völlig verwirrt an. »Wusstet Ihr, dass ich es versuchen würde?«

Nicht dass ich es tatsächlich versucht hätte. Ich war mir nicht sicher, ob ich es überhaupt tun könnte, aber mit der scharfen Klinge in meiner Hand und seiner dargebotenen Kehle nur wenige Zentimeter davon entfernt zog ich es auf jeden Fall in Betracht.

»Ich weiß, dass du über Fluchtmöglichkeiten nachdenkst«, fuhr er auf seine gleichmäßige, ruhige Art fort und strich mir mit dem Daumen über

den Pulspunkt an meinem Handgelenk, was mein Zittern seltsamerweise beruhigte. »An deiner Stelle erginge es mir nicht anders.«

Ein ersticktes Lachen entrang sich meiner Kehle. »Aber Ihr kämt nie in meine Lage.«

»Man kann nie wissen«, fügte er leichthin hinzu und wirkte unverhofft nachdenklich. Es war seltsam, dass jemand wie er so etwas sagte. Ein derart mächtiger Drache und Römer wie er würde niemals so wie ich in Gefangenschaft geraten.

»Du musst erkennen, dass es für dich keinen Weg hier raus gibt, der nicht mit deinem Tod endet«, fügte er hinzu. »Dies ist kein Clan inmitten der Wälder, dem du mitten in der Nacht einfach entkommen kannst. Du befindest dich im Herzen Roms, umgeben von deinem Feind.« Sein Griff wurde fester und seine Stimme tiefer. »Du musst darauf vertrauen, dass ich dich besser beschützen kann als jeder andere.«

»Ich soll Euch vertrauen?« Ich musste erneut auflachen. »Meinem Sklavenhalter?«

»Ja.« Sein Tonfall wurde sanfter, sein Daumen glitt sanft über die dünne Haut an meinem Handgelenk, bevor er mich losließ. »Jetzt, wo deine Hand ruhiger ist, können wir es noch einmal versuchen.«

Er lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen, als hätte er mich nicht beinahe dabei ertappt, wie ich ihn in seinem eigenen Schlafgemach ermorden wollte. Es war erstaunlich, wie sehr er darauf vertraute, dass ich ihm nicht trotzdem die Kehle durchschneiden würde. Ich wollte einfach nicht glauben, dass er mich so gut kannte, denn Tatsache war nun einmal, dass er recht hatte. Und ich war zwar leichtsinnig, aber auch keine Närrin.

Ich atmete tief ein und stieß die Luft langsam aus, drückte dann die Klinge auf seine Haut und schabte die Bartstoppeln an einer Halsseite bis hinauf zu seinem Kiefer ab. Danach fuhr ich ihm mit dem Stoffstück über die Haut. Ich wiederholte die Bewegung immer wieder, bis ich seinen Hals und sein Kinn glatt rasiert hatte, wobei ich ihn nur an einer scharfen Kurve

leicht verletzt hatte. Nachdem ich sein Gesicht mit dem Lappen abgetupft hatte, setzte er sich auf und betastete seine Haut.

Mit einem Brummen erhob er sich. »Du musst mir heute Abend nicht das Essen servieren, aber morgen früh erwarte ich dich wie üblich hier.«

Ein Anflug von Enttäuschung ließ mich die Stirn runzeln, aber ich wandte den Blick ab und räumte den Tisch mit den Rasierinstrumenten auf. »Wo werdet Ihr heute Abend sein?«

Er schien hinter mir innezuhalten, bevor er sich wieder bewegte und ich Stoff an Stoff rascheln hörte. Ich wischte das verschüttete Öl vom Tisch und drehte mich erst danach zu ihm um.

Er hatte eine schlichte rote Schärpe über seine Tunika drapiert, deren Stoff ihm in lockeren Falten auf die Hüfte fiel.

»Ich besuche ein Fest im Palast des Kaisers.«

»Um Euren jüngsten Sieg über die Kelten zu feiern?«

Er schnaubte, als er die rote Schärpe an seiner Taille neu faltete, obwohl sie bereits perfekt aussah. Ich war überrascht, dass er mich nicht auch gebeten hatte, ihn anzuziehen, aber er schien in Eile zu sein. Wahrscheinlich wollte er mir nicht noch eine weitere Pflicht aufbürden, die dafür sorgen konnte, dass er zu spät in der Stadt eintraf.

»Ja, Malina.« Er wirkte beunruhigt. »Der Kaiser genießt seine Siegesfeiern.«

»Kaiser Igniculus. Euer Onkel.« Ich konnte meinen Ekel nicht verbergen.

Er starrte mich einen Moment lang an. Ich glaubte schon, dass er noch etwas sagen würde, aber dann spannte er nur die Kiefermuskeln an und ging an mir vorbei und aus dem Schlafgemach in den Korridor, wo seine schweren Schritte verklangen.

»Leichtsinnig«, flüsterte ich zu mir selbst, denn ich wusste, dass meine Schwester Lela mich dafür bestraft hätte, wenn sie hier gewesen wäre.

Ich hatte meine Zunge noch nie im Zaum halten können, selbst wenn es angebracht war. Was sollte er denn schon sagen? Etwa, dass er zwar der

Neffe des Kaisers war, aber kein grausamer Diktator wie sein Verwandter? Das grenzte an törichte Hoffnung. Er mochte mich nicht missbrauchen, aber er war ein Teil dieses schrecklichen, monströsen Leitbilds Roms. Eines Ideals, das immer weiter brandschatzte und tötete und zum eigenen Vergnügen Leben um Leben nahm.

Es war widerwärtig.

»Ich hätte dir die Kehle durchschneiden sollen, als ich die Gelegenheit dazu hatte«, murmelte ich, während ich mich daranmachte, sein Bett in Ordnung zu bringen.

Selbst wenn ich dafür den Tod fand, gäbe es dann wenigstens einen Tyrannen weniger auf dieser Welt.

OceanofPDF.com

8

Julian

Ich sprang von meinem schwarzen Hengst Volkan und näherte mich dem Stalleingang, wobei ich bemerkte, dass bereits zahlreiche Patrizier vor dem Palast aus ihren extravaganten Sänften ausstiegen. Fackellicht fiel auf die Stufen, die in Caesars Haus führten, und auf die Senatoren, Generäle und ihre Frauen in eleganten Kleidern, die alle die Treppe erklommen.

»Ich kümmere mich um ihn, Legatus.« Der junge Stallbursche, dem ich bei meinen Besuchen im Palast stets etwas Geld zusteckte, damit er Volkan gut behandelte, nahm mir die Zügel ab.

»Danke dir, Jovan.«

Ich drückte ihm ein kleines Silberstück in die Hand und nahm meine formelle rote Toga aus der Satteltasche. Jovan trat zu mir und half mir, sie richtig über meiner kurzen weißen Tunika anzubringen, sodass die dicken Falten über eine Schulter fielen und der Saum fast das Kopfsteinpflaster streifte. Ich hielt den seidigen Stoff hoch, damit er nicht durch den Schmutz schleifte, und ging auf die Stufen des Palasts zu. Mir zog sich der Magen zusammen, so, wie er es immer tat, wenn ich das Haus meines Onkels betrat.

Denn es glich in der Tat einer Drachenhöhle. Aber ich war perfekt verkleidet, um meinem Onkel zu gefallen. Nichts erfüllte ihn mit größerem Stolz, als seinen Neffen, den kaltherzigen Eroberer, im Rot unseres Hauses zu sehen.

Ich folgte Senator Otho und runzelte die Stirn, als ich eine junge Frau mit langem, seidigem braunem Haar an seinem Arm bemerkte. Er war nicht verheiratet. Jedenfalls war er es bei meinem Aufbruch zu meinem Feldzug nach Gallien noch nicht gewesen.

Die Diener am Eingang, die Tabletts mit Kelchen in den Händen hielten, verbeugten sich, als wir eintraten. Ich nahm einen Weinkelch vom Tablett und Otho tat es mir gleich.

»Salve, Julianus. Wie schön, Euch zu sehen.« Er lächelte freundlich und wies auf die junge Frau an seiner Seite. »Darf ich Euch meine neue Braut vorstellen. Das ist Sabina Amethystus Candida. Liebste, das ist der berühmte Legatus Julianus Ignis Dakkia.«

»Es ist mir ein Vergnügen, Euch kennenzulernen, Legatus.« Sie beugte sich vor, klimperte mit den schwarz umrandeten Augen und gewährte mir auf diese Art einen Blick auf ihre großen Brüste, die beinahe aus ihrer tief ausgeschnittenen violetten Stola herausquollen. »Stimmt es, dass man Euch den kaltherzigen Eroberer nennt, weil Ihr im Alleingang mehr Barbaren getötet habt als jeder andere General der Geschichte zuvor? Und dass Ihr das Blut Eurer Feinde trinkt?«

Bei den Göttern, welche Gerüchte kursieren in dieser Stadt?

»Sabina«, züchtigte Otho sie lachend. »Sei nicht so unhöflich.«

»Oh, bitte verzeiht mir, Legatus.« Sie legte mir ihre mit Juwelen geschmückte Hand auf den Unterarm, als ich mich anschickte, einen Schluck aus meinem Kelch zu trinken. »Ich wollte Euch nicht beleidigen.«

Ich schaute auf ihre Hand hinab, nahm den Kelch in die andere Hand und löste ihre Finger von meinem Arm. »Ich fürchte, diese Geschichten sind maßlos übertrieben.«

Otho wurde normalerweise nicht in den Palast eingeladen. Tatsächlich konnte ich mich nur daran erinnern, dass er vor vielen Jahren einmal hier gewesen war, bevor er begonnen hatte, sich im Senat gegen Caesar zu stellen. Seine Unkenntnis über seine prekäre Lage wurde dadurch noch

verschlimmert, dass ihm die Geschichten über die berüchtigten Feste des Kaisers entweder nicht zu Ohren gekommen waren oder dass er ihnen keinen Glauben geschenkt hatte.

Wir folgten den anderen Gästen durch den Marmorflur in die große Halle, in der mein Onkel seine großen Feste feierte. Je näher ich dem Heiligtum meines Onkels kam, desto mehr zog sich mein Magen zusammen.

»Nun, die anderen Gerüchte sind allem Anschein nach nicht übertrieben«, erklärte sie, als Otho stehen blieb, um einen anderen Senator zu begrüßen. Ihr Blick schweifte mit offensichtlichem Interesse über meinen Körper. »Ihr seid der prächtigste General in ganz Rom.«

»Sabina!«, rief eine Frau aus dem Gedränge der Gäste heraus.

Schon eilte Sabina zu einer anderen Frau, die eine grüne Stola trug und zur Chrysocolla-Linie zu gehören schien. Sie verkehrten in denselben Kreisen – wie hätte es auch anders sein sollen?

Es waren nur wenige Drachen mittleren Rangs anwesend – die Häuser Amethystus, Chrysocolla und Sapphirus. Und keiner der Griseo. Onkel hätte niemals zugelassen, dass die unterste Kaste an einem seiner Feste teilnahm. Es waren hauptsächlich schwarze und rote Roben, die sich im Raum tummelten, gesprenkelt mit vereinzelten blauen, violetten und grünen.

»Sie ist eine Schönheit, nicht wahr?« Otho stand erneut neben mir.

»Ihr hättet sie nicht herbringen sollen«, sagte ich aufrichtig. Ich wünschte, dieser Mann, einer der wenigen Drachen, die im Senatshaus noch nach ihrem Gewissen abstimmten, wäre klug genug gewesen, um an diesem Abend nicht herzukommen. »Ihr solltet beide wieder gehen. Und zwar sofort.«

»Wie meint Ihr das?« Er runzelte die Stirn, als er seine junge Gattin mit der Frau in Grün kichern sah.

»Mir ist bewusst, dass Ihr noch nicht im Palast gewesen seid, aber Ihr seid Euch doch der Neigungen meines Onkels bei seinen Festen bewusst, oder etwa nicht?«

Otho starrte mich stirnrunzelnd an. »Meine Stimme hat Macht im Senat«, entgegnete er hochmütig. »Caesar weiß das. Er würde mich nicht auf diese Weise herabwürdigen.«

»Ihr seid ein Narr, wenn Ihr das wirklich glaubt«, sagte ich mitleidig.

»Caesar hat mich eingeladen«, protestierte er aufgewühlt. »Ich kann seine Einladung nicht ablehnen. Das käme einem Verrat gleich.«

»Damit habt Ihr recht, aber Ihr hättet sie zu Hause lassen können.«

»Die Einladung galt für uns beide«, erklärte er nervös und schaute zu seiner Frau hinüber. »Außerdem liebt meine Braut solche Feiern. Ich konnte sie doch nicht enttäuschen. Es schien mir nicht fair, sie zu Hause zu lassen.«

»Nicht einmal, um sie zu beschützen?«

Otho bedachte mich mit einem finsteren Blick. »Ihr wollt doch nicht allen Ernstes das andeuten, was ich vermute.«

Als ich etwas erwidern wollte, unterbrach mich eine tiefe, vertraute Stimme, die immer über meine Haut jagte und beinahe bewirkte, dass meine Schuppen an die Oberfläche drangen.

»Julianus!«

Eis raste durch meine Adern, als ich mich zu Caesar umdrehte, der die Eingangsstufen zu seinem berühmten Festsaal hinaufstieg. Oder, besser gesagt, seinem berüchtigten Festsaal, je nachdem, wer man war und was man von den ausschweifenden und gewalttätigen Ereignissen hielt, die hier stattgefunden hatten. Das unangenehme Gefühl in meinem Magen und der Abscheu, den ich mir nicht ansehen lassen durfte, wann immer ich seinen Palast betrat, schienen mich innerlich zu zerreißen. Und dabei musste ich die ganze Zeit so tun, als würde ich hierhergehören.

Mein Onkel spreizte die Arme und seine rote Toga schmiegte sich perfekt an seine große Statur. Sein kurzes schwarzes Haar und sein glatt rasiertes

Gesicht ließen seinen Kiefer, sein Kinn und seine Augenbrauen allzu kantig erscheinen. Es war beinahe, als könnte er sich nie wieder ganz in den Mann zurückverwandeln, der er eigentlich sein sollte. Auch wenn er nicht in Drakengestalt herumlief, schien seine Bestie stets direkt unter der Oberfläche zu lauern und nur darauf zu warten, hervorbrechen zu dürfen.

»Caesar«, sagte ich und verbeugte mich, als er sich mir näherte und mich in seine Arme zog.

Er drückte mir einen Begrüßungskuss auf die Wange und hielt mich an den Schultern fest, um mich mit seinen dunklen Augen voller Stolz zu betrachten. »Ich wusste, dass du es schaffst«, sagte er so leise, dass nur ich es hören konnte. »Du hast diesen Pöbel in Gallien niedergemetzelt und mir in gerade mal vierzehn Tagen den Kopf des Königs gebracht, nachdem mich dieser elende Mistkerl Bastius immer wieder im Stich gelassen hatte.«

»Danke, Onkel.« Ich ließ Bewunderung, die ich nicht empfand, in meiner Stimme mitschwingen und zwang die Übelkeit nieder. »Alles für dich, Caesar. Immer für dich.«

Er drückte mir die Schultern, sein Grinsen wurde breiter, seine Augen bereits glasig vom Trinken. »Komm. Setz dich an meine Seite.«

Mein Magen rebellierte, dennoch nickte ich und ging neben ihm her, wobei sich die Menge teilte, als wir uns einen Weg durch das Gedränge bahnten. Mein Blick blieb an Trajan hängen – sein Haar war fast bis zur Kopfhaut abgeschoren, sein Gesicht glatt rasiert. Ich bemerkte sein Lächeln, bevor ich den Blick abwandte. Wenigstens hatte er sich meinen Rat zu Herzen genommen.

Wir kamen an einem Brunnen vorbei, den die Statue eines nackten männlichen Drachen in Drakengestalt zierte. Zwei nackte Drachinnen in Drakengestalt knieten zu seinen Füßen. Seine Hände umfassten jeweils eines ihrer Hörner und zwangen sie, ihn anbetend anzuschauen. Diese Statue war die erste Veränderung, die mir im Palast aufgefallen war, nachdem mein Onkel die Macht übernommen hatte.

Der Palast war gefüllt mit ähnlichen Anzeichen seiner Dominanz, seiner Forderung, dass sich alle seiner Stärke zu beugen hatten. Denn mein Onkel war in der Tat ein unglaublich starker Drache und weder in seiner Draken- noch in seiner Drachengestalt jemals besiegt worden, nicht einmal bei einem Kräftemessen zwischen Kriegern. Mein Vater hatte mir mal erzählt, dass mein Onkel schon als Jugendlicher einen anderen Drachen besiegt hatte, der doppelt so groß war wie er selbst.

Obwohl ich es verabscheute, wie er seine Dominanz zur Schau stellte, konnte ich es doch nicht ausschließlich der Arroganz zuschreiben. Die Geschichte hatte bewiesen, dass man eine Konfrontation mit ihm mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht überleben würde. Was mir abermals vor Augen führte, dass unser Plan stichhaltig sein musste, um Erfolg zu haben.

»Du kennst Präfekt Ciprian.« Caesar deutete auf den Mann in der schwarzen Toga, der mir gegenübersaß. Mein Onkel ließ sich auf den höchsten Stuhl zwischen uns sinken – eine kleinere Art von Thron mit hoher vergoldeter Lehne und vergoldeten Armlehnen –, auf dem er inmitten einer Kaskade aus Kissen und Plüschteppichen in Rot und Gold saß.

»Ja.« Ich nickte Ciprian zu und spannte den Kiefer an, damit mir kein böses Wort über die Lippen kam.

Ciprian ärgerte mich aus vielerlei Gründen. Abgesehen davon, dass er ein bösartiger Perverser und Verdorbener war, stand er in der Gunst meines Onkels, was ich einfach nicht begreifen konnte.

Während meiner Zeit als Centurio hatte ich einmal die unangenehme Erfahrung gemacht, dass Ciprian meiner Infanterie zugeteilt wurde. Ihm gefiel meine eher methodische Führungsart nicht und er brachte häufig einige meiner Männer auf seine Seite und traf mitten in der Schlacht unüberlegte, waghalsige Entscheidungen, die meinen Befehlen widersprachen.

Als er sich bei einem Feldzug in Thrakien ausdrücklich gegen meinen Befehl stellte und den Tod von drei Männern verursachte, die ihn bei

seinem Vorstoß begleitet hatten, war ich drauf und dran, ihn formell wegen der Untergrabung meiner Autorität bestrafen zu lassen. Eine öffentliche Auspeitschung wegen des Todes seiner Waffenbrüder war nicht das Gleiche, wäre aber immerhin in seiner Akte vermerkt worden.

Als die Schlacht zu Ende war und wir unsere Verletzten versorgt hatten, wollte ich ihn in mein Zelt beordern, nur um zu erfahren, dass er plötzlich nach Rom zurückgerufen worden war. Ich nahm an, dass der Kaiser ihn eines anderen Verbrechens für schuldig befunden hatte, das schlimmer war, als den Tod seiner Brüder zu verursachen. Doch als Nächstes erfuhr ich, dass er zum Centurio einer anderen Einheit befördert worden war.

Da ich wusste, dass es unklug war, die Entscheidungen meines Onkels infrage zu stellen, habe ich mich nie nach dem Grund dafür erkundigt. Dennoch gefiel es mir ganz und gar nicht, dass dieser arrogante, egoistische Mistkerl über Leichen ging, um voranzukommen. Inzwischen war er zum verdammten Präfekten ernannt worden.

»Wie ich höre, sind Glückwünsche angebracht«, stieß ich angespannt hervor. Ich setzte mich auf meinen Platz und betrachtete die sich munter tummelnden Gäste, von denen einige an den vielen niedrigen Tischen auf gepolsterten Teppichen Platz genommen hatten.

»Das sind sie in der Tat«, murmelte Ciprian, der bereits tief ins Glas geguckt hatte. »Ich werde bald mein Ritual der Totenschädel durchlaufen.«

Eine weitere wunderbare Tradition, die von meinem Onkel eingeführt worden war. In meinem Bauch kochte die Säure hoch.

»Ganz genau, Ciprian«, bestätigte der Kaiser. »Der erste Kopf eines Königs, den du mir gebracht hast. Ich wage zu behaupten, dass es nicht der letzte sein wird.«

»Darauf könnt Ihr Euch verlassen, Caesar«, erwiderte Ciprian und prostete ihm vor dem Trinken mit seinem Kelch zu.

»Allerdings«, fuhr mein Onkel in dem überlegenen Tonfall fort, den er immer an den Tag legte, wenn er etwas Provokantes von sich gab, »wirst du

noch einige Könige töten müssen, bevor du meinen Neffen eingeholt hast.«

Ciprian richtete seinen finsteren Blick auf mich und seine Nasenflügel blähten sich vor Wut, während er seinen Kelch leerte. »Wohl wahr, Caesar. Aber es wird mir gelingen.«

»Ach ja?«, forderte ich ihn heraus.

Mein Onkel lachte vergnügt. Er liebte Konflikte, denn sie waren wahrscheinlich das Einzige jenseits von Macht und Gewalt, das ihm ein Lächeln ins Gesicht zauberte.

Ciprian starrte mich an. »Ihr hattet einen guten Vorsprung, Julianus. Aber ich werde Euch besiegen. Ich erreiche immer meine Ziele.«

Und jetzt war es sein Ziel, mich zu schlagen?

Ich schnaubte verächtlich und machte mir nicht einmal die Mühe, etwas zu erwidern, sondern ließ den Blick durch den Raum schweifen, in dem halb nackte Tänzerinnen auf den Gängen zwischen den Tischen herumwirbelten. Sie alle trugen die goldenen Sklavenhalsbänder mit der Aufschrift IGNICULUS. Ihre Brüste waren entblößt, ihre Röcke nur hauchdünn. Um ihre Bäuche, Rücken und zwischen ihren Brüsten schlängelten sich rot bemalte Schlangen. Sie tanzten zu den sanften Klängen der Musikanten, die in einer Ecke Flöte und Tympanum spielten.

»Ich habe da ein Gerücht über Euch gehört, *Julian*«, sagte Ciprian und benutzte meinen abgekürzten Namen, etwas, was eigentlich nur engen Freunden gestattet war.

Sein Gesicht wirkte auf den ersten Blick attraktiv und markanter als viele andere, so, wie es bei allen Aristokraten der schwarzen und roten Drachenhäuser der Fall war. Aber ich nahm nichts anderes wahr als die Abscheulichkeit, die sich dahinter verbarg. Ciprian war eine üble Kreatur. Da sollte es nicht verwunderlich sein, dass mein Onkel ihn so sehr mochte.

Die Frau in der grünen Toga, die Othos Gattin beim Eintreten begrüßt hatte, ließ sich mit einem grollenden Schnurren neben Ciprian nieder – so flirteten Drachinnen mit anderen Drachen. Er legte ihr einen Arm um die

Taille und zog sie zu sich heran, wobei seine Finger die Seite ihrer Brust liebkosten. Sie war offensichtlich mit ihm zusammen hier, obwohl er sich nicht einmal die Mühe machte, sie vorzustellen.

»Und was für ein Gerücht soll das sein?«, fragte ich herablassend und hielt meinen Becher hoch, damit einer der Kellner ihn nachfüllen konnte.

Eine hübsche Sklavin kam der Aufforderung nach, machte einen kurzen Knicks und verschwand wieder. *Kluges Mädchen.* Es würde nicht mehr lange dauern, bis es hier weitaus vulgärer zuging.

»Ich habe gehört«, sagte Ciprian in einer Art Singsang, die seine Frau zum Kichern brachte, »Ihr hättet Euch auf dem Schlachtfeld in Euren Drachen verwandelt und einen Mann wegen einer keltischen Maid getötet, um dann mit ihr gen Himmel zu verschwinden.«

Ich hatte mich schon gefragt, wer das als Erster ansprechen würde, und es wunderte mich nicht im Geringsten, dass es Ciprian war. Malina war zwar keine keltische Maid, doch ich hatte nicht vor, ihn zu korrigieren.

»Wie bitte? Du hast dich auf dem Schlachtfeld verwandelt?« Igniculus starrte mich fassungslos an. »Wegen eines Weibs?«

Römische Generäle verwandelten sich auf dem Schlachtfeld nicht, weder in Drakengestalt noch in ihren Drachen. Es galt als Zeichen der Schwäche, wenn sie im Kampf gezwungen waren, ihre menschliche Gestalt aufzugeben. Sie durften nicht einmal ihre Klinge mit Blut beflecken, denn das war die Aufgabe der Soldaten.

»Ja, Caesar.« Ciprian lachte erneut auf. »So habe ich es jedenfalls gehört.«

Ich blieb gelassen, denn ich hatte damit gerechnet, dass dies irgendwann zur Sprache kommen würde. »Eure Quelle ist offensichtlich wirr im Kopf. Und wenn ich sie treffe, werde ich sie für immer davon befreien.«

»Was hat sich dort wirklich ereignet?«, verlangte Caesar in einem Tonfall zu erfahren, der eher einem Befehl als einer Frage entsprach.

Ich sah ihm ruhig in die Augen. »Die Wahrheit ist, dass einer meiner Männer einen direkten Befehl missachtet hat. Und dafür habe ich ihn in zwei Hälften zerteilt.« Ich zuckte mit den Achseln. »Ich hätte das auch tun können, ohne mich zu verwandeln, aber mein Drache verlangte nach seinem Blut. Außerdem sollten alle Anwesenden begreifen, welche Konsequenzen die Missachtung meiner Befehle hat und dass mein Drache nicht weniger als vollumfänglichen Gehorsam verlangt.« Mein Blick wanderte zu Ciprian, dem das Lachen vergangen war. »Dieses elende Gesindel, das Bastius mir hinterlassen hat, ist völlig undiszipliniert.« Ich wandte mich erneut meinem Onkel zu und ließ meine Stimme von meinem Drachen verheißungsvoll tiefer werden. »Sie werden mir gehorchen. Oder sie werden sterben.«

Wie ich vermutet hatte, grinste mein Onkel breit, und in seinem Blick spiegelten sich Blutgier und Stolz wider, als er sich zu mir herüberbeugte, mir eine Hand auf die Schulter legte und sie drückte.

»So ist es richtig, Neffe. Du hast das Richtige getan. Nutze brutale Gewalt, um sie Gehorsam zu lehren.« Dann gluckste er unheilvoll. »Bei Dis, mein Blut fließt wahrlich durch deine Adern.«

Wir stießen an. Ciprian kochte vor Wut, weil ich ihm seinen großen Augenblick gestohlen hatte. Er hatte allen Ernstes geglaubt, mich vor meinem Onkel schwach dastehen lassen zu können. Das würde niemals passieren, trotzdem versuchte er es immer wieder.

»Du hast die Hexe also nicht verschleppt? Die, die den Kelten angeblich dabei geholfen hat, Bastius zu entkommen?«

»Oh nein. Ich habe sie mir genommen. Sie ist wahrhaftig eine Schönheit«, bestätigte ich und musste schließlich irgendwie begründen, warum ich mit ihr zusammen verschwunden war. »Es ist das Vorrecht des Generals, sich die erlesenste Kriegsbeute zu nehmen. Aber das könnt Ihr ja nicht wissen, Präfekt. Ihr seid ja kein General.«

Das Schwarz seines Drachen erfüllte seine Augen. Es juckte ihn in den Fingern, sich zu verwandeln und mich zu attackieren. Das brachte mich dazu, nur noch breiter zu grinsen und ihm mit meinem Kelch zuzuprosten. Es gehörte sich nicht, sich im Palast des Kaisers zu verwandeln. Dieses Vorrecht war allein dem Kaiser vorbehalten.

Caesar warf den Kopf in den Nacken und lachte schallend. Als er sich beruhigt hatte, sagte er: »Mach dir keine Sorgen, Ciprian. Du wirst schon noch früh genug befördert werden.«

»Danke, Caesar«, erwiderte Ciprian, der nun ganz offen die Brust seiner Gefährtin streichelte.

Es schien sie nicht zu stören, vielmehr stürzte sie ihren Wein herunter und beobachtete die unter uns sitzenden Gäste.

»Das muss eine süße keltische Fotze sein«, spottete Ciprian gehässig.

Die Wut wirbelte wie eine Schlange durch meinen Bauch, aber mein Gesicht blieb kalt und teilnahmslos.

»Wo wir gerade von Fotzen sprechen.« Caesar starrte Otho an, der ganz in der Nähe an einem Tisch saß, während die Tänzerinnen um uns herumwirbelten.

Warum war dieser Narr zu diesem Fest gekommen? Noch dazu nachdem er sich offen gegen ein Gesetz ausgesprochen hatte, das der Kaiser erlassen wollte. Und zu allem Überfluss zusammen mit seiner jungen Gattin.

»Otho!«, rief Caesar über die Musik hinweg. »Welch reizendes Geschöpf habt Ihr da als Eure Begleitung mitgebracht?«

Otho stand mit einem Lächeln auf und half der kecken Frau in Purpur auf die Beine. »Caesar, das ist meine Braut Sabina Candida von den Amethystus.«

Caesar schnippte mit den Fingern, um sie herbeizurufen. »Tretet näher, Sabina.«

Sie blickte verunsichert auf Otho hinunter. Er nickte, während seine Miene die Skepsis erkennen ließ, die auch angebracht war. Wenn ich mich

nicht ganz irrte, wird er gleich noch etwas weitaus Schlimmeres empfinden.

Ich wappnete mich für das, was kommen würde, und nippte mit gleichgültiger Miene an meinem Wein.

Sabina schlängelte sich an den anderen Generälen und ihren Frauen vorbei zu dem mit Teppich und Kissen ausgelegten Podium, um vor Caesar stehen zu bleiben.

»Candida?« Caesar schenkte ihr sein charmantes Lächeln. »War Euer Vater nicht ein Todesreiter?«

»Das war er, Caesar«, antwortete sie strahlend. »Er war sehr betrübt, als er sich aus dem aktiven Dienst zurückziehen musste.«

»Rom gegenüber sehr loyal, wenn ich mich recht erinnere.«

»In der Tat, Caesar.«

Er bedeutete ihr, noch näher zu treten. Sie blickte nervös erst zu mir, dann zu Ciprian hinüber, der sie mit ungezügelter Lust anstarrte, während er seine Begleiterin mit der freien Hand weiterhin freizügig berührte.

Sabina trat vor. Caesar lehnte sich auf seinem hohen Stuhl zurück und spreizte die Beine.

»Noch näher, Süße.«

Sie erwiderte sein Lächeln, das dem ähnelte, das sie mir im Korridor geschenkt hatte. Er strich ihr mit einer Hand über den Schenkel und drückte ihr die seidige Stola gegen die Haut.

»Wie gefällt Euch das Eheleben mit einem Senator?«, säuselte er, während er sie liebkoste.

»Es … es gefällt mir sehr gut, Caesar.«

»Befriedigt Euer Mann all Eure Bedürfnisse?«

Sie schluckte schwer, dann kicherte sie nervös. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, antwortete sie schließlich mit bebender Stimme.

Caesar ließ seine Hand seitlich an ihrer Taille hinaufgleiten und strich ihr mit den Fingerknöcheln über eine Brust. Dann grinste er, weil sich die steife Brustwarze durch die Seide ihrer lila Stola abzeichnete.

»Caesar!« Otho stand auf. »Bitte nicht …«

Zwei prätorianische Wachen schoben Otho zurück auf seinen Stuhl und bauten sich neben ihm auf. Sabina drehte sich ruckartig zu ihrem Mann um und wirkte ebenso verwirrt wie besorgt. Dann zwang mein Onkel sie jedoch, sich wieder ihm zuzuwenden. Ich konnte Otho nicht einmal ansehen, insbesondere weil ich ihn davor gewarnt hatte. Er hielt sich für so wichtig und glaubte, wie so viele andere auch, dass der Kaiser es nicht wagen würde, sie zu demütigen und ihre Frauen zum derben Vergnügen und zur öffentlichen Schmach zu missbrauchen. Doch da hatte er sich geirrt.

Keiner außer mir schien zu begreifen, wie abgrundtief böse mein Onkel war.

»Mach dir seinetwegen keine Sorgen«, sagte Igniculus zu ihr. »Ich bin der Kaiser. Es ist mein Recht, schöne Dinge zu berühren.« Er legte ihr seine Hand auf die Brust. »Du bist ein schönes Geschöpf, Sabina. Dein Mann wird nichts dagegen haben.«

»Weil Ihr der Kaiser seid«, flüsterte sie. Ihr Atem ging schneller, ihr Puls pochte rasend schnell an ihrer Kehle.

Ich konnte hören, wie ihr Herz noch schneller schlug, als Caesar ihr den Riemen ihrer Stola von der Schulter schob und ihre Brust enthüllte, die er zuvor gestreichelt hatte.

»So ist es.« Er schob eine Hand unter ihre Stola, griff nach ihrem Schenkel und zog sie näher zu sich heran. »Ich bin der Kaiser. Ich kann mir nehmen, was ich will. Mach die Beine breit.«

Sie stellte die Füße breiter auseinander und ihre Pupillen weiteten sich vor Verlangen.

»Ich will dich, Sabina.« Er schob ihr seine Hand zwischen die Beine. »Und wenn ich deine feuchte Fotze richtig deute, willst du mich auch.«

Sie kicherte, als wäre das alles nur ein Spiel. Natürlich war es das. Allerdings eins, das der Kaiser immer gewann. Er streichelte sie weiter zwischen den Beinen und sie stöhnte auf.

Ich ließ den Blick kühl durch den Festsaal schweifen. Dieses üble Spiel, das mein Onkel gern spielte, demonstrierte nicht nur Otho, sondern ganz Rom, wer hier der Mächtigste war. Es demonstrierte, was er mit dieser Macht tun, wen er damit bestehlen und verletzen konnte.

Einige der Generäle und ihre Frauen taten so, als würden sie nicht bemerken, was auf dem Podium vor sich ging. Legatus Titus, der General, unter dem ich während meiner gesamten militärischen Laufbahn bis zu meiner kürzlichen Beförderung gedient hatte, half seiner Frau leise auf die Beine und schlich sich mit ihr durch den Seiteneingang hinaus. Das war immer der interessante Teil. Mein Onkel verlangte die Anwesenheit aller, wenn er Einladungen zu seinen sogenannten Feierlichkeiten verschickte, aber es schien ihn nicht zu stören, dass sich einige davonstahlen, sobald er sein Opfer des Abends auserwählt hatte.

Durch sein grausames Verhalten Otho und seiner Frau gegenüber verkündete Caesar nun allen anwesenden Senatoren, dass sie besser nur zu seinen Gunsten abstimmen sollten oder ähnliche Konsequenzen würden folgen.

Andere schienen das als Zeichen dafür anzusehen, dass die Orgie beginnen konnte, und fummelten und fickten nun auf oder unter ihren Tischen. Mein Blick wanderte zu Otho, was ich sofort bereute. Die Scham, die Angst und die Wut ließen sein Gesicht rot anlaufen, während ihn die Prätorianer, Caesars Elite, weiterhin festhielten. Er sah einfach nur zu, doch es war noch lange nicht vorbei.

»Warum setzt du dich nicht auf meinen Schoß, meine süße Sabina?«, knurrte mein Onkel, in dessen Augen sein Drache golden funkelte.

»Ja, Caesar«, gurrte sie.

Als sie ihr Bein über seinen Schoß legen wollte, drehte er sie schnell um, sodass sie mit dem Rücken zu ihm stand. Er hob ihre Stola hoch und zog sie dann auf seinen Schoß. Sie keuchte auf, als er seine Toga zur Seite schob und mit einem harten Stoß in sie eindrang.

»Ah!«, rief sie voller Wonne und ließ den Kopf nach hinten auf seine Schulter sinken.

Mein Onkel starrte hingegen Otho an, während er dessen Frau fickte, ihre Brüste vollständig entblößte und ihr mit seiner gespaltenen Zunge über den Hals leckte. Sein Drache regte sich jedes Mal, wenn er grausam war. Er würde sich jedoch nicht in seine Drakengestalt verwandeln, wenn er das Mädchen nicht umbringen wollte. Diesen Zweck verfolgte er auch gar nicht. Vielmehr war sie ein Werkzeug, um Otho zu zeigen, dass er in Zukunft besser nicht gegen die Wünsche des Kaisers handeln sollte.

Es lag nicht allein an den zahlreichen Leben, die ich genommen hatte, dass man mich den kaltherzigen Eroberer nannte. Ich war ein Meister darin geworden, völlig emotionslos zu bleiben, egal, was um mich herum geschah. Egal, ob meine Männer einen König köpften, eine ganze Armee abschlachteten oder mein Onkel vor allen Patriziern Roms die Frau eines anderen Mannes vögelte.

Für den Bruchteil einer Sekunde erwog ich, meinen Onkel jetzt zu töten. In diesem Augenblick hätte ich ihn mühelos überrumpeln können. Aber dann wären seine Prätorianer und all die anderen, die ihm treu ergeben waren, sicherlich auf der Stelle über mich hergefallen und hätten mich abgeschlachtet. Nichts würde sich ändern.

Und dann war da noch Malina.

In meinem Magen brodelte die Säure, wenn ich nur an sie dachte, während sich Othos Braut vor Lust schreiend auf Caesar vergnügte. Während die Tänzerinnen und Musikanten weitermachten, lachten, tranken und fickten die Gäste, als würde nicht zur selben Zeit einer der ihren in der Mitte des Festsaals innerlich sterben. Otho ließ beschämt den Kopf hängen.

Ciprian mischte eifrig mit und hatte den Kopf seiner Frau unter seine Toga geschoben. Ihr Kopf wippte heftig auf und ab, während er vor Lust knurrte und den Kaiser mit teuflischer Häme beobachtete.

Mehrere ehrenwerte Paare schlichen sich leise davon und verließen den Festsaal, bevor die Verdorbenheit noch größere Ausmaße annahm. Ich blieb an Ort und Stelle und verlangte von den Sklaven, meinen Becher erneut mit Wein zu füllen.

Schließlich schrie Othos Braut auf, als sie zum Höhepunkt kam. Caesar drückte sie nach vorn, sodass sie auf allen vieren kauerte, und beendete den Akt mit mehreren heftigen Stößen. Dabei ballte er eine Faust in ihrem Haar und riss ihren Kopf hoch, damit Otho auch genau erkennen konnte, dass der Kaiser seine Frau gefickt und befriedigt hatte und der Senator es nicht hatte verhindern können.

Caesar schlug Sabina mit einer Hand auf den nackten Hintern und stieß sie zur Seite, während er sich schwer atmend auf seinem Thron zurücklehnte. »Otho! Ich gebe dir und deiner Braut meinen Segen.«

Ciprian stieß ein grausames Lachen aus und hatte die Hand noch immer im Nacken der Frau, die ihn oral befriedigte. »Vielleicht bekommt Ihr in neun Monaten sogar noch einen weiteren Segen vom Kaiser!«

Caesar warf lachend den Kopf in den Nacken, griff dann nach seinem Becher und sein stets kalter, wachsamer Blick fiel auf mich.

»Julian. Du musst dich abreagieren. Nimm Sabina. Sie ist schön feucht und eng.« Er zeigte auf die Frau, die immer noch auf den Kissen zusammengesackt war und rote Wangen hatte, sowohl von der Anstrengung als auch der neuen Scham, die sie davon abhielt, zu ihrem Mann hinüberzusehen.

Otho hatte den Kopf immer noch gesenkt und die Fäuste geballt. Die Prätorianer hielten ihn nicht länger fest, standen jedoch hinter ihm bereit für den Fall, dass er versuchen sollte, seine Ehre zu rächen. Das würde er allerdings nicht tun. So etwas geschah nie.

»Nein, danke, Caesar«, erwiderte ich gleichmütig. »Mir reicht der Wein.«

»Ach, stimmt«, warf Ciprian ein. »Er hat ja die Keltenhure zu Hause.« Dann verzog er das Gesicht und kam. Die Frau zwischen seinen Beinen

würgte und röchelte, doch er hielt sie noch eine Sekunde länger fest, bevor sie sich aufrichten durfte. »Gut gemacht«, lobte er sie und reichte ihr einen Becher Wein.

Es grenzte an ein Wunder, dass ich diese Ereignisse miterleben konnte, ohne mich zu übergeben. Ebenso grenzte es an ein Wunder, dass ich bei alldem nicht den Verstand verlor. Die exzessiven Ausschweifungen in diesem Hort des Hedonismus waren im Laufe der Jahre immer schlimmer geworden. Der unersättliche Machthunger des Kaisers wurde gleichermaßen durch seine Bosheit, seine Fleischeslust und seinen Blutdurst weiter angeheizt. Der Wahnsinn nahm immer weiter zu. Wir würden unseren Plan bald in die Tat umsetzen müssen.

Als es an der Zeit war, mich zu verabschieden, tat ich dies leise. Ciprian war mit einer anderen Frau beschäftigt, die eine saphirblaue Stola trug, während die Frau in Grün, die ihn kurz zuvor befriedigt hatte, an seiner Seite schmollte. Caesar war mit einigen seiner Generäle beschäftigt, die sich um ihn versammelt hatten, um ihm von ihren jüngsten Siegen zu berichten.

Niemand nahm Notiz von mir, als ich mich unbemerkt durch die Feiernden zum Ausgang bewegte. Auf dem Weg den Korridor hinunter wurde ich immer schneller und ließ die Geräusche von Sex und Gelächter sowie ein korruptes, verdorbenes Königreich hinter mir zurück.

Beim Verlassen des Palasts schlug ich ein hohes Tempo an, rannte beinahe, weil ich es kaum erwarten konnte, diesen widerwärtigen Ort zu verlassen.

Ein Schatten bewegte sich, bevor ich die Stallungen erreichte.

Ich griff nach der unter meiner Toga verborgenen Klinge, bevor ich merkte, dass es Trajan war. Sofort entspannte ich mich wieder und setzte mich zu ihm in den Schatten unter einer Reihe persischer Zypressen.

»Otho hätte es besser wissen müssen«, sagte er leise. »Er wird sich im Senat nicht mehr gegen ein Gesetz aussprechen.«

»Der Senat ist ohnehin nutzlos.«

»Sag das nicht meinem Großvater.«

»Wir müssen bald handeln«, fauchte ich, da mir nach den Taten meines Onkels noch immer die Galle hochkam. »Ich halte das nicht mehr länger aus.«

»Du hast das schon einmal erlebt. Das haben wir beide noch schlimmer erlebt. Immerhin war Othos Braut willig.«

Eine weitere Welle der Übelkeit stieg in mir auf, als ich mich an frühere Machtdemonstrationen meines Onkels an anderen Ehefrauen erinnerte, denen die Aufmerksamkeit des Kaisers weniger lieb gewesen war.

»Wir müssen uns alle zusammensetzen, um den endgültigen Plan auszuarbeiten.« In Trajans blauen Augen war das Aufflackern seines Drachen zu erkennen. »Es darf keine Unklarheiten darüber geben, welche Rolle jeder Einzelne haben wird. Gib mir einfach Bescheid, wann das Treffen stattfinden soll.«

Ich nickte steif. »Bald.«

Dann eilte ich davon. Jovan holte Volkan schnell heraus. Ich schwang mich auf seinen Rücken und galoppierte davon. Ich brauchte den Wind im Gesicht, um mir diesen verdorbenen Ort von der Seele zu schaffen. Es gelang mir nicht. Das tat es nie.

Als ich auf den Hof trabte, brannte eine Kerze in Ivos Fenster. Sobald ich abgestiegen war, kam er aus seinem kleinen Zimmer in der Nähe der Stallungen geeilt und nahm mir Volkan ab.

»Danke, Ivo.«

Normalerweise hätte ich mich nach einer nächtlichen Feier selbst um ihn gekümmert, aber ich brauchte ein Bad. Sofort. Und zwar ein kaltes.

Trotzdem konnte ich nicht widerstehen und meine Schritte lenkten mich durch das Haus in Richtung der Dienstbotenzimmer. Leise drückte ich ihre Tür auf.

Der Mond schien durch das offene Fenster auf ihr schönes Gesicht und ließ ihr schwarzes Haar glänzen. Der sichelförmige Schwung ihrer dunklen Wimpern, ihr voller, entspannter Mund, die leichte Stupsnase – alles an ihr war Balsam für meine Seele und verursachte gleichzeitig Qualen in meinem Herzen.

Ich wollte mir gar nicht vorstellen, wie mich diese jadegrünen Augen ansehen würden, wenn sie an diesem Abend an meiner Seite gewesen wäre und meine Untätigkeit miterlebt hätte.

Leise ging ich zum Fenster, schloss die Fensterläden und verriegelte sie. Ich verspürte das starke Bedürfnis, sie in mein Schlafgemach zu zerren. Sie in meiner Nähe zu haben, damit ich sie beschützen konnte.

Schlauer wäre es allerdings, meine menschliche Haut abzulegen und sie an den am weitesten von Rom entfernten Ort zu bringen. Irgendwohin, wo sie vielleicht eine Chance hatte, fernab von mir, ein Leben in Sicherheit zu führen.

In meinem Inneren machte sich sofort ein intensives Brennen breit. Die Bestie hob den Kopf und ein wildes Knurren grollte in meiner Brust. Dann hörte ich ihn.

Niemals.

Das einsame Wort vibrierte in meinen Knochen und hallte in meiner Seele wider.

Ich zog die Tür zu, stieß den angehaltenen Atem aus und machte mich auf den Weg in mein Schlafgemach.

Er hatte natürlich recht. Ich konnte mich genauso wenig von ihr trennen, wie ich mir die Klinge ins eigene Herz zu stoßen vermochte. Nicht, wenn die Götter sie mir geschenkt haben. Nicht, wo sie doch für mich bestimmt war.

Ein leises Flüstern drang an die Oberfläche und erinnerte mich daran, warum ich mich nie von ihr trennen durfte.

Mein Juwel.

Ich trat auf meine Terrasse hinaus und starrte auf den Palast hinab, wo das Fackellicht hell erstrahlte, wo die Römer in ihrer Zügellosigkeit schwelgten, wo mein Onkel, der Kaiser, seine korrupte Macht auskostete.

Es gab für mich nichts zu tun, außer unseren Plan weiterzuverfolgen und dabei nicht zu sterben. Ich war durchaus bereit, für unsere Sache in den Tod zu gehen, doch jetzt war *sie* da.

Meine Loyalität hatte sich in der Sekunde geändert, in der ich sie auf dem keltischen Schlachtfeld sah – blutig und verängstigt. Mein kaltes Herz stand in Flammen, als ich sah, wie sie sich gegen diesen Abschaum in Drakengestalt verteidigte. Ich konnte nichts dagegen tun, um das Rad des Schicksals aufzuhalten, das Fortuna für mich in Bewegung gesetzt hatte.

Für uns.

Vor vier Jahren in Dakien war ich von meinem Onkel frisch zum Centurio ernannt worden. Ich hatte unser Lager in jener Nacht mit drei meiner Vertrauten verlassen, nur um diesem beklemmenden Gefühl zu entkommen, dass ich mich auf einem Weg befand, der von meinem Onkel festgelegt worden war. Und dass ich nichts tun konnte, um ihm und seinen schrecklichen Plänen für Rom zu entkommen. Eine ständige Schwermut schien mich zu erdrücken.

Doch dann sah ich völlig unerwartet diese schöne, junge Frau mit Feuer in ihrem Herzen und Trotz in ihren Augen tanzen, wobei sie mich – einen Feind – so offen ansah. Während unserer kurzen Begegnung hatte sie mir Hoffnung geschenkt.

Als ich sie beobachtete, drängte mich eine innere Stimme inständig dazu, ihr die Goldmünze zu geben – doch es war nicht die meines Drachen. Ob es nun die Götter waren, die mich leiteten, oder meine eigene Intuition, so war ich fest davon überzeugt, ihr etwas schuldig zu sein für das, was sie mir in dieser Nacht gegeben hatte. Es war nicht einfach ein Tanz, sondern auch eine unerwartete Entschlossenheit, meinen neuen Weg zu beschreiten. Sie konnte einem Drachen furchtlos gegenübertreten, obwohl sie wusste, dass

ich die Macht besaß, sie und ihren gesamten Clan zu töten. Ich musste das Gleiche tun, um meiner Zukunft unter der Knute meines Onkels entgegenzusehen.

Deshalb hatte ich sie mit einer so wertvollen Münze bezahlt, ohne zu wissen, dass diese Münze sie eines Tages zu mir zurückführen würde.

Ich senkte den Kopf und betete zu den Göttern, die mir vielleicht zuhörten, dass wir nicht beide dem Untergang geweiht waren.

OceanofPDF.com

9
Malina

»Warum kann sie nicht einfach die Mühle in der Stadt benutzen?«, murmelte ich, während ich im Hof den Mahlstein drehte, um das Getreide zu mahlen.

»Weil das Mehl von dort nichts taugt!«, rief Kara durch das Küchenfenster.

Ich sah Stefanos mit großen Augen an, woraufhin er in Gelächter ausbrach. Dieses Kind lächelte oder lachte in einer Tour. Ich fiel mit ein, auch wenn meine Arme von der Anstrengung brannten, das Korn zu dem feinen Pulver zu mahlen, das Kara brauchte.

»Warte, ich bin dran.« Stefanos scheuchte mich vom Mahlstein weg und setzte sich mir gegenüber auf einen niedrigen Hocker.

Für einen so schlaksigen Jungen war er unglaublich kräftig, mahlte doppelt so schnell und schien auch nicht so schnell zu ermüden.

Um diese Zeit musste ich normalerweise das Schlafgemach des Gebieters reinigen oder seine Wäsche waschen. Doch ich hatte gestern Nachmittag bereits all seine Togen und Gewänder gereinigt, während er auf dem Fest des Kaisers war.

Heute Früh hatte ich ihm sein Frühstück auf einem Tablett in sein Schlafgemach gebracht, aber er war schon fort gewesen. Ich hatte ein bisschen aufgeräumt, nach Enid gesehen – keine Veränderung – und dann Stefanos beim Mahlen von Getreide für Brot angetroffen.

»Weißt du, wo der Gebieter so früh hingegangen ist?«, fragte ich beiläufig.

»Nein.« Er mahlte in seinem schnellen, gleichmäßigen Tempo weiter. »Aber er ist ein wichtiger Mann. Viele wollen sich mit ihm treffen. Er ist der Neffe des Kaisers, musst du wissen.«

Bei diesen Worten zog sich mein Magen zusammen. »Ja. Das habe ich auch schon herausgefunden.«

»Er ist der Thronfolger.« Er schüttelte den Kopf. »Obwohl Caesar wohl in nächster Zeit nicht abdanken wird, schätze ich.«

Die Vorstellung, dass Julian den Thron besteigen und das grausame Ruder dieser Stadt in die Hand nehmen könnte, ließ Dunkelheit in mir aufsteigen. Ich kann nicht sagen, warum mich das derart beunruhigte. Ich kannte ihn als den Eroberer, als den ihn alle ansahen. Bei den Göttern, selbst die Graffitis stellten ihn als das kalte Monster dar, dessen einziges Ziel es war, noch mehr zu töten und noch mehr zu versklaven.

Skrr, skrr. Das Rad drehte sich munter weiter.

Und doch gab es Anzeichen dafür, dass er kein grausamer Mann war, dass er Mitgefühl besaß. Er hatte Ivo gerettet und in seinen Haushalt aufgenommen, da er von seinem einstigen Gebieter wahrscheinlich getötet worden wäre. Er hatte Ruskus aufgenommen, einen Mann, der merklich hinkte, und einen Jungen, der – mein Blick huschte zu seiner Kehle, wo sich die bösartige Narbe unter seinem Kragen abzeichnete – Schlimmes erlebt haben musste. Meine Intuition sagte mir, dass er auch Ruskus und Stefanos vor einem schrecklichen Schicksal bewahrt hatte.

»Hat dich Dominus vor etwas … oder jemandem gerettet, Stefanos?«

Ich hatte die ganze Woche darüber nachgedacht und festgestellt, dass Julian nur wenige Sklaven hielt. Sie alle hatten jedoch etwas gemeinsam – irgendeinen Makel, einen Grund, aus dem die meisten Adligen sie nicht haben wollten.

Er schluckte schwer, bevor er wieder schneller wurde. *Skrr, skrr.*

»Ja. Er rettet mich immer noch.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich neugierig.

»Ich … ich darf nicht darüber reden. Kara sagt, das wäre nicht gut.«

Dies war das erste Mal, dass ich Stefanos nervös oder ängstlich erlebte. »Es ist alles in Ordnung, du musst nicht darüber sprechen«, versicherte ich ihm und beschloss, das Thema zu wechseln. »Wie ist Kara in den Haushalt gekommen?«, erkundigte ich mich leise.

»Sie war die Sklavin seiner Mutter. Als seine Eltern ermordet wurden, hat er sie geerbt.«

Mein Herz schlug schneller. »Seine Eltern wurden ermordet? Von wem? Warum?«

»Einige Plebejer wollten sie ausrauben. Die Männer seines Onkels haben sie gefunden und hingerichtet. Es war schließlich sein Bruder, den sie getötet hatten.« Er riss die Augen auf und fügte leise hinzu: »Kara sagt, es wäre grauenhaft gewesen. Sie wurden in ihren Betten abgeschlachtet. Auch die Sklaven des Hauses haben sie getötet. Kara war als Hebamme bei einer Nachbarin. Sie hat sie am nächsten Tag gefunden.«

»Wo war Julian?«

»Bei seiner militärischen Ausbildung. Irgendwo in Dakien. Er war damals Centurio.«

Mein Herz zog sich schmerzhaft zusammen. »Ist das etwa vor vier Jahren passiert?«

Er zuckte mit den Achseln. »Das weiß ich nicht genau. So was kann ich mir schlecht merken.«

Aber ich glaubte, es zu wissen. Es musste ungefähr zu der Zeit passiert sein, als wir uns kennenlernten. Vielleicht war es sogar dieselbe Nacht, in der seine Eltern auf der anderen Seite der Welt ermordet worden waren. Ich wusste nur, dass er bei unserer Begegnung in jener Nacht unbeschwerter wirkte und nicht so wütend wie heute. Nicht so kalt. Irgendetwas hatte ihn

abgehärtet und ich wusste so gut wie jeder andere, dass der Tod der eigenen Eltern einen Menschen stark veränderte.

Es war seltsam, dass wir anscheinend so eng miteinander verbunden waren. Ich fragte mich, wo er sich aufgehalten hatte, als meine Familie von Römern überfallen und abgeschlachtet worden war. Das war vor drei Jahren passiert und er hatte in jener Nacht ganz eindeutig nicht zu den Männern gehört. Das hätte ich gespürt. So wie ich es auf dem keltischen Schlachtfeld wusste. Dort konnte ich ihn ebenfalls spüren.

In dieser Nacht hatte ich ein beharrlichen Pochen meiner Magie wahrgenommen. Ich glaubte jedoch, nach der Ermordung meines Adoptivclans und dem Beinahe-Angriff dieses römischen Monsters einfach nur überfordert zu sein.

Aber als Julian in mein Blickfeld trat, als ich seine Stimme hörte, erschuf ich sogleich ein Band zu ihm. Ich weigerte mich zwar, die empathische Verbindung zu öffnen, aber das hielt meine Magie nicht davon ab, ihn fest zu umklammern. Ich verstand es nicht.

Bunica hatte immer gesagt, dass meine Schwestern und ich unsere Gaben bekommen hätten, um unsere Feinde zu besiegen. Während meine Schwestern tot waren, besaß ich meine Gabe noch. Warum also sollte sie mich zu diesem römischen Drachen führen? Nicht um ihn zu kontrollieren oder zu besiegen, sondern um ihn in meiner Nähe zu haben. Die Hexe in mir sehnte sich nach dem Drachen, nach Julianus. Das verstand ich nicht.

Ein gleichmäßiges Hufgetrappel lenkte unsere Aufmerksamkeit auf den Hofeingang. Julian kam auf seinem schwarzen Hengst herangeprescht und bei seinem Anblick wurde mir ganz warm ums Herz. Nicht weil er stark, mächtig und majestätisch wirkte – auch wenn er das tat –, sondern weil er in meiner Nähe war.

Er zügelte sein Pferd und sah mich mit teilnahmslosem Blick an. Wir verharrten so, unsere Blicke trafen sich, bis Ivo näher trat und ihm die Zügel abnahm.

Julian stieg ab und kam auf uns zu, um vor mir stehen zu bleiben. Stefanos mahlte ruhig weiter.

»Ich werde in einer Stunde zu Abend essen. Komm nicht zu spät.«

Dann schritt er davon.

Ich erschauderte angesichts des Verlangens, das meinen ganzen Körper durchflutete. Beinahe schämte ich mich dafür, dass ich mich derart von ihm angezogen fühlte, dass mich ein Römer völlig in seinen Bann schlug – mein Erzfeind. Einer von denen, die meinen gesamten Clan und meine Familie getötet hatten.

Stefanos hörte auf, den Mahlstein zu drehen, und starrte mich an, wobei er die Augenbrauen so weit hochzog, dass sie hinter seinem wallenden Pony verschwanden. »Du isst mit ihm zu Abend?«

Ich zuckte mit den Achseln, so, wie er es vorhin getan hatte. »Ich bin seine Leibsklavin und serviere ihm die Mahlzeiten.«

Stefanos grinste breit. »Er will nicht, dass du ihn bedienst. Er will, dass du ihm Gesellschaft leistest.«

Und dann sah ich es, kurz bevor er den Blick erneut auf den Mahlstein richtete – das Aufflackern von goldenem Feuer in seinen Augen. Den göttlichen Funken eines Drachen.

Ich keuchte auf und erhob mich rasch. Stefanos arbeitete weiter und schien meine Reaktion nicht zu bemerken. Das war also der Grund, warum Julian ihn »immer noch rettete«. Alle Drachenbastarde mussten getötet werden und doch war er hier – am Leben.

Völlig schockiert hastete ich von dannen, um das Abendessen vorzubereiten, und versuchte, zu begreifen, warum der kaltherzigste Eroberer Roms einen Drachenbastard in seinem Haus verstecken sollte.

OceanofPDF.com

10
Malina

Kara hatte gebratenen Fasan, frisches Brot mit Weichkäse, gedünsteten Lauch mit Knoblauchzehen und eine Schale mit Oliven bereitgestellt. Und obwohl das Essen himmlisch duftete, drehte sich mir vor Nervosität der Magen um, als ich das Tablett auf dem Tisch in seinem Schlafgemach abstellte. Ich hörte Wasser tropfen und vermutete, dass er wohl gerade ein Bad nahm.

»Malina«, rief er leise. »Komm her.«

Mit zittrigem Atem stählte ich mich und marschierte hinter den Wandschirm, um ihn hüfttief in seinem luxuriösen Becken, aus dem Dampf aufstieg, versunken vorzufinden. Ich mied den Blick auf seinen nackten Körper und starrte stattdessen zu Boden. Ich spürte, wie die Wärme der Fliesen durch meine dünnen Lederschuhe drang.

»Unter dem Boden liegt noch eine Kammer. Ivo schürt das Feuer, um das Wasser zu erhitzen, wenn ich zu baden gedenke.«

Ich runzelte die Stirn, denn es gefiel mir nicht, dass er so oft zu wissen schien, was ich gerade dachte. Dann verflüchtigten sich diese Gedanken, als er plötzlich die Stufen erklomm und das Wasser in Rinnsalen an seinem muskulösen Körper herunterlief.

Mir klappte die Kinnlade herunter und ich konnte einfach nicht verhindern, seine kräftige Gestalt und seinen wohlgeformten Körper genauer in Augenschein zu nehmen, bis er mir eine Hand hinhielt. Als ich

schließlich seinem Blick begegnete, zweifellos mit vor Schreck geweiteten Augen, musterte er mich irritiert.

»Das Handtuch, Malina.«

Ich zuckte zusammen und drehte mich um, nur um festzustellen, dass das Handtuch auf der Rückenlehne des Stuhls hing, auf dem er beim Rasieren gesessen hatte. Rasch griff ich danach, öffnete es und reichte es ihm mit beiden Händen. Er trat vor, presste den nassen Körper gegen das Handtuch und nahm mir die Enden ab. Ein Wassertropfen fiel auf meinen Unterarm und ließ mich zusammenzucken. Ich warf einen Blick in sein stoisches Gesicht; das Einzige, was überhaupt Emotionen erkennen ließ, waren seine golden glühenden Augen.

Während er sich abtrocknete, wandte ich mich ab und war dankbar dafür, dass er mich nicht auch darum gebeten hatte. Nachdem ich ihm zuvor in die Augen gesehen hatte, wagte ich es nicht, über das empathische Band herauszufinden, was er in diesem Moment fühlte. Es war besser, es nicht zu wissen.

»Hol mir eine saubere Tunika.« Seine Stimme klang so kühl und ruhig wie immer.

Froh darüber, auf Abstand gehen zu können, verließ ich den Badebereich und eilte zu den Regalen, in denen seine Kleidung aufbewahrt wurde. Ich zog eine der einfachen, weiten Tuniken heraus, die ich gestern zusammengefaltet und weggelegt hatte, und brachte sie ihm.

Er trocknete sich das Haar und wischte sich noch einmal über die Brust, bevor er das Handtuch beiseitewarf und völlig nackt vor mir stand. Ich hatte ihn schon einmal nackt gesehen, in der Nacht, in der er mich in Drachengestalt hierhergetragen hatte. Aber damals war es dunkel gewesen und ich hatte nach dem durchlittenen Trauma nicht klar denken können.

Diesmal sah die Sache hingegen anders aus. Während er ganz entspannt wirkte und darauf wartete, dass ich ihm beim Anziehen half, raste mein

Herz wie wild. Ich hatte ihm schon früher beim Ankleiden helfen müssen, allerdings nicht abends. Das hier war beunruhigend intim.

»Willst du mir nun helfen, Malina, oder die ganze Nacht nur herumstehen und starren?«

Sein Tonfall klang weder scherzhaft noch tadelnd. Irgendwie fiel es mir dadurch leichter, meine Angst zu überwinden. Ich öffnete die Tunika, damit er die Arme hineinstecken konnte, dann zog er sie an und ging ohne ein weiteres Wort zur Terrasse.

Erleichtert, aber auch wohl wissend, dass mich das Bild von ihm, wie er aus dem Bad gestiegen war, später verfolgen würde, eilte ich zurück zum Tablett und trug es zu ihm hinaus. Er hatte bereits Platz genommen und saß aufrecht, den Rücken an die Außenwand gelehnt, mit Blick auf die untergehende Sonne.

Ich setzte mich auf meinen üblichen Platz auf ein Kissen, dem niedrigen Tisch gegenüber, und wartete. Er war von einem angespannten Schweigen umgeben, da ihn offensichtlich etwas beschäftigte. Ich ermahnte mich, dass ich weder seine Freundin noch seine Trösterin war.

Schließlich sah er mich mit einem bedeutungsschweren Blick an und fragte: »Warum hast du deine Gabe nicht eingesetzt, als dein Dorf angegriffen wurde?«

Überrascht von der Frage, richtete ich mich auf und beschloss, ehrlich zu antworten. »Ich konnte es nicht.«

»Warum nicht?«

Ich räusperte mich und verdrängte die Gewissensbisse und die Reue, die diese Erinnerungen stets mit sich brachten. »Ich kannte meine Magie damals noch nicht gut genug. Und ich …«

Soll ich wirklich so ehrlich sein?

Er starrte mich mit einer solchen Intensität an, dass ich mich dabei ertappte, aufrichtiger antworten zu wollen, als ratsam war. »Es fiel mir

schon immer schwer, mich auf meine Gabe zu konzentrieren, wenn ich Angst habe.«

Er nickte und schien es zu verstehen.

»Wann hast du sie zum ersten Mal zur Verteidigung eingesetzt?«

Er war nicht einfach nur neugierig. Dies war ein richtiges Verhör.

»Habt Ihr keinen Hunger, Dominus?« Ich deutete auf das Tablett.

Er schüttelte energisch den Kopf, schenkte zwei Becher Wein ein und reichte mir einen. Ohne einen Kommentar dazu abzugeben, dass der Gebieter seine Sklavin bediente, nahm ich den Becher entgegen und trank einen großen Schluck, während ich in meine Erinnerungen abtauchte.

»Nachdem meine Familie überfallen worden war, lebte ich in einer kleinen Stadt im Süden Galliens und arbeitete in einer Taverne. Der Besitzer ließ mich in seinem Lagerraum schlafen und er war ein freundlicher alter Mann. Aber ich war eine einsame Frau.«

Als ich innehielt und seinen Blick erwiderte, bemerkte ich die plötzliche Härte in seiner Miene.

»Hat dir jemand wehgetan?«, fragte er und in seiner Stimme schwang eine seltsame Schwere mit.

»Dazu kam es nicht. Ein Gast bot mir in der Taverne eine Münze an, wenn ich mit ihm schlafe. Als ich erwiderte, dass ich keine Prostituierte sei, wusste ich, dass ich Probleme mit ihm bekommen würde. Er und seine Freunde waren ein Haufen lauter, betrunkener Männer. Ihr Geist war leicht beeinflussbar und ich musste mich schützen.«

Ich trank noch etwas Wein. Julian wartete schweigend darauf, dass ich weitersprach.

»Ich nutzte meine Gabe, um sie in Angst und Schrecken zu versetzen, und behauptete an seinem Tisch, dass Todesreiter auf dem Weg zu uns gesehen worden wären.« Ich lachte leise auf, als ich mich an ihre verängstigten Gesichter erinnerte. »Sie flohen sofort vor Panik schreiend aus der Taverne. Mehrere Gäste verließen die Taverne, um draußen gen

Himmel zu blicken. Als sie verwirrt zurückkehrten und mich lachen sahen, fragte der Tavernenbesitzer, was ich mit diesen Männern gemacht hätte. Ich antwortete nicht und räumte nur ihren Tisch ab. So kam das Gerücht auf, dass ich eine Hexe wäre. Das war durchaus hilfreich, um einige unliebsame Männer fernzuhalten. Es führte allerdings auch dazu, dass ein bestimmter keltischer Clan kurz darauf nach mir suchte.«

Er riss sich ein Stück Brot vom Laib und tauchte es in den Weichkäse. Während ich meinen Becher auf das Tablett stellte, schien er sich meine Geschichte durch den Kopf gehen zu lassen.

»Wäre das dann alles, Dominus? In diesem Fall würde ich Euch nun Eurem Mahl überlassen.«

»Nein«, sagte er schnell, als ich mich erhob. »Bleib und iss mit mir. Ich habe noch mehr Fragen.«

Ich wollte unbedingt nach Enid sehen. Und obwohl mir meine Rolle in seinem Haushalt durchaus bewusst war, entfachte es dennoch eine wütende Flamme in mir, als er mir nicht *erlaubte*, zu gehen.

»Die Abmachung lautete, eine Frage pro Nacht, Dominus. Ihr habt heute bereits zwei gestellt.«

Er aß gelassen weiter und fragte dann, als hätte er mich überhaupt nicht gehört: »Du hast behauptet, dass sie betrunken waren und sich ihr Verstand deinem Willen leicht unterwerfen ließ. Fällt es dir schwer, deine Gabe bei stärkeren Gemütern anzuwenden?«

»Ich werde den Rest Eurer Fragen beantworten, Dominus. Aber nur wenn Ihr Euch bereit erklärt, danach einige der meinen zu beantworten.«

»Einverstanden«, knurrte er gereizt.

Ich legte die Hände in den Schoß. »Ja, bei manchen fällt es mir schwer, eine Bindung herzustellen.«

»Es fällt dir schwer, aber du kannst dich durchaus mit den Willensstarken verbinden?«

Ich musste daran denken, wie mühelos ich mich mit ihm verbunden hatte. »Ja.«

Mit einem Mal spiegelte sich so etwas wie Aufregung in seiner Miene wider. »Könntest du dich auch mit jemand Mächtigem wie dem Kaiser verbinden?«

Ich konnte mein Erstaunen nicht verhehlen. »Bittet Ihr mich darum?«

Er antwortete nicht, presste nur die Lippen aufeinander und spannte die Kiefermuskeln an.

»Warum soll ich meine Gabe beim Kaiser einsetzen?«

Ein angespanntes Schweigen breitete sich zwischen uns aus, während er vor sich hin starrte. Dies schien eine Frage zu sein, die er nicht beantworten wollte.

»Was für eine Arbeit führt Euch jeden Tag aus dem Haus?«, fragte ich neugierig. Ich wollte wissen, wohin er ging und womit er seinen Tag verbrachte.

»Ich musste mich mit meinen Militärtribunen treffen. Und anderen Leuten.«

»Für Euren nächsten Kriegszug?« Ich machte mir nicht die Mühe, meinen Abscheu zu verbergen.

»Ich bin Legatus in der Armee des Kaisers. Das ist meine Aufgabe.«

»Und wann wird Rom genug haben?«, fauchte ich.

Er klappte den Mund wieder zu und gab mir keine Antwort. Seltsamerweise machte mich das mutiger.

»Wird Rom erst aufhören, wenn sich die ganze Welt verneigt? Wenn sie versklavt wurde und alle vor den mächtigen Drachen im Dreck kriechen?«

In seinen Augen flackerte das goldene Feuer auf. Ein Zeichen, dass sein Drache mich beobachtete. Sofort schossen meine Gedanken zu Stefanos. Versteckte er einen Drachenbastard bei sich, weil er ihn gezeugt hatte? Bei diesem Gedanken wurde mir ein bisschen mulmig. Wenn Stefanos sein

Sohn war, wo steckte dann seine Mutter? Was hatte er mit ihr gemacht? Und warum hatte er den Jungen am Leben gelassen?

Das Gesetz, das von Caesar bei seiner Machtübernahme erlassen worden war, galt für die ganze Welt – bis nach Gallien und darüber hinaus. Das Gesetz verlangte, dass jeder Drache, den eine Frau niederen Standes zur Welt brachte, bei der Geburt hingerichtet werden musste. Dass die Römer so gefühllos sein konnten, war keine Überraschung. Auf diese Weise wollte Caesar die Kontrolle behalten, indem er nicht zuließ, dass Sklaven, freigelassene Männer oder Frauen niederen Standes die Stärke eines Drachen besaßen. So blieb er an der Macht.

Zusätzlich wurden alle niedrig geborenen Drachen, die vor dem Erlass dieses Gesetzes gezeugt worden waren, als Strafe für ihre Geburt zum Kampf in den Gladiatorenarenen verurteilt. Offensichtlich war der Kaiser klug genug, um zu wissen, dass das Volk nicht jubeln und applaudieren würde, wenn es den Tod von Frauen und Kindern mit ansehen musste. Anders sah die Sache jedoch aus, sobald sie in der Arena zu Kriegern wurden.

»Ich dachte, alle überlebenden Drachen sollten getötet oder in die Gladiatorenarenen in fernen Provinzen geschickt werden. Auch die Kinder.« Und mit Stefanos' Anwesenheit hier im Haus setzte sich Julian über das Gesetz seines eigenen Onkels hinweg. »Warum versteckt Ihr Stefanos in Eurem Haus?«

Er legte den Kopf schief, zog eine Braue hoch und schien nicht überrascht zu sein, was ich über Stefanos' Herkunft herausgefunden hatte. »Weil man ihn sonst umbringen würde.«

»Droht Euch nicht die Hinrichtung, wenn herauskommt, dass Ihr einen Bastarddrachen versteckt?«

»Das ist korrekt«, gab er kühl zu und nippte an seinem Wein, als hätte er nicht gerade erfahren, dass eine seiner Sklavinnen ein für ihn tödliches Geheimnis kannte.

Eine kluge Frau hätte wohl den Mund gehalten oder Versprechungen gemacht, dass sie kein Sterbenswort über sein Geheimnis fallen lassen würde. Aber wie mir meine Großmutter, meine Mutter und meine Schwestern immer zu sagen pflegten, war ich nun mal leichtsinnig. Lieber lief ich ins Feuer, als dass ich davonlief und riskierte, verfolgt und verbrannt zu werden. Ich gab der Hexe in mir die Schuld daran.

»Warum setzt Ihr für Stefanos so viel aufs Spiel? Warum ausgerechnet für ihn?«, fragte ich.

Er beobachtete mich einen Moment lang mit diesem kalten, unleserlichen Gesichtsausdruck, der seine Gefühle verbarg. Ich hätte das Band nutzen können, aber im Augenblick zog ich die Unwissenheit vor, während er mich auf diese berechnende Weise ansah. Überlegte er, wie er mich loswerden konnte? Aber warum hatte ich dann keine Angst?

»Weil es nicht seine Schuld ist, dass er als Bastard geboren wurde«, erwiderte er schließlich gleichmütig.

Eine so einfache, ehrliche Antwort. Eine, die dem Ehrgeiz eines wahren Römers grundsätzlich widersprach.

»Als ich diesen kleinen Jungen in den Armen hielt«, fuhr er fort, streckte eine Hand mit der Handfläche nach oben aus und starrte auf sie herab, als sähe er das Neugeborene deutlich vor sich, »wirkte er so unschuldig. So rein.« Er ließ die Hand sinken und begegnete abermals meinem Blick. »Ich weiß, dass du mich für ein Monster hältst, Malina. Aber das bin ich nicht.« Er wandte den Blick ab und hob seinen Becher. »Jedenfalls nicht ausschließlich.«

Anstatt den Wunsch zu verspüren, vor ihm wegzulaufen, wollte ich mehr hören. Ich wünschte mir, dass er weiterredete und mit seinem tiefen, satten Bariton Worte sagte, die er niemals aussprechen dürfte, wäre er ein wahrer, loyaler Patrizier des Kaisers Igniculus.

Ich konnte ihn nicht fragen, ob Stefanos sein Sohn war, weil ich Angst vor seiner Antwort hatte. Davor, wie ich mich fühlen würde, wenn er

Stefanos nur gerettet hatte, weil sein Blut durch die Adern des Jungen floss. Oder ob er tatsächlich genug Herz besaß, um ihn ungeachtet seiner Herkunft bei sich aufzunehmen.

Ein Zittern hatte sich tief in meinem Inneren eingenistet. Ich war mir nicht sicher, was es verursacht hatte. Ob es seine Ehrlichkeit in Bezug auf Stefanos war, dass er kein Römer war, der die Befehle seines Kaisers blind befolgte, oder weil dieser Hauch von Menschlichkeit das Band zwischen uns noch verstärkte.

»Dieser Mann aus dem Forum«, wechselte ich das Thema. »Ist er einer Eurer Tribunen?«

»Das ist er.«

»Warum trefft Ihr Euch dann im Geheimen?«

»Es war kein geheimes Treffen. Wir standen am helllichten Tag im Forum zusammen.«

»Am äußersten Rand in einer verlassenen Nische des Forums, wo Euch niemand sehen konnte. Ihr habt im Schatten einer Gasse miteinander geflüstert«, forderte ich ihn heraus. »Das war ein heimliches Treffen.«

Erneut bedachte er mich mit einem kritischen Blick. »Bist du dir da sicher?«

»Ja.« Wieder einmal wünschte ich mir, meine Zunge im Zaum halten zu können, doch es gelang mir nicht. In Julians Gegenwart gelang es mir selten, mein wahres Ich zu verbergen.

Er lächelte kurz, wurde aber rasch wieder ernst. »Da waren durchaus noch andere Leute.«

Damit spielte er auf den Mann an, der mich gepackt hatte. Den Mann, den er wegen eines solchen Vergehens fast umgebracht hätte.

»Eure Reaktion an diesem Tag«, begann ich und zupfte an einem Stück Brot herum, »war ziemlich extrem.« Als er nichts sagte und mich nur weiter musterte, fragte ich: »Warum hättet Ihr diesen Mann beinahe getötet? Er hat mich nicht verletzt.«

Zum ersten Mal, seitdem ich mich hingesetzt hatte, veränderte sich sein bisher kühler, gleichgültiger Gesichtsausdruck und wurde zu einem finsteren Stirnrunzeln. Einen atemlosen Moment lang starrte er vor sich hin.

»Er hat sich Freiheiten erlaubt, die ihm nicht zustanden«, grummelte er mit der dunklen Stimme seines Drachen. »Nächste Frage.«

»Warum darf ich mit Euch zusammen die Mahlzeiten einnehmen?« Ich lehnte mich zurück, und obwohl ich kaum etwas gegessen hatte, zog sich mein Magen zusammen. »Das steht mir gar nicht zu … als Eure Sklavin.«

Er hörte ebenfalls auf zu essen und wischte sich die Hände an einem Tuch ab. »Möchtest du lieber mit Kara und den anderen essen? Wenn dem so ist, steht es dir frei, das zu tun.«

»Das habe ich nicht gefragt.«

Sein Blick war scharf und suchend, der Goldschimmer darin hell. »Du weißt es nicht?«

Seine Frage klang wie ein Vorwurf und ließ mein Herz schneller schlagen. Ich schüttelte den Kopf.

Er lächelte erneut, diesmal jedoch weder grimmig noch zynisch. Es wirkte verführerisch, ob nun beabsichtigt oder nicht. Die harten Linien in seinem Gesicht wurden weicher – freundlicher. Er war so schön, dass es wehtat. Ich konnte den Blick nicht abwenden, selbst wenn ich es gewollt hätte. Die Hexe in mir schwelgte in seinem sinnlichen Blick.

»Erinnerst du dich an unser erstes Treffen?«, fragte er leise.

»Natürlich. Ihr habt mir die Goldmünze geschenkt. Den Aureus. Von Eurer Mutter.«

Als ich an den Tod seiner Eltern dachte, durchzuckte mich ein stechender Schmerz. Sein Gesichtsausdruck änderte sich nicht. Er blieb ruhig und auf mich konzentriert. Seine Lippen waren weiterhin verführerisch zu einem schiefen Lächeln verzogen.

Er warf einen Blick auf meinen Hals. Obwohl der Aureus unter dem hohen Halsausschnitt meiner Tunika verborgen war, wusste er, dass er sich

dort befand.

»Du hast die Münze all die Jahre getragen«, sagte er. »Du hättest sie gegen alles Mögliche eintauschen können: Nahrung, Unterkunft, Waffen für deine Kelten. Aber du hast es nicht getan. Warum nicht?«

Instinktiv griff ich nach der Münze. Selbst durch den Stoff konnte ich sie kühl auf meiner Haut spüren. »Ich konnte nicht.«

»Warum nicht?« Er beugte sich vor. »Sie wurde dir von einem römischen Centurio geschenkt. Einem Fremden, den du nie wiedersehen würdest.« Sein Lächeln wurde breiter. »Jedenfalls musst du davon ausgegangen sein.«

Ich schluckte schwer und antwortete aufrichtig. »Ich konnte mich nicht davon trennen.«

»Wegen ihres Goldwerts?«

»Nein.«

»Also wegen der Verbindung zu Fortuna. Du dachtest, die Göttin würde dich beschützen, wenn du die Münze behältst.«

»Teilweise.« Meine Stimme zitterte jetzt.

»Und weshalb noch?«

»Ich …«

Sein wilder und intensiver Blick war aufmerksam auf mich gerichtet. Ich konnte seinem Blick nicht standhalten und ihm gleichzeitig keine Antwort geben. Rasch stand ich auf, zog den Aureus unter meiner Tunika hervor und hielt ihn in der Hand, während ich zum Geländer der Terrasse ging und auf Rom hinabblickte. Das Licht wurde schwächer. Gelbe Fackeln und Öllampen erhellten die Häuser und Tavernen unter uns.

Ich spürte, wie er hinter mir stehen blieb. »Verrat mir, woran es noch gelegen hat.« Seine Stimme klang seidig dunkel und strich wie eine intime Liebkosung über meine Haut.

Als ich weiterhin schwieg, drehte er mich sanft zu sich um und ließ eine Hand auf meiner Schulter liegen. Ich hielt den Aureus fest in der Faust und spürte den dort pochenden Puls. Einen Moment lang fragte ich mich, ob er

von der Münze stammte oder ob es einfach mein eigenes Herz war, dessen Schlag ich in meiner Handfläche fühlen konnte. Er hob mein Kinn mit einem Finger an.

Ich atmete ein, als sich das Band straffte und ich seine Berührung durch meine magische Verbindung noch stärker wahrnehmen konnte.

»Sag es mir«, drängte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht.«

Ich konnte nicht zugeben, dass ich mich zu dem Römer hingezogen fühlte, der mich versklavt hatte, der sein Leben damit verbrachte, andere zu töten und zu versklaven, um ein Imperium der Bosheit und Niedertracht aufzubauen. Allein der Gedanke daran ließ mir die Galle hochkommen und doch konnte ich dem starken Bedürfnis nicht widerstehen, ihm nahe zu sein, ihn näher an mich zu ziehen.

Vermutlich bewegte ich mich deshalb nicht und atmete kaum, als seine große Hand meinen Kiefer umfasste und seine Fingerkuppen in mein Haar glitten.

»Soll ich es dir verraten?«

Ich schwieg, während ich in meinem Inneren mit mir rang.

Er strich mir mit dem Daumen über die Wange. »Ich werde es dir verraten, da du dich nicht traust, es zuzugeben.« Seine Hand glitt von meiner Schulter in meinen Nacken. Es fühlte sich verboten himmlisch an. »Du hast diese Münze behalten, weil sie dich an mich gebunden hat. Die Götter haben uns aneinandergebunden. Deine Götter, meine, das spielt keine Rolle.« Er bewegte weiter den Daumen und streichelte mich zärtlich. »Ich habe nicht zu träumen gewagt, dich je wiedersehen zu dürfen. Aber ich habe dich nie vergessen. Weißt du, dass es unendlich viele Nächte gab, in denen ich allein in meinem Zelt in einem fremden Teil der Welt lag und mich von allem und jedem in meinem Leben abgekoppelt fühlte? Wenn ich am einsamsten war, habe ich an dich gedacht.«

Er gluckste bei meinem fassungslosen Gesichtsausdruck und streichelte weiterhin sanft mein Gesicht.

»Ich sah meinen Feuervogel über die Bühne tanzen. Ich hätte an diesem Abend spüren müssen, dass du Magie in dir trägst. Du hast mich bereits mit deinem ersten Blick verzaubert. Ich habe mich gefragt, wo du dich wohl in der Welt aufhalten magst. Für wen du tanzt. Wer das Privileg hat, dich zu sehen.«

»Meine Zeit als Tänzerin ist schon lange vorbei«, hauchte ich. Als die Römer in mein Dorf einfielen und alle umbrachten, die ich liebte, nahm dieser Teil meines Lebens ein schlagartiges Ende.

»Ich kann nur hoffen, dass das nicht wahr ist.« Sein Daumen strich dicht neben meinem Mundwinkel entlang. Er richtete den Blick darauf und sein Gesicht wurde weicher und sehnsüchtig. »Hoffentlich wirst du noch einmal tanzen. Für mich.«

Er strich mit der Daumenkuppe über meine Unterlippe. Er wollte mich küssen. Ich konnte es deutlich spüren. Wenn ich das zuließ, wäre es ein Verrat an allem, was ich war. Es wäre ein Verrat an meiner Familie, die längst in ihren kalten Gräbern lag. Sein lodernder Blick schweifte über mein Gesicht, dann ließ er mich plötzlich los und wich einen Schritt zurück.

Während ich nach Atem rang, betrat Ruskus die Terrasse mit einer Pergamentrolle in der Hand. Julian musste ihn kommen gehört haben.

»Verzeiht mein Eindringen, Dominus. Das ist gerade für Euch eingetroffen.«

Julian trat zur Seite und rollte das Pergament aus. Er las es schnell. Als er sich umdrehte, zog er die Augenbrauen zusammen. »Das wäre dann alles, Ruskus.«

Ruskus nickte, verbeugte sich und ging hinaus, ohne auch nur einen Blick in meine Richtung zu werfen. Ich fragte mich, was er und Kara davon hielten, dass ich mit dem Gebieter zusammen aß. Wahrscheinlich glaubten

sie, dass ich auch mit ihm schlief. Die in mir aufkommenden Schuldgefühle verdarben mir die Laune, als sich Julian mir zuwandte.

»Gibt es Neuigkeiten?« Ich konnte nicht anders, als ihn das zu fragen. Er hatte mir die Erlaubnis gegeben, ihm Fragen zu stellen, und einmal angefangen, konnte ich nicht mehr damit aufhören.

»Krieg.«

Mir drehte sich der Magen um. »Wo?«

»Barbaren greifen die römischen Provinzen in Moesia an.«

»Das liegt ganz in der Nähe von Dakien …« Ich hörte, wie meine Stimme brach. Vor vier Jahren, als ich dem römischen Angriff auf unser Dorf entkommen konnte, war ich nach Westen in Richtung Gallien geflohen und nicht in Richtung Moesia, welches südlich meines Dorfes lag.

»Es liegt in der südlichen Region und nahe der thrakischen Grenze.« Er trat näher an mich heran.

Ich sah ihn ruckartig wieder an, nachdem ich in Gedanken kurz woanders gewesen war. »Wann brecht Ihr auf?«

»In drei Tagen.« Er zerbröselte die Schriftrolle in einer Hand. »Ich habe vor, dich mitzunehmen.«

»Warum sollte ich Euch begleiten?«

»Du bist meine Leibsklavin. Es ist üblich, dass Generäle und Offiziere sie bei sich haben.« Er hielt inne und fügte dann hinzu: »Zum Feldzug gehören viele Sklaven.«

»Wie sollten die Römer sonst auch essen oder sich anziehen?«, entgegnete ich säuerlich.

Er trat noch näher und drückte mich gegen das steinerne Geländer.

Mit dem Stein im Rücken hob ich das Kinn an und sah ihm in die Augen.

Er stützte die Hände rechts und links neben mir aufs Geländer, ohne mich zu berühren. Ich vergaß immer wieder, wie groß er war, und konnte mir nicht einmal vorstellen, wie er in Drakengestalt aussehen mochte. Warum

mich dieser Gedanke, ihn so zu sehen, nicht abstieß, war mir ein weiteres Rätsel.

»Da hast du nicht ganz unrecht, Feuervogel.« Er senkte den Kopf und sah mir aufmerksam in die Augen.

»Warum nennst du mich so?«, fragte ich und ärgerte mich darüber, dass meine Stimme zitterte.

»Kennst du die Geschichte etwa nicht?«

»Nein.«

Sein Lächeln wurde teuflisch, dann richtete er sich auf und trat zurück, sodass ich seine Wärme und seine berauschende Präsenz nicht länger spüren konnte. »Gute Nacht, Malina. Sei in drei Tagen abreisebereit.« Schon schlenderte er die Terrassenstufen hinunter und um die Ecke zu den Stallungen.

Enid war wach, als ich mich in ihr kleines Zimmer stahl. Ihr Haar war zu einem ordentlichen Dutt gebunden, so, wie Kara ihn trug, und fiel ihr nicht länger ins Gesicht. Mir wurde klar, dass Kara ihr dabei geholfen haben musste.

»Du bist wach«, flüsterte ich erfreut, als ich zu ihr lief.

Die einzige Öllampe, die neben ihrem Bett brannte, erhellte ihr hageres Gesicht nur halb. Sie hatte stark abgenommen.

Sie lächelte, als sie mich sah, und streckte eine Hand nach mir aus. »Malina.«

Nachdem sie so lange Zeit kein Wort gesagt hatte, war ihre Stimme ganz heiser. Ich setzte mich auf die Bettkante und umarmte sie sanft. Sie roch nach dem Lavendelöl, das uns zum Waschen zur Verfügung gestellt wurde. Kara hatte sich gut um sie gekümmert.

Ich musste lächeln, als ich an die raue Kara dachte, die Enid so liebevoll umsorgte.

»Wie fühlst du dich?«, fragte ich und half ihr, sich zurück auf ihr Kissen sinken zu lassen.

Anstatt zu antworten, stellte sie selbst eine Frage. »Wie hast du das geschafft? Wie konntest du den General dazu bringen, mich zu retten?«

Ich habe ihn angefleht.

Das Band zwischen uns wurde stärker.

Ich zuckte mit den Achseln. »Jetzt bist du hier und das ist das Einzige, was zählt. Du wirst bald wieder ganz gesund sein.«

»Da bin ich mir nicht so sicher.« Sie fing an, schrecklich zu husten.

Ich half ihr, sich aufzusetzen, und griff nach dem Becher mit Wasser auf dem kleinen Tisch, um ihr beim Trinken zu helfen. Sie stürzte es hinunter und ließ sich wieder ins Bett sinken. Ein feuchtes Keuchen drang bei jedem ihrer Atemzüge aus ihrer Lunge.

»Warum sagst du denn so was? Kara sagte, die Wunde verheilt gut.«

Ich füllte den Becher auf und hielt ihn in meinem Schoß fest, falls sie noch mehr trinken wollte.

»Irgendetwas in meinem Körper stimmt nicht.« Sie schnitt eine Grimasse, als sie versuchte, es sich etwas bequemer zu machen. »Ich glaube nicht, dass mir ein Heiler jetzt noch helfen kann.«

»Sag doch nicht so was, Enid.«

Die Furcht davor, sie könnte recht haben, nahm mir die Luft zum Atmen. Ihr Gesicht war blasser als zuvor, ihre Lippen sahen stumpf und grau aus. Schatten tanzten in ihren Augen, als ihr Blick in die Ferne schweifte.

»Erinnerst du dich an Brigid?«

Ich stellte den Becher beiseite, nahm ihre bleiche, knochige Hand in beide Hände. Der Gedanke an die gebrechliche, weißhaarige Brigid, die ein bisschen wirr im Kopf gewesen war, schnürte mir die Kehle zu.

»Sie hat um ihr Leben gebettelt«, flüsterte Enid heiser, »als sie uns in die Netze luden. Ein einziger Klauenhieb hat sie umgebracht.« Sie schniefte. »Jetzt wünschte ich, sie hätten das Gleiche mit mir getan.«

»Bitte sag das nicht«, flehte ich sie an und drückte ihre kalte Hand.

»Ich bin dir sehr dankbar dafür, dass du deinen Gebieter dazu gebracht hast, mich hierherzubringen. Es ist besser, in diesem Bett zu sterben und dabei dein hübsches Gesicht zu sehen, als in diesem kalten Stall oder ganz allein irgendwo da draußen gehen zu müssen.«

»Bitte gib nicht auf, Enid.«

»Mach dir keine Sorgen um mich.« Sie drückte schwach meine Finger. »Du bist hier an einem sicheren Ort. Es ist keine Schande zu tun, was man tun muss, um zu überleben, mein liebes Mädchen.«

Ich war mir nicht sicher, ob sie davon ausging, dass ich meinen Körper einsetzte, um den General zu besänftigen, und es war auch nicht weiter wichtig. Alles, was ich wollte, war, dass sie etwas Frieden fand.

Rasch suchte ich mit meiner Magie ihren Kern, um ihr durch das Band eine Welle aus Trost zu übermitteln. Da sich unsere Seelen bereits so vertraut waren, konnte ich mühelos eine Verbindung herstellen.

Sie starrte an die Decke, wobei das Kerzenlicht seltsame Schatten auf ihr Gesicht warf. Erneut zuckte sie vor Schmerz zusammen.

»Schlaf, Enid«, sagte ich leise und ließ Ruhe durch unsere Verbindung strömen, um ihrem Geist den nötigen Frieden zu schenken. »Ruh dich aus.«

Ich rollte mich zusammen und legte meinen Kopf neben ihren, wie wir es in kalten Winternächten stets getan hatten. Allerdings achtete ich jetzt darauf, sie nicht zu berühren. Durch das Band konnte ich spüren, welche unerträglichen Schmerzen sie erdulden musste. Ich wollte es nicht verschlimmern. Als ich die Augen schloss und leise zu weinen begann, lauschte ich in der Dunkelheit auf Enids abgehackte, rasselnde Atemzüge und ließ meine beruhigende Magie auf ihren vom Schmerz gepeinigten Körper einwirken.

Um mich abzulenken, schweiften meine Gedanken zurück zu meinem Gespräch mit Julian und zu seinen hartnäckigen Fragen. Er wollte, dass ich meine Gabe gegen den Kaiser einsetzte? Die Vorstellung, eine Verbindung zu diesem Drachen herzustellen, jagte mir einen Schauder den Rücken herunter. Aber Julian hatte mich das nicht nur aus einer Laune heraus gefragt. Er verfolgte ein Ziel, auch wenn er sich weigerte, mir zu verraten, was das war.

Bunica hatte mich gelehrt, an meine Magie zu glauben und mich auf sie zu verlassen. Jetzt griff diese innere Kraft verzweifelt nach Julian. Nicht als Ziel, das es zu besiegen galt oder als Feind, sondern als Verbündeten.

Ich streckte die Hand nach der Hexe aus, die in mir lebte, und dachte an Julian und alles, was zwischen uns geschehen war. Fest umklammerte ich die Münze, die um meinen Hals hing, und ein vertrautes Gefühl, das Richtige zu tun, breitete sich in meinen Knochen aus. Ich beschloss, dass ich wissen musste, warum er mir eine solche Frage über Caesar gestellt hatte.

Wagte ich allen Ernstes zu hoffen, dass mein Feind mein Verbündeter werden konnte?

OceanofPDF.com

11

Julian

Ich erwachte lange vor dem Morgengrauen. Meine Sinne kribbelten abermals. Etwas hatte mich aus dem Tiefschlaf gerissen. Ich schob meine Bettvorhänge beiseite, stand auf, sah mich um und lauschte.

Ein Wimmern auf der anderen Seite des Hauses. *Malina.* Ich eilte durch die dunklen Gänge zu den Sklavenquartieren.

Als ich auf dem Weg zum Flurende an Enids Zimmer vorbeikam, stieß ich die Tür, die einen Spalt weit offen stand, auf. Malina kniete neben dem Bett und hielt die Hand ihrer Freundin Enid fest in der ihren. Ich konnte bereits den ersten Hauch von Verwesung wahrnehmen.

Im Licht der brennenden Öllampe sah ich die Tränen auf ihren Wangen, als sie aufblickte.

»Sie ist tot.«

Ich hielt mich zurück und musste beobachten, wie sehr sie litt. Es war weder angebracht noch stand es mir zu, sie zu trösten, war ich doch derjenige, der ihre Freundin getötet hatte. Meine Armee war es gewesen, die ihren gesamten Clan ausgelöscht hatte.

Sie starrte die tote Frau schniefend an. »Sie hat gesagt, dass sie sterben würde. Ich wollte es nur nicht wahrhaben.« Ihr Kinn bebte, als eine weitere Träne ihre Wange hinunterrann. »Sie war die letzte noch lebende Person auf der Welt, die mich geliebt hat. Jetzt habe ich niemanden mehr.«

Ich sollte es nicht tun und doch konnte ich mich nicht zurückhalten. Ich konnte nicht tatenlos zusehen, wie mein Feuervogel von Schmerz und Trauer verzehrt wurde.

Langsam überbrückte ich den Raum zwischen uns und nahm sie wie ein Kind auf die Arme.

»Nein, ich kann sie nicht verlassen.« Sie wehrte sich matt.

»Sch.« Ich ließ mich auf den Stuhl neben dem Bett sinken. Auf diesem musste auch Kara gesessen haben, um die kranke Frau zu versorgen.

Malina beruhigte sich langsam, den Blick aufs Bett gerichtet, und ihre Brust bebte bei jedem Schluchzen. Ich drückte das Kinn auf ihren Scheitel und hielt sie fest auf meinem Schoß. Meine ganze Seele von der leisen Freude darüber durchdrungen, sie halten und ihr beistehen zu können.

»Pluto wird sich jetzt um sie kümmern«, versicherte ich ihr.

»Sie glaubt nicht an eure römischen Götter«, zischte sie angespannt und zitterte am ganzen Leib. »Pluto wartet nicht auf sie.«

Selbst trauernd gab mein Feuervogel nicht klein bei.

»Manch einer ist der Ansicht, dass es keine Rolle spielt, welche Götter man anbetet. Es gibt eine Ordnung in der Welt, die wir nicht begreifen können. Für das Leben und den Tod. Pluto wird jenen, die es verdienen, den Eintritt in die Unterwelt gewähren, wo ihre Seele Frieden finden kann, ob sie nun an ihn glaubt oder nicht.« Ich blickte auf die Frau im Bett hinab, die eher friedlich zu schlafen als tot zu sein schien. »Deine Freundin nimmt er bestimmt bei sich auf.«

Malina wand sich aus meinen Armen und stand auf. »Ist das eine Eurer philosophischen Überzeugungen?« Sie fuhr sich mit einem Handrücken grob über die Wange. »Das ist alles Unsinn.«

»Würde es dich trösten, wenn du daran glauben könntest, dass ihr der Übergang in Plutos Reich des Friedens gewährt wurde?«

»Natürlich.«

Ich zuckte mit den Achseln. »Was kann es dann schaden, es zu tun?«

Sie drehte sich um und blickte auf Enid hinab. »Es spielt sowieso keine Rolle mehr. Ich habe gehört, wie Ruskus sagte, dass sie in ein Massengrab außerhalb der Stadt geworfen wird, in dem alle Armen und Versklavten landen.« Dann sah sie erneut mich an. »Ohne die entsprechenden Riten kann sie nicht ins Jenseits übergehen.«

»Wir können sie hier verbrennen, wenn du das möchtest«, bot ich ruhig an. »Mit den entsprechenden Gebeten, damit sie auch zu den Göttern gelangt, zu denen du sie schicken willst.«

»Warum solltet Ihr so etwas tun?«, fragte sie verzweifelt.

»Möchtest du das tun? Falls dem so ist, müssen wir es jetzt und unauffällig machen, bevor die Welt erwacht und sich fragt, warum von meiner Terrasse eine Rauchfahne aufsteigt.«

»Ja«, erwiderte sie eifrig, »natürlich möchte ich das. Aber ich brauche mehr Zeit mit ihr«, schob sie flehentlich hinterher.

»Die kann ich dir nicht geben. Ich kann dir nur ermöglichen, deine Freundin zu verbrennen. Dies müssen wir jedoch tun, bevor die Stadt erwacht.«

Sie nickte tapfer. Hastig wickelten wir Enid in die Bettdecke ein. Als Malina nach einer Öllampe griff, schüttelte ich den Kopf.

»Die brauchen wir nicht. Folge mir einfach.«

Ich konnte in der Dunkelheit gut sehen und wollte niemanden wecken. Ruskus und Kara würden zweifellos bemerken, dass die Frau fort war, aber ich wollte Malina Zeit geben, sich ungestört zu verabschieden.

»Wir brauchen die Lampe, um den Scheiterhaufen anzuzünden«, protestierte sie.

»Nein, tun wir nicht. Lass sie hier.«

Stirnrunzelnd tat sie, was ich verlangte, und folgte mir. Wir gingen zügig am Atrium vorbei zu der größeren hinteren Terrasse und der Plattform, die ich in Drachengestalt zum Kommen und Gehen nutzte. Diesen Ort nutzte ich auch, wenn ich dazu gezwungen war, Senatoren und Soldaten zu

empfangen. Malina folgte mir schweigend. Der Halbmond warf sein sanftes Licht auf die weiße Marmorfläche.

»Ich habe kein Podest, auf dem wir sie aufbahren können. Die Asche wird einfach weggeweht«, sagte ich, während ich Enids eingewickelten Körper neben das Balkongeländer legte, das aus schlanken Steinsäulen bestand.

»Das spielt keine Rolle. Die Kelten haben die Asche der Scheiterhaufen häufig in ihrer Heimat vergraben. Enid würde nicht hier beigesetzt werden wollen.«

»Tritt einen Schritt zurück«, bat ich sie und bedeutete ihr mit einer Hand, zur Seite zu gehen.

Ich wartete, bis sie in sicherer Entfernung stand, dann beschwor ich das Feuer herauf und ließ mich vom Drachen übermannen. Ich biss die Zähne zusammen, als das Geräusch meiner knackenden, splitternden und sich verlängernden Knochen die Luft erfüllte. Anstatt dem Drachen freie Hand zu lassen, unterbrach ich die Verwandlung und ließ meine Flügel, meine Hörner und meinen Schwanz hervorsprießen, während mein Körper Drakengestalt annahm. Die Mutation dauerte nur einen Moment, aber die Kraft, die meine Adern elektrisierte, bewirkte, dass ich mich wie ein völlig anderer Mann fühlte. Der war ich auch, obwohl ich meinen klaren Verstand behalten hatte.

Jedes Mal aufs Neue fragte ich mich, warum ich mir meine Menschlichkeit in dieser Form bewahren konnte, während so viele andere dies nicht zu tun vermochten. Es gab viele, die in Drakengestalt nicht einmal sprechen konnten, weil die Kreatur, mit der sie Geist und Körper teilten, sie derart überwältigte. Aber mir gelang es immer. Selbst als schlaksiger Junge, als ich mich zum ersten Mal in diese Drakengestalt verwandelt hatte, war ich bei Verstand geblieben.

Ich schlug mit dem Schwanz um mich, zerrte mir meine zerrissene Tunika vom Leib, die noch immer an meiner Taille herunterhing, und

schleuderte sie beiseite. Schließlich warf ich einen Blick auf Malina.

Sie war an Ort und Stelle geblieben, anstatt noch mehr Distanz zwischen uns zu bringen. Ihr Gesichtsausdruck spiegelte keine Angst wider, sondern eher Verwunderung und Neugier. Sie machte sogar einen Schritt auf mich zu, als wollte sie mich näher in Augenschein nehmen.

Ich wandte mich ihr zu und wusste, dass meine roten Schuppen im fahlen Mondlicht leuchteten und dass mein Körper in dieser Form beeindruckend für sie aussehen musste. Ihre Augen nahmen hungrig alles in sich auf, was mich nur dazu brachte, mich aufrechter hinzustellen und meine Flügel weiter zu spreizen.

»Könnt Ihr sprechen?«, fragte sie.

»Natürlich«, antwortete ich und bemerkte, dass meine Stimme zwar tiefer, meine Aussprache aber klar war.

»Warum habt Ihr Euch verwandelt?«

»Damit ich Enid auf ihre letzte Reise schicken kann.« Als sie nur noch verwirrter erschien, erklärte ich: »Ich kann in dieser Gestalt Feuer speien. Und mein Feuer wird viel heißer brennen als das einer Öllampe. Und wir haben nicht mehr allzu viel Zeit, bevor die Sonne aufgeht.«

Sie nickte und konnte den Blick nicht von mir abwenden. Ich konnte nicht umhin zu bemerken, dass ihr Ausdruck von Bewunderung geprägt war.

»Geh weiter zurück, Malina.«

Sie tat es.

»Sprich deine Gebete.«

Sie starrte auf den eingewickelten Leichnam ihrer Freundin und murmelte auf Dakisch Worte, die ich nicht verstand.

Ich trat näher an das kleine Bündel heran, atmete tief ein und stieß einen kräftigen Feuerstrahl aus. Durch die Wucht klappte ein Teil der Bettdecke auf, doch ich machte weiter, bis alles vollständig in Flammen stand. Wie

erwartet, schlugen die Flammen hoch gen Himmel und verzehrten die Tote gierig.

Die Decke, ihre Kleidung und ihr Fleisch verbrannten rasend schnell, bis nur noch ihr kleines Skelett verkohlt und glühend dalag. Ich ließ eine sanftere Flamme über ihren Körper wandern. Dann wartete ich und sah zusammen mit Malina zu, wie sich ihre vom Feuer glühenden Knochen schließlich in Asche auflösten und als orangefarbene Glut in die Nacht hinausgetragen wurden.

Malina flüsterte weiter ihre Gebete und schien alles um sich herum ausgeblendet zu haben. Sie weinte nicht länger und streckte die Handflächen vor sich und zum Himmel gerichtet aus. Als nur noch ein kleiner rauchender Aschehaufen auf der Terrasse lag, atmete ich noch einmal tief ein und stieß aber nur Luft aus, um das, was von Enid noch übrig war, von der Terrasse zu beseitigen.

Ein Teil der Asche fiel auf die Erde, während der Rest von einem Luftzug in die Ferne getragen wurde. Als sämtliche Beweise bis auf einen kleinen Fleck vernichtet waren, wandte ich mich an Malina. »Geh schlafen, Malina. Ich werde mein Frühstück in der Stadt einnehmen und deine Dienste nicht benötigen.«

Ich hatte eigentlich vorgehabt, erst gegen Mittag aufzubrechen, um meinen Termin im Forum wahrzunehmen, aber sie brauchte Ruhe. Und ich wollte nicht, dass sie mir mit tiefen Augenringen und von Trauer gezeichnetem Gesicht das Essen brachte.

Sie ließ die Hände seitlich herabhängen und starrte weiterhin in die Dunkelheit hinaus.

»Malina«, sagte ich mit einem tieferen Grollen.

Endlich drehte sie sich zu mir um.

»Geh ins Bett. Ruh dich aus.«

Sie schluckte schwer und sah noch immer sehr traurig aus, nickte aber schließlich. Im Weggehen hörte ich sie leise flüstern: »Danke.«

Ihre Dankbarkeit bohrte den Dolch nur noch tiefer in meine Brust. Ich war der Grund dafür, dass ihre Freundin hatte sterben müssen. Und so viele, viele weitere Unschuldige. Ich hatte keine Dankbarkeit verdient.

Das liebevolle Gesicht meiner Mutter kam mir in den Sinn. Dann das Gesicht meines Vaters. Ich wollte mir gar nicht vorstellen, wie sie mich jetzt ansehen würden, wenn sie all die Zerstörung und den Tod erblickt hätten, die ich verursacht hatte. Ein Sohn, dem sie etwas Besseres beibringen wollten, als den Wegen Roms zu folgen.

Ich starrte auf die Stadt hinaus, in der nur hinter wenigen Fenstern bereits Licht brannte. Die meisten schliefen noch zu dieser frühen Stunde.

»Das muss ein Ende haben«, zischte ich in die Nacht hinaus. »Und es *wird* enden«, schwor ich. »Bald.«

OceanofPDF.com

12

Julian

»Valerius ist genauso ein Tyrann wie Caesar«, sagte Gaius, Trajans Großvater.

Es war früher Nachmittag und die meisten Händler schlossen ihre Läden. Heute gab es keinen Auktionsblock und der Praeco hatte seine Ankündigungen längst gemacht. Ich kam gern um diese Tageszeit ins Forum. Die meisten Patrizier bereiteten sich zu Hause oder anderswo auf das Abendessen vor. Normalerweise war niemand von Bedeutung hier, niemand, der sich wundern würde, wenn ich mich zu lange mit einem Senator wie Gaius unterhielte.

Ich sah zu ihm hinüber. Er war das Oberhaupt des Tiberius-Haushalts und außerdem der älteste noch lebende Drache der Sapphirus-Linie. Angeblich ließen sich seine Vorfahren bis zum ersten blauen Drachen zurückverfolgen, der aus einer Verbindung zwischen Romulus' Tochter und dem Gott Neptun hervorging. Der Sohn, der von der römischen Jungfrau zur Welt gebracht wurde, wurde Tiber genannt, wodurch sie ihren angesehenen und respektierten Nachnamen erhielten.

Die Abstammung ihrer Familie war auch der Grund, aus dem das Bündnis zwischen ihm, Trajan und mir eine solche Bedeutung hatte. Gemeinsam verschafften wir drei unserem geplanten Staatsstreich Legitimität. Die Ermordung von Igniculus und seinen Anhängern würde nicht nur das römische Volk von der Tyrannei befreien, sondern darüber

hinaus unserer politischen Position Glaubwürdigkeit und Unterstützung verleihen, während wir ein neues Rom schufen. Zumindest hofften wir das. Denn der Weg, der vor uns lag, würde selbst nachdem wir der Schlange den Kopf abgeschlagen hatten, lang und hart werden.

»Jetzt, wo Caesar Otho zum Schweigen gebracht hat«, fügte Gaius hinzu, »wird es keinen Widerstand mehr geben.«

»Außer deinem, Großvater.« Trajan stand an seiner Seite und aß eine Dattel, die er von einem Wagen in der Nähe stibitzt hatte.

»Jeder öffentliche Widerstand im Senat wäre unklug«, sagte ich zu Gaius. »Wir alle wissen, dass Caesar zu grausamen Taktiken greift, um die Kontrolle zu behalten. Und das ist noch milde ausgedrückt.«

»Da Großmutter nicht mehr lebt«, warf Trajan verbittert ein, »kann er Großvater nicht dasselbe antun wie Otho.«

»Nein«, stimmte Gaius zu, der in seiner mitternachtsblauen Leinenrobe königlich aussah, während ihn das immer noch schwarze, kurz geschnittene Haar und die edlen Gesichtszüge ungeachtet seiner Kleidung als wahren Aristokraten auswiesen. »Aber ich habe zwei Enkeltöchter. Deine Schwestern.«

Trajan erstarrte und seine dunklen Augen funkelten augenblicklich hellblau, als sich sein Drache bemerkbar machte. Die Luft knisterte vor Energie, wie sie es kurz vor einer Verwandlung tat. »Wenn er meine Schwestern anrührt, bringe ich ihn um.«

»Trajan«, sagte ich mit der kühlen Stimme, die ich stets auf dem Schlachtfeld einsetzte.

Sein Blick zuckte zu mir. Er schloss die Augen und stieß die Luft aus.

Gaius legte seinem Enkel eine Hand auf die Schulter. »Du musst dein Temperament zügeln, mein Junge. Wir müssen alle sehr vorsichtig sein. Der Kaiser mag sich wie ein Ungeheuer aufführen, aber er ist gerissen und scharfsinnig.« Er tätschelte ihm den Arm. »Keine abfälligen Blicke oder

Wutausbrüche. Und lass auf gar keinen Fall zu, dass dein Zorn deine Bestie zum Vorschein bringt.«

Eines der vielen Gesetze, die während der Herrschaft meines Onkels erlassen worden waren, besagte, dass es in Rom illegal war, Draken- oder Drachengestalt anzunehmen. Nur wenn sie sich ihren Armeen anschlossen, war es Angehörigen des Militärs gestattet, die Stadt als Drache zu verlassen.

»Vielleicht sollten Junia und Marilla die Stadt für eine Weile verlassen«, schlug Trajan vor.

»Sie besuchen momentan ihre Großtante in Ravenna«, erwiderte Gaius.

»Das ist nicht weit genug.« Trajans Laune war schlagartig schlechter geworden.

»Es wäre ohnehin nicht von Bedeutung.« Ich blickte über die im Forum versammelte Menge hinweg. »Sobald sich Caesar beleidigt fühlt, wird er alles daransetzen, um diese Person dafür bezahlen zu lassen. Daher dürfen wir ihn in keinem Fall kränken.«

»Bis wir ihm den Kopf abschlagen«, murmelte Trajan.

»Der Senat ist machtlos«, stellte Gaius mit düsterer Endgültigkeit fest. »Gut, dass mein Vater nicht mehr miterleben muss, was aus ihm geworden ist.«

Er stieß einen Seufzer aus und ließ den Blick über das Forum zur Mauer der Verräter schweifen.

»Zu den Zeiten meines Großvaters waren wir ein stolzer Staat und zufrieden innerhalb unserer Grenzen. Wir haben nicht wahllos gemordet. Selbst Sklaven hatten das Recht, sich ihre Freiheit zu verdienen und ein besseres Leben zu führen. Aber heute« – er schüttelte den Kopf – »ist Rom nicht besser als die verrottenden Köpfe, die auf unsere Stadt herabblicken.«

Er deutete auf die Toten in Drakengestalt, die auf einer Wand in der Nähe der Halle der Gerechtigkeit zur Schau gestellt wurden. Unter ihnen befand sich ein Adliger aus dem Hause Amethystus, dessen violette Schuppen so dunkel waren, dass sie fast schwarz aussahen.

»Kein Verbrecher wurde je auf derart schändliche und morbide Weise bestraft. Früher durften zum Tode Verurteilte zumindest ihre Würde behalten oder in den Gladiatorengruben um ihr Leben kämpfen. Jetzt giert es Igniculus nur noch nach Blut und Fäulnis. Die ganze Stadt stinkt danach.«

Niemand wusste, was der Römer getan hatte, um an Händen, Füßen und Brust gepfählt und den Elementen und dem Spott der Schaulustigen ausgesetzt zu werden. Keiner würdigte ihn eines Blickes, wie er dort oben hing, wobei ihm die geschwollene Zunge grotesk aus dem offen stehenden Mund heraushing und sich zu seinen Füßen eine fast schwarze Blutlache auf dem Kopfsteinpflaster gebildet hatte. Ein Mann, der einen Ochsen an ihm vorbeiführte, drehte sich nicht einmal zu ihm um.

»Ihr habt vollkommen recht, Gaius«, stimmte ich ihm zu und hielt Gaius' hartem Blick stand. »Und genau deshalb ist unser Plan so wichtig. Ihr sagt, der Senat sei machtlos, aber das ist nur vorübergehend. Es wird nicht auf Dauer so bleiben. Sobald der Kaiser gestürzt wurde, brauchen wir all jene von euch im Senat, die gegen ihn sind, um ihr Amt auch weiterhin auszuüben.«

Er schniefte. »Selbst wenn wir gegen unser Gewissen stimmen müssen, um unsere Liebsten vor dem Zorn des Kaisers zu beschützen.«

»Selbst dann«, bestätigte ich. »Vertraut mir. Ich habe über lange Zeit Feldzüge angeführt und Clans abgeschlachtet, die nicht einmal unsere Feinde waren, sondern nur versuchten, in ihrem eigenen Land zu überleben. Ich habe Rom zahllose Sklaven ausgeliefert, um meinen Onkel zu besänftigen, obwohl ich es kaum *ertrage*«, spie ich aus und meine Eingeweide zogen sich zusammen, weil es nun einmal der Wahrheit entsprach. »Wenn sich das Blatt wendet – und das wird es –, werden wir Anhänger brauchen, die aufrichtig für die neuen Gesetze stimmen. Gerechte Gesetze für ein neues Rom.«

Trajan verschränkte die Arme und holte tief Luft. »Das Bild, das du entwirfst, erscheint unmöglich, Julian. Er wird nicht nur gut bewacht, sondern ist außerdem von Speichelleckern und mächtigen Männern umgeben, die mit seinen Gesetzen einverstanden sind. Denen die Machtausübung durch Schwert und Klaue ebenso recht ist.«

»Möglicherweise stimmen sie nicht alle mit ihm überein«, erklärte ich. »Vielleicht tun sie ja nur so, genau wie ich, genau wie du.«

Gaius brummte zustimmend. »Wir werden erst wissen, wer wirklich auf unserer Seite ist, wenn wir zuschlagen.«

Mir war bewusst, dass Caesars Tod allein dem Abschlagen des Kopfes einer Hydra gleichkommen würde. Es gab genug andere, die seinen Platz im Handumdrehen einnehmen konnten. Wir mussten viele mit ihm zu Fall bringen, sobald wir herausgefunden hatten, wer den Kaiser und sein tyrannisches Rom wirklich unterstützte.

»Wir müssen den richtigen Zeitpunkt abpassen«, sagte ich ruhig. »Der Plan muss ausgereift sein, bevor wir zuschlagen. Ich will um jeden Preis verhindern, dass einer von Caesars Anhängern in andere Provinzen fliehen kann, um dort seine Armeen zu versammeln.«

»Vielleicht sollte Caesar unser letztes Ziel sein und nicht unser erstes«, überlegte Gaius laut.

Ich starrte ihn an und ließ mir diese Strategie durch den Kopf gehen. »Das ist eine gute Idee. Wir schwächen ihn, indem wir seine Verbündeten zuerst beseitigen.«

»Caesar hat keine Verbündeten.« Trajan beobachtete die sich ausdünnende Menge. »Er hat nur Schoßhunde, die um seine Gunst buhlen, und brutale Männer, die den von ihm gebotenen Tummelplatz aus Blut und Sex auskosten.«

»Da hast du allerdings recht«, gab ich zu. »Sein neues Schoßtier Ciprian geht mir gehörig auf die Nerven.«

»Ciprian Seneca?«, fragte Gaius.

»Ja. Kennt Ihr seine Familie gut?«

»Nein, das nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Er gehört zu einem Zweig der schwarzen Drachen, mit dem nur wenige zu tun haben. Sie besitzen nicht die hochwertigen Eigenschaften der meisten Patrizier ihrer Drachenlinie.«

Ich erinnerte mich an die unflätige Art, mit der Ciprian die Frauen beim Festmahl des Kaisers behandelt und wie er über Malina gesprochen hatte. Sklavin hin oder her, derart vulgär und offen sprach kaum ein Patrizier über andere, schon gar nicht in der Öffentlichkeit. Abgesehen von meinem Onkel.

»Das überrascht mich nicht«, fügte ich hinzu.

»Wen schalten wir dann zuerst aus?«, wollte Trajan wissen. Er konnte es kaum erwarten, endlich etwas zu tun.

»Nicht so voreilig.« Gaius kratzte sich am Kinn. »Darüber müssen wir in Ruhe nachdenken.«

»Ich bin die Planungen leid. Es ist Zeit, zu handeln.« Trajans Frustration war offensichtlich.

»Ich weiß, was in dir vorgeht«, sagte ich und spürte, wie auch mein Tatendrang immer größer wurde.

Ich wollte meinen Onkel schon seit Jahren umbringen. Seit dem Tag, an dem ich herausfand, dass er seine eigene Schwester, meine Tante Camilla, aus dem Tempel der Vesta verschleppt hatte. Laut meinem Vater hatte sie nie etwas anderes gewollt, als ihr Leben der Göttin Vesta zu widmen. Tante Camilla war schließlich als weißer Drache, als Vicus, zur Welt gekommen und entstammte einem hohen Adelshaus. Nur weiße Drachen durften als Priesterinnen in Tempeln dienen. Sie hatte seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr als Priesterin im Tempel der Vesta gelebt.

Aber noch im selben Monat, in dem mein Onkel den Thron bestieg, zerrte er seine Schwester aus dem Tempel und holte sie zurück in seinen Palast. Ich wollte gar nicht wissen, was er ihr dort angetan hatte, konnte es mir jedoch nur zu gut vorstellen. Was auch immer dort vorgefallen war,

musste schrecklich gewesen sein, denn sie verwandelte sich in ihren Drachen und blieb bis heute in dieser Gestalt.

Ich wusste nur, was mir nach meiner Rückkehr von dem Feldzug, an dem ich mit Legatus Titus teilgenommen hatte, mitgeteilt wurde: dass meine Tante Camilla jetzt in einer Drachengrube saß und eine Kette um den Hals trug, damit sie nicht davonfliegen konnte. Caesar hatte die Grube in der Nähe seines Palasts gebaut, wo er sie gefangen hielt.

Das war bereits viele Jahre her und doch blieb sie weiterhin in Drachengestalt. Mein einziger Trost war, dass mein Vater seinen Frieden gefunden hatte. Es hätte ihm das Herz gebrochen, seine Schwester so sehen zu müssen. Wahrscheinlich wäre er gegen meinen Onkel vorgegangen und bei dem Versuch, Camilla zu befreien, ums Leben gekommen.

»Aber dein Großvater hat recht.« Ich wandte mich wieder dem Gespräch zu. »Ich halte es für eine kluge Entscheidung, die Taktik zu ändern und zuerst seine Anhänger zu beseitigen. Wenn mein Onkel jedoch auch nur den Hauch von Aufruhr bemerkt, wird er sich zurückziehen und einen Gegenangriff planen. Und er wird viele Kräfte um sich scharen können.«

»Einverstanden.« Gaius rückte seine Toga auf seiner Schulter zurecht. »Wir treffen uns erneut, sobald ihr beide von eurem Feldzug zurückgekehrt seid. Hoffentlich wird es nicht allzu lange dauern.« Er legte Trajan liebevoll eine Hand in den Nacken, wie man es bei einem Kind tun würde. Dabei war Trajan gute dreißig Zentimeter größer als sein Großvater. »Pass auf dem Schlachtfeld auf dich auf, mein Junge, und komm gesund zurück.«

»Ja, Großvater.«

Dann nickte mir Gaius zum Abschied zu und verschwand in den Schatten am Rande des Forums. Trajan und ich standen einige Minuten lang schweigend da und beobachteten, wie die Händler für den Tag zusammenpackten und einige Frauen Wasser aus dem öffentlichen Brunnen schöpften. Ein junges Mädchen tauchte einen Krug in den Brunnen und

versuchte, ihn genau wie ihre Mutter auf dem Kopf zu balancieren, der sie hinterherlief.

»Otho hat sich vom Senat freistellen lassen«, teilte ich ihm mit. »Er macht mit seiner neuen Braut eine Reise an die südlichen Küsten.«

»Ein kluger Mann.« Trajan schnaubte. »Ich könnte mir vorstellen, dass er seine junge Frau für lange Zeit in einer Villa fernab von Rom unterbringt.«

»Ich habe in jener Nacht versucht, ihn zu warnen. Aber diese Senatoren neigen nun mal zu Selbstüberschätzung. Haben sie denn gar nichts gelernt?«

»Im Gegensatz zu dir lesen sie nicht annähernd so viele Philosophiebücher.«

Des Themas und Othos Idiotie überdrüssig, stieß ich einen Seufzer aus. »Wir sehen uns morgen in Moesia. Sorge dafür, dass deine Legion bei Tagesanbruch bereit ist. Ich habe bereits mit den anderen Tribunen gesprochen und ihnen Befehle erteilt.«

Trajan runzelte die Stirn und spähte über meine Schulter.

»Hast du mich verstanden?«

»Ist das da drüben nicht deine Hexe?«

Ich drehte den Kopf ruckartig in die Richtung, in die er blickte, und entdeckte sofort ihr dunkles Haar, das zu einem langen Zopf geflochten war, so, wie sie es häufig trug. Sie befand sich auf der anderen Seite nahe des Tempelrings. Ivo trottete hinter ihr her, als sie in einem der weißen Marmorgebäude verschwand.

»Bis morgen, Trajan.« Schon eilte ich los und schlängelte mich durch das Forum, um herauszufinden, was Malina hier trieb.

OceanofPDF.com

13
Malina

»Warte hier auf mich«, sagte ich zu Ivo.

Er nickte und lehnte sich gegen die Außenmauer am Eingang des Totentempels. Ich war schon an anderen Tempeln vorbeigekommen, darunter dem bekanntesten im Forum, der Vesta geweiht war und in dem die Vestalinnen dafür sorgten, dass die ewige Flamme der Göttin niemals ausging. Aber wenn ich schon meine eigenen Götter verriet, indem ich zu einem römischen Gott betete, dann wollte ich keinen der anderen, sondern nur diesen einen bestimmten.

Bunica schrie mich wahrscheinlich aus dem Jenseits an, weil ich einen römischen Tempel betrat. Aber ich hatte jahrelang in der Wildnis zu unseren Göttern Zamolxis und Bendis gebetet – und wohin hatte mich das geführt? Ich brauchte mächtigere Hilfe.

Es war die Hexe in mir, die mich jetzt dazu drängte, einen Tempel aufzusuchen. Ich wickelte mir beim Eintreten einen Schal um den Kopf und ging durch einen kurzen Korridor und an einer Reihe von Säulen vorbei. Ich gelang in einen größeren Raum mit Kuppeldecke im Tempelinneren, der kühl und still war. Da ich mit Pluto, dem Gott der Unterwelt, gerechnet hatte, erstarrte ich vor Schreck beim Anblick der Gestalt, die mich weit überragte.

In der Mitte des Tempels stand eine prächtige Statue der Proserpina aus weißem Marmor, auf die durch eine runde Öffnung in der Decke ein

Lichtstrahl fiel. Der Anblick raubte mir den Atem.

Sie breitete in Drakengestalt die Arme und Flügel aus, als wollte sie mich begrüßen. Sie hatte einen nackten Oberkörper und eine locker um die Hüften gebundene Schärpe, aus der ein krallenbewehrter Fuß und ein schlankes Bein herausragten. Ihr Schwanz wand sich auf eine Art und Weise, die andeutete, dass sie mitten in der Bewegung war. Ihr hinreißendes Gesicht wirkte grimmig und entschlossen. Das Haar fiel ihr über eine Schulter, während sie ihrem Ziel entgegenstrebte.

Himmel, sie war so anmutig. Wenn die echte Proserpina nur halb so schön war, wie dieser Künstler sie dargestellt hatte, wäre es nahezu unmöglich, bei ihrem Anblick nicht zu vergehen.

Auf der rechten Seite stand eine weiße Marmorstatue von Pluto in einer Nische und wurde von Öllampen beleuchtet. Ich warf ihm einen flüchtigen Blick zu. Auch er war schön mit all den Hörnern und Stacheln, die ihm in Drakengestalt aus dem Kopf wuchsen, so, wie es bei manchen Drachen der Fall war. Aber er nahm nicht diesen Raum ein und beherrschte den Tempel nicht so, wie es seine Frau tat.

Eine weiß gekleidete Priesterin, deren Kopf und Gesicht mit einem hauchdünnen Stoff verhüllt waren, ging zum Eingang des Tempels, kniete nieder und flüsterte ein kurzes Gebet. Ich beobachtete sie und fragte mich, was es mit den weißen Drachen auf sich hatte. Den Frauen, die als Anomalie ihrer Art zur Welt kamen und allein durch ihre Geburt dazu gezwungen waren, Priesterin in einem römischen Tempel zu werden.

Aber welche Wahl hatten wir denn im Grunde genommen schon? Bei unserer Geburt gelangten wir an einen Ort auf der Welt, worauf wir keinerlei Einfluss hatten. Es waren die Götter, die diese Entscheidung für uns trafen.

Ich starrte hinauf in Proserpinas kämpferische Miene. Sie war aus ihrer Heimat dort oben geraubt und gezwungen worden, Pluto zu heiraten und in seine Welt hinabzusteigen. Aber Angst, Trauer oder Reue waren nicht das,

was ich jetzt in ihrem Gesicht erkennen konnte. Sie hatte die Kontrolle über ihr Schicksal übernommen und war zu einer eigenständigen Königin geworden. Sie trat vor, um die Seelen zu begrüßen und willkommen zu heißen, die das Reich ihres Mannes betraten.

Die Priesterin erhob sich aus ihrer knienden Position. Sie warf mir einen Blick zu und wollte gerade an mir vorbeigehen, als ich sie fragte: »Warum betest du Proserpina an und nicht Pluto?«

Sie kam auf eine schwebende Art und Weise näher und blieb neben mir vor der Statue stehen. »Weil sie über die Unterwelt herrscht.« Ihre Stimme klang sanft und angenehm.

»Aber das tut sie doch gar nicht.« Das war nicht das, was mir immer über die römischen Götter beigebracht worden war.

»Vertrau mir«, erwiderte die schlanke Priesterin, die, genau wie die meisten Patrizier, fast einen Kopf größer war als ich. »Denn es ist so.«

»Wie macht sie das?«

Die Priesterin drehte sich zu mir um. Ich konnte die blassrosa Augen hinter dem Schleier kaum erkennen. »Indem sie das Herz ihres Königs beherrscht. Er würde alles für sie tun. Deshalb liegt die größte Macht stets in ihren Händen, nicht in den seinen.«

Dann huschte sie davon und verschwand in einem anderen Korridor, der in den hinteren Teil des Tempels führte, während ich sprachlos zurückblieb.

Ohne noch länger zu warten, ging ich vor Proserpina auf die Knie und nahm den Stoffbeutel heraus, den ich bei mir trug. Ich hatte mir den Beutel geliehen, den Stefanos zum Eiersammeln benutzte, weil ich nichts anderes hatte finden können.

Ich holte vier rote Geranien heraus. Kara kümmerte sich um den Blumentopf, der das Atrium von Julians Haus zierte. Ich bezweifelte, dass jemand ein paar Blüten vermissen würde.

Zwei Blütenblätter waren abgefallen, aber ansonsten waren sie genauso perfekt wie in Julians Atrium. Die Blumen erinnerten mich an meine kleine

Schwester Kizzy. Sie liebte Blumen über alles, pflückte sie immer von der Wiese und schmückte ihr Haar damit, um dann lächelnd herumzuhüpfen.

Ich betrachtete sie immer als das Baby, obwohl sie nur wenige Minuten jünger war als ihre Zwillingsschwester Kostanya. Aber Kizzy wirkte stets jünger, unschuldig und süß. Kostanya war hingegen ernst und wachsam und übernahm die Führung.

Meine Hände zitterten, als ich die erste Blume auf den Altar der Proserpina legte, auf dem bereits andere Opfergaben zu sehen waren. Speisen, Blumen, sogar silberne Münzen – Denare – und auf Pergament gekritzelte Versprechen an die Götter schmückten die Gedenkstelle.

»Für Enid«, flüsterte ich. »Ich bete, dass du deinen Frieden gefunden hast, meine liebe Freundin.«

Die zweite rote Blüte legte ich auf den Boden.

»Für dich, Kizzy.« Ich drückte die Stirn gegen den kalten Stein und betete flüsternd, dass Proserpina auch in der Unterwelt auf sie aufpassen möge.

Danach setzte ich mich auf und sagte: »Für dich, Kostanya.« Ich dachte an meine ernste Schwester, die während unserer Reisen immer auf uns aufgepasst und uns bemuttert hatte, wenn Mama nicht bei uns war. Ich legte die Blume neben die erste, drückte die Stirn erneut auf den Stein und flüsterte ein weiteres Gebet.

Sobald ich die letzte Blüte abgelegt hatte, lief mir eine Träne über die Wange. Da die Zwillinge einander hatten, waren Lela und ich uns immer sehr nahe gewesen. In der Nacht, in der wir angegriffen wurden, hatte sie in dem Kleid, das Bunica für sie genäht hatte, so schön ausgesehen und voller Liebe in den Augen zu Jardani aufgeblickt.

Als die Römer die Hochzeit in der Mitte unseres Dorfes in Drakengestalt gestürmt hatten, war ich wie erstarrt gewesen. Ich hatte mit angesehen, wie einer der Römer Jardani mit einer Klaue die Kehle durchbohrte, dessen Blut

auf Lelas Kleid spritzte, die lauthals schrie. Papa hatte mich zur Seite geschubst und in Richtung Wald gescheucht.

Lauf! Seine Stimme hallte jetzt in meinem Kopf wider. Ich hatte ihm sofort gehorcht. Ich sah den Anflug von Erleichterung in seinem Gesicht und durch unsere Verbindung spürte ich sie auch, kaum dass er mich gepackt hatte. Ich rannte tiefer in den Wald hinein, so schnell mich meine Beine trugen. Keuchte und schwitzte, bis ich unverhofft einen stechenden Schmerz durch die Verbindung spürte und dann gar nichts mehr. Das Band wurde durchbrochen, noch während ich mit meiner Magie darauf zugriff, und die geisterhaften Fetzen entschwanden in den Äther.

In diesem Moment kamen mir die Tränen. Mein Papa war tot. Und der Rest meiner Familie ebenso.

Später fragte ich alle Reisenden aus Dakien, ob sie etwas über mein Dorf wüssten. Ein Mann machte ein finsteres Gesicht, sobald ich es erwähnte, und sagte, er hätte einige Dörfer entfernt gewohnt und von den Angriffen gehört. Seinen Worten zufolge war ein Teil einer römischen Legion in einen Blutrausch verfallen und hatte nicht nur mein Dorf, sondern auch einige andere angegriffen, um sich am Blut satt zu trinken. Allem Anschein nach hatte sie eine Art Drachenwahn befallen.

Als ich den Fremden nach Überlebenden fragte, schüttelte er nur den Kopf. »Das hat keiner überlebt.«

Ich schniefte bei der Erinnerung an Lelas schönes Gesicht, drückte die Stirn gegen den Stein und ließ meine Tränen auf den Altar der Proserpina fallen.

»Bitte, Mutter der Unterwelt, Königin des Jenseits, wache über meine liebevolle Schwester Lela.«

Dann steckte ich den Beutel wieder ein, wischte mir übers Gesicht und ging zum Ausgang des Tempels.

Als ich zwischen den Säulen entlangging, durchfuhr mich ein winterlicher Wind, der mir in Fleisch und Blut drang und den Duft von

Wildblumen mit sich brachte.

Ich stutzte, drehte mich um und nahm meine Umgebung in Augenschein. »Kizzy?«

Aus irgendeinem Grund fühlte sich die ätherische Berührung wie sie an und roch auch wie sie. Ihr Duft schenkte mir ein wenig Frieden. »Schlaf gut, meine Süße.«

Dann wischte ich mir über die Augen und verließ den Tempel. Die Geräusche von klappernden Karren und zahlreichen Menschen, die herumliefen und sich lautstark unterhielten, holten mich in die Gegenwart zurück. Ivo richtete sich auf und lächelte, als ich mich ihm näherte.

»Lass uns zurückgehen«, sagte ich zu ihm, weil ich wusste, dass ich am nächsten Morgen nach Moesia aufbrechen würde. Nicht, dass ich mich auf irgendetwas vorbereiten müsste. Trotzdem wollte ich die wenigen Tuniken, die ich besaß, waschen und einpacken.

In einem gemächlichen Tempo verließen wir Seite an Seite das Forum und gingen an einigen anderen Geschäften vorbei in Richtung der Straße, die zu Julians Haus hinaufführte.

Ein Geräusch aus einer Taverne erregte meine Aufmerksamkeit. Die vertrauten Instrumente riefen nach mir wie Sirenengesang. Das leise Klirren von metallenen Fingerzimbeln, die zusammen mit einer Laute und einem Tympanum einen langsamen Rhythmus erzeugten. Bei der Erinnerung an Rukeli und Yoska zuckte ich zusammen. Ich sah deutlich ihre faltigen lächelnden Gesichter vor meinem inneren Auge – so wie immer, wenn wir früher die Bühne betraten.

Sofort eilte ich zu einer der drei Türen der Taverne, die zur Straße hin offen standen. Ivo folgte mir und blieb hinter mir stehen, während ich mich an den Türrahmen lehnte.

Enttäuschung überkam mich, als ich die Gesichter der Musikanten sah. Ich erkannte in ihnen niemanden aus Dakien wieder, weder aus unserem Dorf noch aus den Dörfern der Umgebung. Und doch kamen sie mir

bekannt vor, insbesondere weil sie diese Musik spielten. Den Klang der Heimat.

Dann betrat die Frau, eine dunkelhaarige Dakerin in einer schlichten Tunika, keinem der farbenfrohen Gewänder unserer Heimat, und mit einem Sklavenhalsband um den Hals die provisorische Bühne. Sie ließ die Fingerzimbeln erklingen und tanzte langsam im Kreis. Dabei ließ die Erinnerung an Lela, die einst auf die gleiche Weise getanzt hatte, mein gebrochenes Herz beinahe bersten.

Als die dakische Frau auch noch sang, brach es mir das Herz noch ein bisschen mehr. Sie sang in unserer Sprache und nicht, wie es hier üblich war, auf Latein. Um mein Schluchzen zu unterdrücken, hielt ich mir eine Hand vor den Mund. Ich hatte meine Muttersprache schon seit so vielen Jahren nicht mehr gehört. Ich hatte völlig vergessen, wie schön sich der lyrische Klang anhörte, diese Vertrautheit, die ich schon viel zu lange missen musste.

Ein römischer Soldat, der vorbeikam, stellte sich vor mich in die offene Tür, um zu lauschen. Aber ich hatte genug gehört, um zu wissen, dass er dieses Lied nicht hören sollte, selbst wenn er kein Dakisch konnte.

Ich stellte ein Band zu ihm her, konnte sofort eine Verbindung schaffen und erkannte sogleich seine autoritäre Präsenz. Ohne auch nur darüber nachzudenken, flößte ich ihm eine ungerechtfertigte Angst ein und flüsterte ihm durch den Zauber zu, dass bei ihm zu Hause etwas nicht in Ordnung wäre und er rasch heimkehren müsse.

Der römische Soldat drehte sich schnurstracks um und marschierte eilig den Hügel hinauf. Ich entspannte mich wieder und konzentrierte mich auf die Sängerin. Im nächsten Moment drangen ihre Worte auch schon bis in mein Herz vor.

»Was singt sie da?«

Beim Klang von Julians Stimme schaute ich über die Schulter und stellte erstaunt fest, dass es gar nicht mehr Ivo war, der da hinter mir stand.

Julian sah mich mit seinen ruhigen goldenen Augen an, in deren Tiefen ein Hauch von Mitgefühl zu schimmern schien.

»Was bedeuten die Worte, die sie da singt?« Er formulierte seine Frage um, da ich ihn bislang nur hatte anstarren können, anstatt ihm zu antworten.

Als ich mich wieder der Taverne zuwandte, bemerkte ich, dass das Publikum aus einer Mischung von Sklaven aus verschiedenen Ländern und einigen Plebejern, also freien römischen Männern und Frauen, bestand. Jedoch keinen Soldaten wie der, den ich verscheucht hatte. Ich konzentrierte mich auf die Sängerin, die vom Alter meine Mutter hätte sein können. Sie hatte das gleiche königliche Gesicht – eine Frau, die ein hartes Leben geführt und sehr geliebt hatte.

Sie ließ die Fingerzimbeln klirren und wirbelte einmal herum, dann sang sie erneut den Refrain in diesem langsamen, klangvollen Tempo.

»Wir leben im Augenblick, für ein gestohlenes Herz und ein Antlitz so erlesen …«

»Malina«, unterbrach er mich. »Du sprichst Dakisch. Ich kann deine Sprache nicht verstehen.«

Eine weitere Träne lief mir über die Wange, weil ich so leicht in meine Muttersprache verfallen war und mein Herz sich wie nie zuvor nach meinem Zuhause sehnte. Aber ein Teil von mir wollte, dass er die Worte der Sängerin kannte und welchen Schmerz sie verursachten, wenngleich ihr Gesang noch so schön klang. Daher setzte ich auf Latein neu an.

»Wir leben im Augenblick, für ein gestohlenes Herz und ein Antlitz so erlesen … Blicken in den Abgrund voller Mut und hoffen auf der Götter Segen.«

Ich schluckte schwer, als sie innehielt. Sobald sie weitersang, übersetzte ich auch den Rest für Julian, der näher getreten war. In dieser Position presste er seine Brust gegen mein Schulterblatt. Fast schon automatisch lehnte ich den Kopf nach hinten, weil ich mich nach seiner Stärke sehnte;

ich brauchte jemanden, an den ich mich anlehnen und der mir diese herzzerreißende Last des Verlusts von den Schultern nehmen konnte.

»Eine Zukunft, die nicht sein kann, dürfen wir nicht erstreben … Sondern müssen uns den Dämonen beugen und das schätzen, was sie nicht sehen.«

Die nächste Zeile übersetzte ich nicht. Mein Herz schlug schneller, als er hinter mir verharrte, mir eine Hand an die Taille legte, den Kopf senkte und die Lippen dicht an mein Ohr hielt.

»Red weiter, Malina.« Seine Worte vibrierten auf meiner Haut. »Sag mir, was die Dämonen nicht sehen.«

Die Dämonen waren Römer. Die Dämonen waren seinesgleichen.

Ich hörte der dakischen Sängerin zu, bis sie die Textzeilen erneut wiederholte. Erst dann lehnte ich mich zurück und drückte mich noch fester an seine Brust. Er versteifte sich und hielt still, während ich weitersprach.

»Denn unsre Herzen sind größer, als sie je verstehen, kein Feuer kann sie verbrennen, vergossenes Blut nicht vergehen.« Die Stimme der Dakerin wurde schwer von Emotionen und ich übersetzte auch noch die letzte Zeile. *»Weder Ketten noch Schmerz können uns hier halten. Greifen wir zum Schwerte, wird ihre Furcht sich entfalten.«*

Die Menge brach in Beifallsstürme aus, selbst die Freigeborenen. In diesem Moment hätte ihm aufgehen müssen, dass sich nicht alle Römer unter der Herrschaft seines Kaisers wirklich frei fühlten. Aber Julian tobte nicht und schien nicht wütend zu werden. Das Band zwischen uns blieb ruhig und still. Er drückte einfach meine Taille und schob mich dann von der Taverne weg.

»Lass uns gehen.«

Ich widersetzte mich nicht und ging neben ihm her über die Straße und auf sein Haus zu. Ivo wartete ein Stück vor uns und folgte uns, sobald wir ihn erreicht hatten.

Der Jubel wurde immer leiser, aber ihre Worte prägten sich in meine Seele ein und bohrten sich wie eine magische Kraft in meine Knochen.

Plötzlich realisierte ich, was das für die Sängerin bedeuten könnte.

»Ihr werdet sie doch nicht bestrafen, oder? Sie ausliefern?«

Ich spürte seinen durchdringenden Blick auf mir, während wir weitergingen. »Weil sie ein Lied gesungen hat? Nein.«

»Weil sie über Rebellion gesungen hat.« Wahrscheinlich sang sie auf Dakisch, weil sie wusste, dass nur wenige Römer ihre Worte verstehen konnten.

»Würden sie nicht auf einen Tag hoffen, an dem sie frei sind, wären sie nur leblose Hüllen, Malina.«

»Wäre Euer Kaiser nicht verärgert, wenn er wüsste, dass die Sklaven offen über solche Dinge singen? Dass sie Euresgleichen Gewalt androhen?«

Er hielt inne und legte mir beide Hände auf die Schultern, damit ich stehen blieb. Es war niemand auf der Straße außer uns und Ivo, der plötzlich an meiner Seite auftauchte.

Julian warf Ivo seufzend einen Blick zu. »Es ist alles in Ordnung, Ivo. Wir reden nur.«

Ivo wich zurück und schien sich plötzlich sehr für einen Busch am Straßenrand zu interessieren.

Ich mahlte mit dem Kiefer und wappnete mich für eine Lektion. Aber das war ganz und gar nicht das, was er vorhatte.

»Der Kaiser wird es nie erfahren«, sagte er sanft und ließ die Handflächen über meinen Hals gleiten, strich mit einem Daumen sanft über die Stelle, unter der mein Puls schlug. »Weißt du auch, warum? Weil sie in einer fremden Sprache singen, die er nicht kennt und die er auch nicht lernen will. Und niemand in dieser Taverne würde es einem seiner Männer verraten. Niemand dort schert sich um Geld oder fühlt sich seinen Gebietern verpflichtet.«

Meine Augen fingen an zu brennen. »Ich habe es aber getan«, gab ich zu und Scham überkam mich. »Ich habe es meinem Gebieter gesagt.« Nun ließ

ich den Tränen freien Lauf. »Ich habe es Euch gesagt, ohne auch nur zu zögern.«

»Oh, Malina.« Jetzt legte er mir die Hände an die Wangen und wischte mir die feuchten Spuren aus dem Gesicht. »Ich würde sie niemals verraten.« Sein Daumen strich über meinen Wangenknochen. »Oder dich.«

Beinahe hätte ich gelacht, weil seine Erklärung derart absurd war. »Du besitzt mich. Das ist an sich schon ein Verrat. Wir sind nicht ebenbürtig. Nicht in den Augen Roms.« Ich trat zurück und stieß seine Hände weg. Die Hitze der Wut und der Scham stieg mir in die Wangen, denn ich sehnte mich sofort wieder nach seiner Berührung. Ich wollte ihn erneut spüren, obwohl ich diejenige war, die ihn weggestoßen hatte. »Danke, dass du sie nicht verraten wirst« – ich deutete die Straße zurück, über die wir hergekommen waren – »aber es gibt kein Band oder Vertrauen zwischen Euch und mir, das gebrochen werden kann.«

Zitternd vor Verärgerung – mehr auf mich als auf ihn – stürmte ich nach Hause. Nein, nicht nach Hause. In sein Zuhause. Mein Gefängnis. Ich musste mir das vor Augen halten und aufhören, mir eine Verbindung zwischen uns einzubilden. Selbst wenn es eine gäbe, was hatte das schon zu bedeuten? Dass ich, auf sein Geheiß hin, ein ruhiges Leben in seinem Schatten führen würde und dass ich damit glücklich wäre?

Die Worte der Sängerin gingen mir weiter durch den Kopf, während ich den Hügel hinaufmarschierte. Das war reiner Unsinn. Ein Traum, den sie heraufbeschwor, damit sie sich nicht mit der Verzweiflung ihrer Umstände auseinandersetzen musste.

Julian hatte recht, was mich nur noch mehr verärgerte. Wenn sie überhaupt keine Hoffnung hätten, würden sie einfach verwelken und sterben, so wie eine Blume.

Eine Blume. Kizzy.

Ein Schluchzen schüttelte meinen ganzen Leib, eine greifbare Trauer um alles, was ich verloren hatte, traf mich mit ganzer Kraft. Um meinen Clan,

meine Eltern, meine Schwestern, Enid. Ich stolperte und fiel auf die Hände und Knie, genoss den Schmerz in einer Handfläche, den die spitzen Steine verursachten.

Starke Arme legten sich um mich und hoben mich hoch. Ich wehrte mich, kannte den vertrauten betäubenden Geruch und sehnte mich sofort danach. Nach ihm.

»Nein!« Ich trat nutzlos um mich. »Nicht. Nicht *Ihr*.« Ich schrie immer lauter.

»Ivo«, rief er und drückte mich ihm in die Arme.

Ich hörte auf, mich zu wehren, als ich in Ivos Armen lag und mein Gesicht und meine Scham an seiner Brust verbarg.

»Sorg dafür, dass sich Kara um sie kümmert«, befahl er.

Ivo brummte nur und ging weiter. Dann spürte ich ein Knistern in der Luft und das deutliche Geräusch von knackenden Knochen holte mich aus meiner Benommenheit. Ich kannte dieses Geräusch.

»Bleib stehen, Ivo«, presste ich hervor. »Dreh dich um.«

Ivo kam der Bitte gerade noch rechtzeitig nach, dass ich sehen konnte, wie sich ein riesiger roter Drache in die Lüfte erhob. Die Flügel mit den schwarzen Spitzen schlagend und das königliche gehörnte Haupt gen Nachmittagshimmel geneigt. Seine mächtige Gestalt raubte mir den Atem, selbst als er sich immer weiter entfernte.

»Bei den Göttern«, hauchte ich und starrte ihm hinterher, während er höher und höher stieg und meine gesamte Seele mit sich nahm.

Ivo drehte sich wieder um und machte sich auf den Heimweg, doch mein Blick war über seine Schulter auf den Drachen gerichtet, der am Himmel immer kleiner wurde. Auf einmal fühlte ich mich beraubt, weil ich begriff, dass er vielleicht ohne mich auf seinen Feldzug gehen würde. Dass ich ihn weggestoßen hatte.

Vielleicht ist es besser so, sagte ich mir und wünschte, das auch wirklich glauben zu können.

OceanofPDF.com

14
Malina

Ich erwachte in der Dunkelheit, als eine Hand mich sanft an der Schulter schüttelte. Als ich die Augen aufschlug, rechnete ich damit, Kara oder Stefanos zu sehen, aber nicht Julian. Aber da war er, kauerte hemdlos neben meinem Bett und hatte abermals seine kühle, passive Miene aufgesetzt.

»Ihr lasst mich also nicht zurück?«, platzte es aus mir heraus, da ich vom Schlaf noch derart benommen war, dass ich keinen klaren Gedanken fassen konnte.

Seine Miene wurde sanfter und eine Falte entstand zwischen seinen Brauen. Aber alles, was er sagte, war: »Nein.« Als er aufstand, erkannte ich, dass er sich nur ein Tuch um die Taille gewickelt hatte. »Wir müssen aufbrechen.«

Ich sprang nur mit einer dünnen, kurzen Schlaftunika bekleidet aus dem Bett. Er drehte sich zum Fenster um und das Mondlicht, das zwischen den Fensterläden hereindrang, umriss die Silhouette seiner großen Gestalt.

Rasch zerrte ich die dickere Tunika, die ebenso formlos wie alle anderen war, vom Wandschirm, streifte sie über und schlang mir einen seilartigen Gürtel um die Taille. Dann schlüpfte ich in meine Sandalen und band mir das Haar mit einem Stoffstreifen zurück.

Ich schnappte mir die kleine Tasche, die ich gestern gepackt hatte, und dachte nicht groß darüber nach, warum ich so begierig darauf war, an einem Feldzug teilzunehmen.

»Fertig«, flüsterte ich.

Er drehte sich um und war im schwachen Licht kaum auszumachen. Trotzdem konnte ich ihn *spüren* – seine derart große, imposante und dominante Präsenz. Das Band zwischen uns erbebte, doch ich ignorierte es und folgte ihm artig durch das dunkle Haus.

Allerdings ging er nicht, wie erwartet, zu seinem Schlafgemach, sondern hielt stattdessen direkt auf die größere Terrasse zu, auf der er am ersten Abend gelandet war, als er mich aus Gallien herbrachte, und auf der wir uns von Enid verabschiedet hatten.

»Warum brechen wir mitten in der Nacht auf?«, fragte ich.

»Es ist eigentlich schon Morgen. Ein paar Stunden vor Sonnenaufgang.« Er blieb in der Mitte der Terrasse stehen und sah mich an. »Aber es gibt einen guten Grund dafür, im Schutze der Nacht aufzubrechen.«

»Und der wäre?« Ich bekam die Worte kaum über die Lippen, da mein Blick über seine breite Brust und seine sich deutlich abzeichnenden Bauchmuskeln wanderte.

»Nun ja«, erwiderte er mit dieser tiefen, polternden Stimme. »Ich würde dich gern anders tragen als zuvor.« Seine Miene wurde noch finsterer. »Ich hatte dir dabei wehgetan und das kann« – er räusperte sich – »will ich nicht noch mal.«

Ich schaute verdutzt zu ihm auf und mein Herz flatterte bei seinem Eingeständnis noch mehr. Eigentlich sollte ich mich nicht so darüber freuen, dass er sich um mein Wohlergehen sorgte, aber ich konnte mich des überwältigenden Wohlgefühls einfach nicht erwehren. Dann erst ging mir auf, was er damit andeutete.

»Augenblick mal. Ihr wollt, dass ich auf Eurem Drachen reite?«

Er überbrückte den geringen Raum zwischen uns und seine goldenen Augen funkelten im Halbdunkel. »Ja, Malina. Ich möchte, dass du auf meinem Drachen reitest.«

Wir standen unfassbar dicht voreinander und ich hatte den Kopf in den Nacken gelegt, starrte in diese hypnotisierenden Augen und versuchte, seine Stimme in meinem Kopf nicht zu hören, die von mir erwartete, auf *seinem Drachen* zu reiten. Aber es war hoffnungslos. Dieser einfache Satz rief plötzlich ein markerschütterndes Bild in meinem Kopf hervor, das ich nicht schnell genug verdrängen konnte.

Ich kaute auf der Unterlippe herum, schloss die Augen und drückte die Schenkel zusammen, doch in meinem Inneren wallte längst die Hitze auf.

Julian senkte den Kopf und berührte mich immer noch nicht, aber ich spürte seine Körperwärme und seinen heißen Atem an meinem Ohr. Er holte tief Luft und ein Knurren vibrierte in seiner Brust.

»Du gibst mir Bescheid, wenn du bereit bist, nicht wahr, Feuervogel?«

Ich riss die Augen auf. Er hielt meinen erschrockenen Blick mit seinem fest, weil er genau wusste, was ich gedacht hatte. Natürlich wusste er es. Drachen hatten schärfere Sinne. Er konnte meine Erregung riechen.

Dennoch blühte keine Scham in meiner Brust auf. Ganz im Gegenteil. Er hatte mir die Macht gegeben, selbst zu entscheiden, wann ich ihm erlaubte, mich zu berühren. Für einen Römer war das nahezu beispiellos. Sie nahmen sich im Allgemeinen, was sie wollten, wann immer sie es wollten.

Er blickte zum Himmel hinauf und trat einen Schritt zurück, womit der Bann gebrochen war. »Wir müssen los.«

»Ich habe noch nie davon gehört, dass jemand auf einem Drachen geritten wäre.«

»Das liegt daran, dass es heutzutage illegal ist. Eines der vielen Gesetze, die der Senat meines Onkels seit seiner Thronbesteigung erlassen hat, verbietet es. Allerdings kam es auch vorher nur sehr selten vor.«

»Aber Ihr seid bereit, erneut sein Gesetz zu brechen?«

Er blickte auf mich herab, sein von Schatten und Mondlicht geküsstes, markantes Gesicht mit dem goldenen Augenpaar darin schlug mich in seinen Bann. Es machte den Anschein, als würde er seine Antwort

überdenken, bevor er ziemlich sanft erklärte: »Für dich werde ich all seine Gesetze brechen.«

Unsere Verbindung wurde stärker und die armselige Mauer, die ich zwischen uns errichtet hatte, bekam Risse.

»Ich habe dafür gesorgt, dass unser Zelt aufgebaut und bereit ist.«

»Seid Ihr heute Nacht etwa schon einmal dort gewesen?«

»Ich fliege schnell«, versicherte er mir selbstbewusst und mit einem Hauch von Arroganz, was ihn in dem Moment noch attraktiver machte. Verflucht! »Die meisten Legionen werden erst später eintreffen. Wenn wir nachts ankommen, wird es niemand bemerken.«

»Und was ist, wenn es doch passiert?«, verlangte ich zu erfahren. »Wenn es jemand sieht und damit droht, Euch beim Kaiser anzuschwärzen?«

Er legte den Kopf schief und seine Gesichtszüge verhärteten sich abermals. »Dann wird derjenige wohl sterben müssen, nicht wahr?«

Ich schluckte schwer und wusste, dass er es ernst meinte. Ob er das zu meiner oder seiner eigenen Sicherheit tun würde, konnte ich allerdings nicht genau sagen. Aber es war eine weitere Erinnerung daran, dass Julian nicht wie andere Römer war. Er hatte eine Agenda, die nicht mit der seines Onkels übereinstimmte.

»Stell dich neben das Geländer«, befahl er mir und holte mich aus meinen Gedanken.

Ich gehorchte sofort und spürte bereits das Knistern der Magie in der Luft. Er war bereit, sich zu verwandeln. Als ich ihn das erste Mal dabei beobachtet hatte, war es eine blendende Verzerrung von Gliedmaßen gewesen und seine Bestie hatte sich ebenso plötzlich wie kraftvoll aus dem Körper des Mannes manifestiert. Beim zweiten Mal hatte er nur Drakengestalt angenommen, aber auch da war es eine rasche und verblüffende Verwandlung gewesen.

Diesmal war es anders. Er entfernte sich einige Schritte von mir und löste das Tuch um seine Taille. Ich hielt den Atem an und musste mich ermahnen,

weil ich die beeindruckenden Konturen seines Rückens, seinen runden muskulösen Hintern und seine kräftigen Beine betrachtete.

Er senkte den Kopf zwischen die Schultern und das Geräusch brechender Knochen ließ mein Herz schneller schlagen. Zuerst nahm er Drakengestalt an und peitschte mit dem stachelbewehrten Schwanz, während rote Flügel mit schwarzen Spitzen aus seinem Rücken hervorsprossen. Hörner wölbten sich aus seinem Schädel und Stacheln zogen sich über sein Rückgrat. Ich merkte, dass er sich bewusst nicht umdrehte.

Dann stieß er lautstark die Luft aus und der Drache brach hervor. Innerhalb von Sekunden dehnte sich sein Körper aus und ging auf alle viere. Sein riesiger, rot geschuppter Leib ragte über mir auf und nahm den gesamten Platz auf der großen Terrasse ein. Er drehte den langen Hals in meine Richtung und sah mich mit seinen gelben Augen interessiert an. Es schien, als würde er mir eine Frage stellen.

»Nein«, fauchte ich hochmütig. »Ich habe keine Angst.«

Selbstverständlich fürchtete ich mich, allerdings wollte ich das ihm gegenüber auf keinen Fall zugeben. Der Drache gab eine Art Schnurren von sich, als er sich auf den Bauch legte, um mich dann erwartungsvoll anzustarren.

»Also gut.« Ich trat vorsichtig näher und schlang mir dabei den Riemen meiner Tasche über den Kopf, sodass sie auf meinem Rücken hing.

Julians Drache streckte eine Klaue aus – offensichtlich damit ich auf seinen Rücken klettern konnte. Ich hatte damit gerechnet, dass seine Schuppen rau und hart wären, aber sie fühlten sich eher glatt und weich an. In der Nähe der Schulter bekam ich einige Schwierigkeiten, bis sich Julian ein kleines Stück drehte, damit ich ganz auf seinen Rücken klettern konnte.

Eine Reihe kleiner Stacheln verlief entlang seines Nackens und raue Haare sprossen vom Hinterkopf bis hinab zu den Hörnern. Die Stacheln endeten jedoch genau an der Stelle, die ich mir als Sitzplatz auserkor. Sobald ich mich niedergelassen hatte, nahm ich die losen Enden meines

Gürtels und band sie mit einem Doppelknoten um einen der Stachel, an dem ich mich auch festhielt.

Julian stieß erneut dieses brummende Schnurren aus und drehte den Hals, um mich ansehen zu können.

»Ich bin bereit«, versicherte ich ihm.

Er schritt sacht über die Terrasse und sprang dann ab. Ich schrie auf, doch schon schlug er mit den Flügeln und flog in sanftem Bogen gen Himmel.

Nach einem atemraubenden Moment erhob er sich weiter in die Lüfte und sauste gen Norden. Ich nahm all meinen Mut zusammen, hielt mich am spitzen Stachel fest und beugte mich so weit vor, dass ich zwischen seiner Schulter und seinem Flügel nach unten spähen konnte.

Rom wurde unter uns immer kleiner und die Punkte aus Fackellicht verblassten, als wir die Wildnis jenseits davon erreichten. Die Bäume eines Waldes, durch den sich ein silberner Fluss schlängelte, verschwammen miteinander. Bei den Göttern, die Welt war von hier oben unglaublich schön. Wie eine überirdische Fata Morgana, die mich nicht berühren oder verletzen konnte. Es war ein seltsames und wunderbares Geschenk, auf einem Drachen über den Nachthimmel zu gleiten.

Ich musste lachen, da ich die unbändige Freude einfach nicht zu kontrollieren vermochte, die ich beim Hinwegfliegen über die Welt empfand. Nicht als Gefangene. Hier auf dem Rücken eines Drachen fühlte ich mich frei. Das Band zwischen uns verschwand nicht, wenn er sich in die Bestie verwandelte. Vielmehr wurde es fester. Allerdings nicht als eine einschnürende, sondern als robuste, unzerstörbare Verbindung.

Das war der Moment, in dem ich wusste, dass die Götter Julianus Dakkia für mich auserkoren hatten. Und ungeachtet aller gegenteiligen Beweise dafür, dass er der kaltherzige Eroberer war, wusste ich es besser. Ich hatte sein wahres Wesen auf unzählige Arten erleben dürfen.

Er hatte Ivo gerettet und wahrscheinlich auch Ruskus mit seinem verletzten Bein, zwei unerwünschte, dem Untergang geweihte Seelen.

Außerdem war da noch Stefanos, den er offenbar vor einem schrecklichen Schicksal bewahrt hatte. Und Enid. Er hätte sie weder vor der Auktion retten noch einen Heiler bezahlen oder gar ein ordentliches Begräbnisritual für sie abhalten müssen. Nicht zu vergessen die Art, wie er mich behandelte. Nicht mit der Grausamkeit, die ich erwartet hatte, sondern mit einer ausgesprochenen Sanftheit.

Und nun dies. Dass er die Gesetze seines Kaisers brach, nur damit ich es bequemer hatte und auf dieser Reise unversehrt blieb, sprach Bände. Sogar noch viel mehr, als sich Julian vermutlich bewusst war. Denn ihm lag nicht nur mein Wohlergehen am Herzen, sondern so viel mehr.

Ich bewunderte das Mondlicht, das auf einem See weit unter uns glitzerte. Er schimmerte wie Glas und bot einen wunderschönen Anblick. Wir stiegen höher durch die Wolken empor, kamen dem Himmel immer näher und die Erde schien in weite Ferne gerückt zu sein. Die Sterne über uns waren so hell, dass ich glaubte, sie berühren zu können. Auch den Göttern fühlte ich mich hier näher. Ich war mir ihrer Macht und Schönheit so bewusst wie des Windes in meinem Haar.

Er zeigte mir die unvergleichliche Schönheit der Welt, wie die Götter sie wahrnahmen, wie er sie sah.

Wir reisten als Gleichgestellte am Himmel entlang.

»Oh, Fortuna«, hauchte ich. »Was hast du mir nur angetan?«

OceanofPDF.com

15

Julian

Als wir landeten, umriss das erste Licht der Morgendämmerung die Berge in der Ferne. Da im Lager bereits die Ersten aufwachten, landete ich auf der Wiese hinter den Bäumen, die das Lager umgaben. Ich wollte nicht riskieren, dass jemand Malina auf meinem Rücken reiten sah, anstatt dass ich sie in den Klauen herbrachte.

Zwar war es mein voller Ernst gewesen, dass ich jeden umbringen würde, der drohte, mich anzuschwärzen, wenn er es herausfand, aber ich wollte keine unnötige Aufmerksamkeit erregen.

Caesar vertraute mir voll und ganz. Da musste ich seinem paranoiden Verstand keinen Grund geben, an mir zu zweifeln. Es war mir gelungen, den Vorfall mit Silvanus zu meinem Vorteil zu nutzen und meinem Onkel zu beweisen, dass es meine brutale Natur war, Ungehorsame mit dem Tod zu bestrafen. Dass ich mich allein deshalb in meinen Drachen verwandelt hatte, um meinen eigenen Soldaten zu töten. Er verstand das. Zum Glück hatte er meine Geschichte geglaubt und nicht das von Ciprian verbreitete Gerücht, ich sei von einer Sklavin verhext worden.

Wenn Caesar jedoch ein weiteres Gerücht zu Ohren kam, dass sie auf meinem Rücken ritt – was seiner Meinung nach bedeutete, dass sich ein Drache einem Menschen unterordnete, was schlichtweg nicht möglich war –, würde er eine weitere Ausrede nicht so leicht akzeptieren. Ich musste vorsichtig vorgehen.

Malina lief leise neben mir her, als ich uns durch die Baumgruppe in Richtung des gerade erwachenden Lagers führte. Mir entging nicht, dass sie es absichtlich vermied, mich anzusehen.

Zum Glück hatte mir die kühle Luft während des Flugs geholfen, meinen Körper unter Kontrolle zu bekommen. Dennoch konnte ich nicht umhin, mich darüber zu amüsieren, wie ihr Blick zu mir hin und dann schnell wieder weg huschte. Sie gab sich solche Mühe, meinen nackten Körper nicht anzustarren.

»Du kannst mich ruhig ansehen, wenn du willst.«

»*Was?* Das will ich doch gar nicht«, stotterte sie schnell.

»Du hast doch bestimmt schon einen ganz steifen Nacken, weil du immerzu versuchst, mich *nicht* anzusehen.«

»Nein, das stimmt doch gar nicht!« Sie blieb stehen und drehte sich zu mir um. »Seht Ihr, ich schaue Euch durchaus an.«

Ich hielt ebenfalls inne, da ich wusste, dass die Sonne hinter ihr aufging und sie meinen Körper so genau in Augenschein nehmen konnte. Hartnäckig starrte sie mir ins Gesicht und biss die Zähne fest zusammen. Zumindest am Anfang.

Ich straffte die Schultern und hielt ganz still. »Schau, so viel du willst, Feuervogel.«

Schließlich gab sie nach und ließ den Blick gemächlich über meine Brust, meinen Bauch und meinen Unterleib wandern. Rasch bereute ich meine Kühnheit, denn ihre langsame Begutachtung bewirkte, dass ich abermals eine Erektion bekam.

Während sich ihre Wangen rosa färbten, war es dann doch meine Schulter, die ihr Interesse weckte oder vielmehr die schwarze Tätowierung an der Stelle. »SDQR?«

»Senatus Draconesque Romani«, erklärte ich ihr und wandte mich wieder dem Lager zu. Ich wollte sie eigentlich so schnell wie möglich hineinbringen, bevor die Legionen eintrafen.

»Der römische Senat und die Drachen«, sinnierte sie und lief neben mir her. »Tragen alle Römer dieses Zeichen?«

Sie konnte ihre Verachtung nicht unterdrücken. Das konnte ich ihr wiederum nicht verübeln. »Tatsächlich hat sie jeder beim Militär.«

»Das trägt vermutlich zu Eurer Überlegenheit bei.«

»Es ist ein Ritual römischer Soldaten und ein Zeichen des Stolzes.«

»Stolz. So kann man es natürlich auch sehen.«

Ich schob sie in Richtung des größten Zelts, dem wir uns von hinten näherten. Der Eingang war so konstruiert worden, dass er in Richtung Lager zeigte.

»Die Römer waren nicht immer das, was wir heute sind.«

»Seitdem ich lebe und eigentlich auch schon zu Lebzeiten meiner Eltern wart ihr nie etwas anderes.«

Das war kein Kompliment. Nicht dass ich mit einem gerechnet hätte.

Ich ging voraus und betrat das Zelt als Erster, weil ich im Inneren etwas Vertrautes hörte und roch. Es war Koska, ein stämmiger Mazedonier, der sich auf Feldzügen normalerweise um mein Zelt und meine Bedürfnisse kümmerte.

Er stand sofort in der Nähe des Kriegstischs stramm, auf dem, wie ich es verlangt hatte, Karten des Gebiets ausgebreitet worden waren.

»Legatus.« Er senkte den Blick. »Ich habe alle Vorkehrungen getroffen, die Ihr angeordnet habt.«

Eine meiner Anweisungen hatte Koska einen kurzen Moment stutzen lassen, aber nur einen sehr kurzen, dann war er losgezogen, um zu tun, was ich verlangte. Ich hatte ihn sehr spät in der letzten Nacht verlassen, um die Rückreise nach Rom anzutreten, weil ich wusste, dass ich den Weg noch ein drittes Mal zurücklegen würde.

Nur wegen meines Zeltes wäre ich nicht früher hergekommen. So etwas war mir noch nie wichtig gewesen. Aber dieses Mal war vieles anders. Und obwohl Koska mein Verhalten sicherlich als seltsam empfand, sagte er kein

Wort und machte weiterhin einen ausgeglichenen und professionellen Eindruck.

Die Erinnerung an Malinas Worte, dass Drachen seit jeher gleich gewesen waren, traf mich tiefer, als sie auch nur ahnen konnte. Ich wünschte mir ein anderes Rom, ein anderes Vermächtnis meiner Art. Aber konnte ich es wagen, mich ihr anzuvertrauen?

»Das wäre alles, Koska.«

Er hielt den Kopf gesenkt und den Blick auf den Boden gerichtet, als er hinauseilte, ohne Malina auch nur eines Blickes zu würdigen. Sie stieß einen leisen Pfiff aus.

»Muss ich mich auch so verhalten?«

»Koska ist den Umgang mit temperamentvollen Militärangehörigen gewohnt, daher ist er effizient und kurz angebunden.«

Sie schnaubte und lief durch das Zelt, als wäre es das ihre, wobei ich daran denken musste, wie ich sie in meinem Schlafgemach beim Herumschnüffeln in meinen Büchern erwischt hatte. Damals hatte sie Angst vor mir gehabt. Zu beobachten, wie ihre neugierige Natur von ihr Besitz ergriff, ohne dass sie sich vor mir fürchtete, ließ Wärme in meinem Brustkorb aufwallen.

»Ihr könnt Euch gern etwas anziehen, Legatus«, sagte sie und starrte auf eine Karte auf dem Tisch. »Soll ich Euch vielleicht dabei helfen?« Sie schluckte schwer und betrachtete weiterhin die Karte oder vermied es bloß, mich anzusehen.

»Das ist nicht nötig. Jedenfalls nicht heute.«

Lächelnd trat ich hinter den Vorhang in den Bereich, der uns als Schlafgemach dienen sollte. Koska hatte gute Arbeit geleistet und zwei niedrige Betten in die Kammer gestellt. In dem Raum dazwischen stand ein niedriger Tisch auf einem Teppich, der zwar nicht so fein gewebt war wie der in meinem Haus in Rom, doch damit hatte ich auch nicht gerechnet. Ich wollte nur etwas Privatsphäre, um dort nachts über Malina wachen und

beim Abendessen Zeit mit ihr verbringen zu können, wenn die Kriegsgespräche beendet waren. Wo ich ihrer Stimme lauschen konnte, während sie mir Geschichten aus ihrer Vergangenheit erzählte.

Ich öffnete meine Truhe, holte meine Uniform heraus und zog sie an, weil ich mich mit den Insignien eines Eroberers ausstatten musste. Insbesondere, da ich eine Frau auf einen Kriegszug mitnahm, was ich noch nie zuvor getan hatte.

Die Risiken hatte ich selbstverständlich gründlich abgewogen, aber der Gedanke, sie in Rom zurückzulassen, wo ihr alles Mögliche zustoßen konnte, war unerträglich gewesen. Ich brauchte sie in meiner Nähe, egal, was andere über mein Verhalten denken würden. Es kam immerhin häufiger vor, dass Frauen auf Feldzüge mitgenommen wurden, um die Triebe der Männer zu befriedigen. Aber es war sehr ungewöhnlich für einen römischen Legaten, insbesondere für mich, eine Frau in den Krieg mitzunehmen.

Trotzdem scherten mich die Meinungen der anderen nicht. Ich musste Malina beschützen und auf sie aufpassen. Das einzige Problem bestand darin, dass dies meine anderen Pläne in Bezug auf Gaius, Trajan und die anderen veränderte. Die Zeitspanne, in der ich meine neuen Bündnisse vor meinem Onkel geheim halten konnte, wurde immer kürzer. Sobald er es herausfand – und das würde er zweifellos tun –, würden ihm erste Zweifel an mir kommen und er würde Malina als Druckmittel gegen mich einsetzen. Allein bei dieser Vorstellung lief es mir kalt den Rücken herunter. Ganz zu schweigen davon, dass sich unsere Pläne in diesem Fall vermutlich in Rauch auflösen würden.

»Die Türen sind übertrieben hoch und breit«, rief sie, nachdem sie zweimal durch das Zelt gelaufen war. »Bedeutet das etwa, dass die Soldaten die meiste Zeit in Drakengestalt durchs Lager laufen?«

In ihrer Stimme lag ein nervöser Klang, der mir nicht gefiel. Ich befestigte mein Paludamentum, meinen roten Mantel, der meinen Rang als

General symbolisierte, an den Schulterschnallen und trat hinter dem Vorhang hervor.

Sie drehte sich in der Nähe der Zeltöffnung um und riss bei meinem Anblick die Augen auf. Ein Römer in Militäruniform sollte ihr eigentlich Angst oder zumindest Abscheu einflößen. Doch in ihrem Blick lag auch ein Hauch von Respekt.

»Habt Ihr meine Frage gehört?« Mit ihrem vorgespielten Mumm wollte sie ihre Gefühle verbergen. Und vielleicht auch die überraschende Tatsache, dass sie sich derart von mir angezogen fühlte.

»Nein. Die Männer laufen nicht in Drakengestalt herum. Aber die Offiziere kehren in dieser Gestalt aus der Schlacht zurück.«

»Warum nur die Offiziere?«

»Weil nur römische Patrizier Offiziere sein können. Nur Drachen. Und ihr Blut wird bei der Rückkehr ins Lager kochen, daher bleibst du schön in diesem Zelt, es sei denn, ich begleite dich nach draußen.«

Sie nickte. »Und was passiert jetzt?«

»Ich muss durch das Lager gehen und meine Soldaten begrüßen. Sie werden alle innerhalb der nächsten Stunde eintreffen.«

»Ist das normal für einen römischen General? Mir erscheint es eine recht mühsame Aufgabe zu sein.«

»Das ist notwendig, weil ich meine Armee von einem undisziplinierten General geerbt habe, der seine Männer nicht unter Kontrolle hatte. Und weil die meisten von ihnen mich das letzte Mal gesehen haben, als ich einen von ihnen nach einem Sieg in Stücke gerissen habe.« Ich trat näher und zwang mich, nur einen Meter von ihr entfernt stehen zu bleiben, wobei ich die Hände zu lockeren Fäusten ballte, um sie nicht zu berühren. »*Das* wiederum war nicht normal für einen General.«

»Warum habt Ihr es dann getan?«

»Ich konnte meinen Drachen nicht davon abhalten zu tun, was er wollte«, antwortete ich etwas zu locker.

Ihre katzengrünen Augen ließen nicht von mir ab und sie ließ meine Worte auf sich wirken, während sie vorgab, sie zu ignorieren. »Ihr wollt mir also erzählen, Eure Soldaten wären undiszipliniert und der Abschaum des römischen Militärs?«

»Ich habe die Schlimmsten längst aussortiert. Die Männer, die Silvanus im keltischen Lager gefolgt sind und ihm zur Seite standen, wurden degradiert und in die am weitesten von Rom entfernte Armee versetzt.«

Sie riss erstaunt den Mund auf. »Wirklich?«

»Und andere, die nur zugesehen oder die Gefangenen misshandelt haben, nachdem wir die Schlacht in Gallien gewonnen hatten, wurden ebenfalls ausgetauscht.«

»Macht Ihr dadurch nicht unnötig auf diesen … Vorfall aufmerksam?«

»Nein, vielmehr werden sie sich daran erinnern, dass ich der kaltherzige Eroberer bin und dass meinen Befehle Folge zu leisten ist, oder es folgen Konsequenzen. Ich verlange Disziplin und Ordnung. Das ist etwas, das sie verstehen.«

Ihr Atem beschleunigte sich und ihre Pupillen weiteten sich, als sie über mich und meine Handlungen nachzudenken schien. Was sie davon hielt, sagte sie nicht. Und sie wandte als Erste den Blick ab.

»Was soll ich tun, während Ihr durch das Lager geht?«

»Was immer du willst. Solange du dieses Zelt nicht verlässt.«

Ich wies auf das niedrige Regal hinter dem Kriegstisch, in dem mir Koska immer eine kleine Bibliothek für den Feldzug bereitstellte. Die Nächte konnten lang und einsam sein. Zu Hause hatte sie sich für meine Bücher interessiert.

»Es gibt viel zu lesen, falls du Lust dazu hast.« Ich senkte leicht den Kopf und war gefangen von dem blassgrünen Ring um ihre Pupillen. »Kannst du Latein nicht nur sprechen, sondern auch lesen?«

»Natürlich kann ich das«, erwiderte sie und runzelte die Stirn. »Meine Großmutter hat mich gut unterrichtet.« Sie blickte hinüber zu der Bibliothek

aus Büchern und Schriftrollen. »Allerdings bin ich keine so große Liebhaberin der Philosophie, wie Ihr es zu sein scheint.«

Schmunzelnd erwiderte ich: »Es sollten auch Theaterstücke und Gedichtbände vorhanden sein. Koska wird dir zweimal am Tag etwas zu essen bringen. Während eines Feldzugs ernähren wir uns eher spärlich.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Zwei römische Mahlzeiten sind ein Festmahl im Vergleich zu dem, was ich gewohnt war.«

Mein Magen krampfte sich zusammen und erinnerte mich daran, dass sie auf der Flucht vor den Römern ein hartes Leben bei den Kelten geführt hatte.

»Außerdem«, fügte sie hinzu, »hat mir kürzlich jemand geraten, das zu schätzen, was mich in schweren Zeiten stärker machen kann.«

Ihr Gesichtsausdruck war nicht spöttisch, sondern wirkte eher so, als würde sie es tatsächlich glauben. Ich hoffte sehr, dass sie das tat.

»Ich werde spätestens heute Nachmittag zurück sein.« Ich wandte mich zum Ausgang, blieb aber noch einmal stehen. »Verlass das Zelt nicht, Malina.«

»Ich bin nicht dumm, Julian«, entgegnete sie hitzig, bevor sie sich den Büchern zuwandte.

Ich stieß die Zeltklappe auf und kühle Luft umfing mich, dennoch durchflutete Hitze meine Adern. Zuerst war mir schleierhaft, worauf dieser Zustand beruhte, bis mir wieder einfiel, wie leicht und beiläufig sie meinen Namen ausgesprochen hatte. Als ob wir einander vertraut wären, uns in- und auswendig kannten.

Vielleicht entsprach das ja sogar der Wahrheit. Ich wusste, dass sie sich einerseits von mir angezogen fühlte, andererseits jedoch Verachtung für mich empfand. Wenn ich ihr Vertrauen wollte, musste ich der Mutigere sein.

Was auch bedeutete, mein Leben in Gefahr zu bringen. Aber ich würde es tun. Für sie war mir kein Risiko zu groß.

OceanofPDF.com

16
Malina

Am Nachmittag war er noch immer nicht wieder zurück. Ich hatte ein ganzes Buch von einem römischen Philosophen gelesen, das einige brauchbare Aussagen über die Moral, Sitten und Verantwortung von Drachen machte. Das Buch musste vor *sehr* langer Zeit geschrieben worden sein, da mir bei den derzeitigen Drachen, die über Rom herrschten, wenig bis gar keine Moral oder Sittlichkeit aufgefallen war.

Einmal brachte mir Koska etwas Brot, Feigen und Käse. Ich hatte die Mahlzeit allein eingenommen und dann den Rest des Tages damit verbracht, am Eingang zu sitzen und heimlich aus der Zeltklappe zu spähen.

Das, was ich dort zu sehen bekam, überraschte mich zugegebenermaßen. Die Soldaten und Sklaven arbeiteten zusammen, um Zelte und Feuerstellen zu errichten. Sie hatten sogar bei einer Mahlzeit am Feuer zusammengesessen und gelacht. Einer der jüngeren Soldaten reichte seine Wasserflasche an den Sklaven weiter, an dessen Seite er den ganzen Tag gearbeitet hatte.

Zu meiner Erleichterung hatte Julian mir die Wahrheit gesagt und es lief niemand in Drakengestalt herum. Sie wirkten alle so … normal. Und doch waren die Römer in meiner Vorstellung schon immer Monster gewesen. Ich hatte mir nie vorstellen können, dass sie freundschaftlich zusammenarbeiten und lachen würden.

Koska betrat erneut das Zelt und stellte ein Tablett mit Schweinebraten, Gemüse und Brot auf den Tisch im privaten Bereich hinter dem Vorhang. Er brachte mir auch einen Krug mit sauberem Wasser und eine Waschschüssel mit.

Allerdings sprach er kein Wort mit mir und ich fragte auch nicht, ob ich das Wasser nutzen dürfe. Schlussendlich verbrauchte ich einen Teil davon, um mich zu waschen. Ich wollte gerade die Öllampen löschen und mir das Nachthemd anziehen, als ich Stimmen hörte, die sich dem Zelt näherten. Ich blieb hinter dem Vorhang und beobachtete, wie Julian mit einem anderen Mann eintrat.

»Malina«, rief er mich zu sich.

Als ich hinausging, erkannte ich den Mann als den wieder, mit dem er sich im Forum getroffen hatte, als wir dort waren, um Enid vor der Auktion zu retten. Er war einer seiner Tribunen. Er hatte Julian auch davon abgehalten, sich in Drakengestalt zu verwandeln, als der Soldat auf mich losgegangen war.

Er war fast genauso groß wie Julian, was mich nicht weiter wunderte. Alle Drachen waren deutlich größer als Menschen. Seine Haut hatte einen dunklen Bronzeton und in seinen klaren blauen Augen funkelte der Schalk. Er sah ungemein gut aus und schien das auch zu wissen.

»Malina, das ist Trajan.«

»Salve, Malina.« Er nickte zur Begrüßung und lächelte über einen Witz, der mir entging.

»Hallo.«

»Wenn du etwas brauchst und ich nicht da bin, kannst du dich an ihn wenden. Sein Zelt steht links neben unserem.«

Ich ging auf sie zu und war wegen seines amüsierten Gesichtsausdrucks immer irritierter. »Was ist so witzig?«

Er stutzte und lachte auf. »Bitte entschuldige. Dabei ging es nicht um dich.«

Julian knurrte missbilligend. »Jetzt hast du sie kennengelernt und kannst wieder gehen.«

»Ich lache über ihn.« Er zeigte auf Julian und ignorierte dessen Worte. »Er war sehr verärgert, als ich vorschlug, dass wir uns mal kennenlernen sollten, falls du während seiner Abwesenheit etwas brauchen solltest.«

Als ich nicht auf seine recht vertraut wirkende Neckerei einging, sprach er weiter.

»Diese Feldzüge können ziemlich lang und langweilig sein. Wir wissen ja noch nicht einmal, wo unser Feind ist.«

»Nicht?« Ich machte noch einen Schritt auf sie zu. »Und wer ist dieses Mal Euer Feind?« Das hatte er mir bisher noch nicht verraten.

Trajan warf Julian einen Blick zu und bat ihn allem Anschein nach um Erlaubnis. Erst nach Julians Nicken fuhr er fort. »Das wissen wir nicht. Sie haben mehrere Provinzen geplündert, eine niedergebrannt, und keiner der Überlebenden kann uns sagen, wer das getan hat.«

Das war ungewöhnlich. Die meisten Clans würden etwas zurücklassen oder irgendwo stolz ein Zeichen anbringen, damit jeder wusste, wer diese römische Provinz zerstört hatte.

»Welche Sprache haben sie gesprochen?«

»Sie haben nichts gesagt«, berichtete Julian. »Keiner hat auch nur ein Wort von ihnen gehört.«

»Das ist seltsam.«

»In der Tat«, bestätigte Trajan. »Diese Plünderer geben uns Rätsel auf. Aber wir werden sie bestimmt bald finden.« Er wandte sich zum Gehen. »Gute Nacht, Legatus. Malina.«

Dann war er weg und ich mit Julian allein.

»Woran denkst du?«, fragte er mit diesem nachdenklichen Blick, den er oft aufsetzte, wenn er mich betrachtete.

»Ich habe Mitleid mit den Plünderern, die Ihr bald umbringen werdet.«

»Hast du denn kein Mitleid mit den Familien, den Frauen und Kindern, die sie ohne jeden Grund ermordet haben? In diesen Provinzen lebten nicht nur Drachen, sondern auch freie Menschen und Sklaven, die ebenfalls ermordet wurden.«

»Natürlich möchte ich nicht, dass Unschuldige – Drachen oder Menschen – sterben müssen. Aber sie wurden nicht grundlos getötet. Das war eine Rebellion gegen den römischen Staat.«

Er grinste schief, ging an mir vorbei in Richtung Wohnbereich und verschwand hinter dem Vorhang.

»Aber das wisst Ihr natürlich längst«, rief ich ihm hinterher.

Da ich hörte, dass er sich die Uniform auszog, sah ich davon ab, ihn von Angesicht zu Angesicht zu konfrontieren.

»Ja«, erwiderte er schließlich. »Das weiß ich.«

»Und so« – meine Stimme vibrierte vor Wut – »werdet Ihr sie wieder einmal ausrotten, alle töten und den Kopf ihres Königs auf einen Spieß stecken, um alle wissen zu lassen, dass die Römer die allmächtigen Herrscher über alles sind.« Atemlos und wütend marschierte ich neben dem Kriegstisch auf und ab. »Es ist doch immer das Gleiche«, murmelte ich vor mich hin.

»Malina.« Er hielt den Vorhang auf und hatte sich eine schlichte Tunika übergezogen. »Leiste mir beim Abendessen Gesellschaft.«

»Ich habe schon gegessen«, fuhr ich ihn an. »Ihr könnt alles haben, was noch übrig ist.«

»Komm trotzdem her und lass uns reden.«

»Ich habe keine Lust zu reden.«

Er hielt inne und setzte dann seine tiefere, dominantere Stimme ein. »Dann komm und hilf mir. Ich muss ein Bad nehmen.«

Es lag eine schwere Verheißung in seinen Worten und in seinen Augen. Er wirkte müde. Nicht körperlich erschöpft, sondern emotional ausgelaugt. Ich spürte es deutlich dank der Verbindung zwischen uns. Der Zorn, der

noch einen Moment zuvor in mir aufgelodert war, erlöschte im Handumdrehen.

Er drehte mir den Rücken zu und zog sich die Tunika über den Kopf. Obwohl ich eigentlich seine Leibsklavin war und ihm bei solchen Dingen helfen musste, hatte er das noch nie von mir verlangt. Ich konnte nirgendwo hingehen, und selbst wenn es mir möglich gewesen wäre, hätte ich das auch gar nicht gewollt. Denn ich wollte nirgendwo anders sein. Ich konnte nicht von ihm weg.

Als ich den Vorhang beiseiteschob, saß er auf einem Hocker, den Koska über die kleine Wanne gestellt hatte, nackt bis auf ein Leinentuch auf dem Schoß. Ich bemerkte auch den kleinen Tisch neben ihm mit einer Flasche Öl und der Strigilis, dem konkaven Instrument aus Bronze, mit dem Öl und Schmutz vom Körper geschabt werden. Zwar hatte ich es selbst noch nie benutzt, aber schon andere dabei beobachtet. Ich zog ein nasses Tuch oder einen Bach vor, so, wie es auch die Kelten taten.

Er beobachtete mich und forderte mich mit den Augen fast heraus, meine Pflicht zu tun. Wenn er glaubte, mich dadurch abschrecken zu können, dass ich ihn mit Öl und Strigilis reinigte, erwartete ihn eine Enttäuschung. Ich marschierte durch die kleine Kammer, die von einer einzigen Öllampe nur spärlich erleuchtet wurde, und stellte mich hinter ihn.

Nachdem ich reichlich Öl auf meinen Handflächen verteilt hatte, rieb ich sie erst aneinander und dann über seinen Rücken. Er versteifte sich kurz und erschauderte unter meiner Berührung. Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen, als ich sah, wie angespannt und still er war, die Hände auf die Knie stützte.

Sobald sein ganzer Rücken mit Öl bedeckt war, nahm ich die Strigilis und strich damit zuerst über seine Schultern. Dabei kam ich nicht umhin, die straffen Muskelstränge zu bewundern. Ich schabte das Öl in aller Ruhe ab und schüttelte den Überschuss in die Wanne unter ihm. Mit Ruhe und Behaglichkeit machte ich mich an die Arbeit, während mein Herz wild

schlug, weil ich die schönen Linien seines Körpers so genau sehen und bewundern konnte. Es war fast schon meditativ.

Als ich mich seiner Brust zuwandte, konnte er sein schweres Atmen nicht länger verbergen. Ihn ließen meine Berührungen genauso wenig kalt wie mich. Doch ich weigerte mich, seinen Blick zu erwidern, und konzentrierte mich darauf, gründlich vorzugehen, während ich Öl auf seine Haut auftrug und mit der Strigilis methodisch über seine muskulöse Brust fuhr. Er hielt still, während ich meiner Aufgabe nachkam, und seine Körperwärme strahlte auf mich ab. Wir atmeten beide dieselbe Luft.

Erst als ich die Strigilis seitlich an seinem Bauch herunterbewegte bis zu der Stelle, an der das Leinen in seinem Schoß mein Vorankommen aufhielt, bewegte er sich endlich. Wie eine Viper ergriff er mein Handgelenk. Ich zuckte zurück und begegnete seinem Blick – ganz Feuer und golden glühende Glut.

Mir stockte der Atem. Er hielt mich fest, aber ich hatte auch gar nicht versucht, mich zu befreien.

»Das reicht«, stieß er heiser hervor und seine Nasenlöcher blähten sich auf, als er mich losließ, aufstand und sich um mich herum bewegte, wobei er es bewusst vermied, mich zu berühren.

Ich keuchte auf, schaute über die Schulter und konnte den Blick nicht von seiner Erektion abwenden. Rasch drehte ich mich um und biss mir auf die Unterlippe, um keinen Laut von mir zu geben.

Ich beschäftigte mich damit, die Waschutensilien auf einen Beistelltisch zu legen. Nach einem Moment des Raschelns von Stoff über Haut seufzte er und sagte: »Du kannst dich umdrehen.«

Er setzte sich auf sein Bett neben dem niedrigen Tisch, auf dem das Tablett mit dem Abendessen bereitstand. Leise widmete er sich seinem Mahl und stocherte eher im Fleisch herum, statt es wie sonst herunterzuschlingen. Ich setzte mich ihm gegenüber auf den Teppich.

Ein Gefühl der Unruhe umgab ihn und meine empathischen Sinne erfassten schnell, was in seinem Kopf vor sich ging. Ich nahm an, dass er verunsichert oder frustriert aufgrund seiner Erregung war oder gar beides, genau wie ich. Aber als er schließlich zu mir aufsah und sein Essen ganz zur Seite schob, wirkte er besorgt, nervös. Sogar ängstlich. Das war nicht das, was ich erwartet hatte. Und es entsprach auch nicht meinen Gefühlen.

Endlich brach er das Schweigen. »Ich will sie nicht töten.«

Zuerst konnte ich ihm nicht folgen, mein Verstand war ein einziges Durcheinander und mein Puls raste nach den sinnlichen Momenten, Öl von seinem Körper zu schaben. Dann erinnerte ich mich an das, was wir zuvor besprochen hatten, was mich verärgert hatte und ihn dazu brachte, seine herrische Stimme einzusetzen, um mich zum Gehorsam zu bewegen.

»Die Plünderer?«, fragte ich.

»Keinen von ihnen. Nicht die Kelten oder die Mazedonier, nicht die Griechen, die Perser, die Karthager. Nicht die Daker.« Er hielt meinen Blick fest und flüsterte leise: »Keinen von ihnen.«

»Aber Ihr seid der Eroberer. Das ist, was Ihr tut.«

»Ja. Weil ich es tun muss. Um die Gunst meines Onkels nicht zu verlieren. Denn nur so kann ich in seiner Nähe bleiben. Um Zugang zu ihm zu haben.«

Mein Herz schlug schneller, als ich zu begreifen versuchte, was er mir da sagte. Was er mir meiner Meinung nach gestand.

»Und warum ist das wichtig?«, fragte ich leise.

Er saß auf einen Arm gestützt da, ein Bein auf dem Teppich ausgestreckt, das andere leicht angewinkelt. Bei seiner leisen Antwort beugte er sich über den Tisch zu mir herüber.

»Wenn ich dir das verrate, könnte das etwas sehr Wichtiges gefährden.« Das Gold in seinen Augen flackerte noch heller, als sei sich sein Drache der Gefahr des Augenblicks bewusst.

»Warum tut Ihr es dann?«

»Weil ich mir dein Vertrauen verdienen möchte. Daher muss ich dir etwas Wertvolles anvertrauen.«

»Und was soll das sein?«

»Mein Leben.«

Ich starrte ihn an und atmete schwer, doch diesmal aus einem anderen Grund. Es war ihm ernst. Er überließ mir bereitwillig die Macht über sein Leben – oder seinen Tod – mit dem, was auch immer er mir gestehen wollte.

Ich hielt seinen Blick und verlangte selbstbewusst: »Dann sagt es mir.«

Ich spürte an dem Band, das uns zusammenhielt, dass das, was er sagen wollte, tatsächlich das Gleichgewicht zwischen uns verändern würde.

»Es gibt eine Reihe von Römern, zu denen auch ich gehöre, die mit dem Regime, das mein Onkel und seine Vorgänger geschaffen haben, nicht zufrieden sind.«

»Und«, fragte ich fast atemlos, »was wollt Ihr dagegen tun?«

Die kleine Flamme der Öllampe auf dem Tisch glitzerte in seinen Augen und seine Miene wirkte weicher als sonst, verletzlicher. Trotzdem beobachtete mich sein Drache aufmerksam durch seine Augen. So, wie er es immer tat.

»Wir haben vor, ihn auszuschalten.«

Ich keuchte auf und hielt ganz still, war nicht mehr in der Lage, mich zu bewegen oder auch nur zu blinzeln. Er fuhr fort.

»Aber wir wissen auch, dass es nicht ausreichen wird, Caesar zu töten. Jeder Kaiser der letzten hundert Jahre war schlimmer als der vorherige. Mein Onkel ist mit Abstand der Wahnsinnigste und Bösartigste von allen. Rom hat sich seine eigene Gesellschaft aus widerlichen und korrupten Anführern geschaffen. Wir wollen sie alle beseitigen und eine neue Weltordnung schaffen. Ein neues Rom.«

Ich starrte ihn eine gefühlte Ewigkeit an, ohne zu atmen. Als ich schließlich laut die Luft ausstieß, fiel ich fast vornüber und griff nach dem

Wasserbecher auf dem Tisch.

»Hier.« Julian schaffte es, mir einen Arm entgegenzustrecken und mich an der Schulter abzustützen, dann reichte er mir den Becher. »Trink.«

Ich nahm mehrere Schlucke und mir drehte sich der Kopf, während ich mich langsam erholte. Er ließ sich erneut auf die Seite sinken.

»Alles in Ordnung?«

Kichernd hielt ich den Becher mit beiden Händen im Schoß fest. »Das kam ziemlich … unerwartet.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Seine Miene und seine Stimme waren feierlich und düster zugleich.

»Ihr meint das ernst.«

»Ja.«

»Trajan ist einer Eurer Verbündeten.«

Er stutzte kurz. »Ich werde dir die Namen meiner Verbündeten nicht verraten. Wenn ich ein Leben riskieren muss, dann nur das meine.«

»Glaubt Ihr etwa, ich würde Euch melden?« Ich musste lachen. »Etwa dem Kaiser?«

Er blieb sehr gelassen. »Das könntest du tun. Falls du dich an mir rächen willst.«

»Wofür genau?«

»Dafür, dass ich die Kelten getötet habe, den Clan, der dich aufgenommen hatte. Oder Enid. Dafür, dass ich dich entführt habe, um dich in meinem Haus zu versklaven. Oder um deine Familie zu rächen, deren Tod du mir sicherlich auch in die Schuhe schieben kannst. Es waren meine Leute, die sie getötet haben, und ich kann es dir nicht verübeln, dass du mich deswegen hasst.«

Es war ihm in der Tat ernst. Er glaubte, dass ihm das, was er mir anvertraute, zum Verhängnis werden konnte. Dass ich mich gegen ihn wenden und ihn hinrichten lassen konnte. Das Bild seiner blicklosen Augen,

die von der Mauer der Verräter herabblickten, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren.

»Julian«, sagte ich leise und freundlich, »ich werde Euch weder dem Kaiser noch sonst jemandem ausliefern. So etwas könnte ich Euch nicht antun.«

»Würdest oder könntest du das nicht?«

Dazwischen gab es einen deutlichen Unterschied. Es war, als wüsste er von dem Band, von meiner Magie, die ihre Krallen in ihn versenkte, immer tiefer vordrang, sich um seine Knochen schlang und die Essenz seiner Seele suchte. Meine Magie wollte ihn nie mehr loslassen.

»Euer Geheimnis ist bei mir sicher«, versicherte ich ihm und wollte mir selbst nicht eingestehen, wie eng ich bereits mit ihm verbunden war. »Aber … warum erzählt Ihr es mir?«

»Auch wenn ich gezwungen bin, meine Rolle als Legatus beizubehalten, würde ich alles dafür tun, sie aufgeben zu können. Ich möchte jene, die sich gegen uns auflehnen, nicht töten, weil ich verstehe, warum sie so erbittert kämpfen. Sie zu bekämpfen, ist, als würde ich mich selbst bekämpfen.«

Er fuhr sich mit einer Hand über sein kurzes Haar und strich die längeren Strähnen nach vorn. Plötzlich verspürte ich den Drang, es zu berühren und herauszufinden, ob es weich oder rau war.

»Aber ich muss es tun.« Dann sah er mich mit seinen bernsteinfarbenen Augen erneut flehentlich an. »Es ist alles nur ein Mittel zum Zweck, verstehst du? Ich muss meine Rolle spielen, bis wir bereit sind, zuzuschlagen.«

Ich rückte auf den Knien näher an ihn heran und legte meine Hand auf seine, die auf seinem Knie ruhte. »Ich werde Euch helfen.«

Er drehte seine Hand um, öffnete sie und umschloss die meine. »Ich möchte nur, dass du in meiner Nähe bist. Und in Sicherheit.«

Bei der in seinen Worten mitschwingenden Andeutung schluckte ich schwer. Ich konnte nicht protestieren, denn was die Götter mir bereits

mitgeteilt hatten, ließ sich nicht leugnen. Ihre Magie war meine Gabe und sie verkündete mir laut und deutlich, dass dieser Römer, dieser Drache, an mich gebunden war. Und ich an ihn.

Er drückte meine Hand, erhob sich und ging zum Krug und der Schüssel. »Es ist schon spät. Und ich muss morgen früh raus. Wir sollten jetzt lieber schlafen.«

Seine Müdigkeit war offensichtlich, aber es herrschte eine Leichtigkeit zwischen uns, die es nie zuvor gegeben hatte. Ich erhob mich leise und legte mich ins Bett, das sich einen knappen halben Meter über dem Boden befand. Seins war ein wenig länger und breiter und stand auf der anderen Seite des Teppichs.

Ich achtete nicht darauf, ob er nackt war, als er die Öllampe löschte und es sich auf seinem Bett bequem machte, dessen hölzernes Knarren verriet, dass es schon viele Nächte auf vielen Feldzügen benutzt worden war. Seltsamerweise fühlte ich mich ruhiger und friedlicher als in jeder anderen Nacht, seitdem ich von ihm gefangen genommen worden war.

Als ich schon glaubte, er wäre eingeschlafen, sagte er in diesem tiefen, tiefen Timbre: »Meine Mutter ritt meinen Vater in Drachengestalt.«

Ich drehte mich zu ihm um, konnte aber in der Dunkelheit bedauerlicherweise nicht einmal die kleinste Kontur seines Gesichts erkennen.

Überrascht fragte ich: »Eure Mutter war ein Mensch?«

»Ja. Sie war Sklavin in einer römischen Provinz in Thrakien, als mein Vater sie kennenlernte.«

Ich konnte kaum noch atmen. Seine Mutter war auch eine Sklavin gewesen? Das erschien mir unvorstellbar.

»Sie arbeitete im Haushalt einer adligen Familie, bei einem seiner Legionskameraden. Mein Vater …« Er lachte leise auf. »Er sagte einmal zu mir: ›Ein Blick und es war um mein Herz geschehen.‹ Er flehte die Mutter

seines Freundes an, sie ihm zu verkaufen. Sie weigerte sich, aber mein Vater war schon immer sehr charismatisch und überzeugend.«

»Euer Vater war ein Charmeur?«, fragte ich leichthin, auch wenn mir angesichts dieser neuen Erkenntnis der Atem stockte.

»Ja, so unvorstellbar es auch erscheinen mag. Ich war immer eher stoisch wie meine Mutter.«

Er bewegte sich in seinem Bett, und als er weitersprach, schien es, als würde er in meine Richtung blicken.

»Mein Vater sagte, dass er sie zurück nach Rom und direkt zum Tabularium brachte, wo er die Papiere unterschrieb, um sie freizulassen.«

»Sofort?«

»Unverzüglich. Er wusste, dass er keine Sklavin heiraten konnte. Unter der Herrschaft von Kaiser Adolphus wäre das auch illegal gewesen, aber man konnte jede befreite Person aus jedem Land heiraten.«

Und erneut schlug mein armes Herz schneller, denn ich wusste, dass uns dieses intime Geständnis noch enger aneinanderband.

»Mein Onkel hat die Heirat nie akzeptiert. Natürlich standen er und mein Vater sich auch nie nahe. Mein Vater begnügte sich damit, seine militärische Laufbahn als Präfekt vorzeitig zu beenden, während mein Onkel weiter in den Rängen aufstieg.«

»Was hat Euer Vater nach seiner Militärlaufbahn gemacht?«, fragte ich.

»Er hat eine Familie gegründet.« In seiner Stimme lag ein bittersüßer Tenor. »Leider konnten sie nur ein Kind bekommen.«

»Ihr wurdet gewiss sehr verwöhnt«, stichelte ich, um den Schmerz zu lindern, von dem ich wusste, dass er ihn nach dem Verlust beider Elternteile empfinden musste.

»Allerdings.«

Ich lachte auf und er hielt einen Moment inne. »Ich liebe dieses Geräusch. Dein Lachen.«

»Ich wüsste nicht, dass ich in Eurer Gegenwart jemals gelacht habe«, entgegnete ich weiterhin keck.

Als er nichts erwiderte, fragte ich: »Dann steht Ihr also in der Gunst Eures Onkels?«

»Ja. Er hat behauptet, er würde mich zu seinem Erben ernennen.«

»Aber Eure Mutter war nicht von adliger Geburt. Ich bin überrascht, dass er Euch dennoch derart schätzt. Nichts für ungut.«

»Schon in Ordnung.« Er gluckste. »Ich war selbst überrascht. Aber als ich aufwuchs, besuchte er mein Elternhaus häufig und nahm mich mit in den Garten, um mir einige Trainingstaktiken beizubringen. Er sagte immer, in meinen Adern fließe dickes Dakkiablut. Vermutlich ist mein Onkel neben all seinen Sünden auch noch ein Heuchler, weil er meine *befleckte* Blutlinie nur zu gern übersieht.«

»Sie ist nicht befleckt, Julian.«

»Ich weiß. Aber ich bin nicht anders als Stefanos. Der einzige Unterschied ist, dass meine Eltern verheiratet waren und mein Vater einer höheren Klasse angehörte. Als das Dekret verkündet wurde, dass Bastardkinder mit gemischter Blutlinie in die Gladiatorengruben geschickt werden müssen, hatte ich schlichtweg das Glück, dass mein Vater meine Mutter genug liebte, um sie zu heiraten. So war alles zu dem Zeitpunkt legal. Ich blieb gesund und munter und konnte als Neffe des Kaisers aufsteigen.«

Eine düstere Stille breitete sich zwischen uns aus. Dann fügte er hinzu: »Das ist auch der Grund, warum ich meine Brutalität als Eroberer unter Beweis stellen muss. Wenn ich auch nur ein Anzeichen von Schwäche zeige, wird irgendein Emporkömmling behaupten, es läge an meinem Mischlingsblut, und versuchen, mich herauszufordern.« Er hielt kurz inne. »Ich hatte keinen so schweren Weg wie du, Malina, aber in letzter Zeit … ist der Weg schwieriger geworden.«

Ich hätte nie gedacht, dass ich Mitleid für Julians Lage empfinden würde. Aber ein Mann in seiner Position zu sein, mit dem Vermächtnis seines Vaters, aber auch den Erwartungen seines grausamen Onkels im Blick – eines Onkels, den er offensichtlich hasste … Diese Art von Druck und Belastung konnte ich mir gar nicht vorstellen.

Da war es kein Wunder, dass er so ernst und stoisch wirkte und der Welt eine starre Maske zeigte, damit sie ihn nie *wirklich* sehen konnte. Aber ich fing an, ihn richtig wahrzunehmen, und der Anblick des Mannes unter der Maske schmiegte sich sanft um mein Herz.

»Ich habe dich schon oft lachen gehört«, wechselte er unverhofft das Thema.

»Wann denn das?«

»Auf dem Hof mit Stefanos.«

Die Erinnerung daran, dass Stefanos sein Kind sein und zu seiner Familie gehören könnte, störte das süße Gefühl, das mich erfasst hatte. Bislang hatte ich mir einzureden versucht, dass es keine Rolle spielte. Und dass es mir egal war. Aber jetzt, nach dem heutigen Abend, nach seinem Geständnis und der unbestreitbaren Wahrheit, dass ich mich nicht mehr von ihm trennen konnte, selbst wenn ich es versuchen würde, musste ich es einfach wissen.

»Darf ich Euch etwas Persönliches fragen, Julian?«

»Was immer du willst.«

Ich atmete tief ein und wieder aus. »Ist Stefanos Euer Kind?«

Es folgte eine kurze Pause, in der mir fast das Herz aus der Brust sprang. Dann: »Nein. Er ist nicht mein Sohn.«

Es hätte keinen Unterschied gemacht, nicht wirklich. Ich liebte Stefanos. Aber ich konnte mir endlich eingestehen, dass ich eifersüchtig gewesen war, weil er vielleicht ein Kind mit einer anderen Frau hatte. Mit einer Frau, die er liebte.

»Kara hat eine Zeit lang als Hebamme gearbeitet. Sie brachte das Kind einer befreiten Frau zur Welt, der Tochter eines Ladenbesitzers. Sie war von einem römischen Soldaten verführt worden. Doch sie starb bei der Geburt und der Vater nahm Stefanos mit nach draußen, um das zu tun, was er laut Gesetz tun musste.«

»Um ihn zu töten.« Ich erschauderte. »Deshalb hat er auch diese Narbe.«

»Nachdem Kara die Mutter so gut wie möglich gesäubert hatte und gegangen war, hörte sie das Baby im Müll schreien. Als sie es fand, hatte es Drachengestalt angenommen. Allein deshalb war es noch am Leben. Seine Schuppen hatten verhindert, dass die Wunde zu weit aufklaffte und er zu viel Blut verlor. So brachte sie ihn nach Hause, und als ich ihn ansah, war mir, als würde ich mich selbst sehen.«

Es wurde immer stiller und ich glaubte für einen Moment, er würde nicht weitersprechen.

»Wie meint Ihr das?«, hakte ich nach. Ich wollte unbedingt wissen, warum er mit Stefanos so sehr mitfühlen konnte.

»Wäre ich zu seiner Zeit geboren worden, hätte mein Vater meine Mutter nicht heiraten dürfen. Ich wäre ein uneheliches Kind gewesen, meinen Eltern wahrscheinlich gewaltsam entrissen und ebenfalls in einer finsteren Seitengasse getötet worden. Stefanos zu retten, kam mir so vor, als würde ich mich selbst retten. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihn bei mir aufzunehmen.« Er stieß einen Seufzer aus. »Ungefähr zu der Zeit nahm auch mein Plan, gegen meinen Onkel vorzugehen, Gestalt an.«

Plötzlich setzte ich mich wieder auf. »Augenblick mal. Wie alt ist Stefanos? Er sieht aus, als wäre er zehn oder elf, aber ich hätte nicht gedacht, dass Kara schon so lange in Eurem Haushalt ist.«

»Das ist sie auch nicht.« Er lachte. »Stefanos ist erst sechs. Drachen wachsen und reifen schneller. Das ist ein weiterer Grund, aus dem er nach Möglichkeit zu Hause bleiben sollte, was er auch ganz genau weiß. Ich muss verhindern, dass die Nachbarn etwas davon mitbekommen.«

»Es gibt nicht viele Nachbarn in der Nähe Eures Palasts auf dem Hügel.«

Er gluckste erneut und der warme Klang ließ mein Innerstes schmelzen. »Wärst du bereit, in einem echten Palast zu leben, Malina?«

»Wie meint Ihr das?«

Er verstummte einen Moment lang.

»Ach, vergiss es. Lass uns ein bisschen schlafen.«

Ich hörte, wie er sich umdrehte, das Bett erneut knarrte und sich sein Körper an den rauen Laken rieb. Während ich mich auf die Seite rollte, versuchte ich, ihn in der Dunkelheit auszumachen, doch ich besaß nicht die geschärften Sinne eines Drachen.

Seine Frage, auf die er nicht genauer eingehen wollte, hielt mich eine Zeit lang wach. Denn sie bedeutete meiner Meinung nach, dass er vorhatte, der neue Kaiser zu werden, und mich an seiner Seite haben wollte.

Die Schönheit der Nacht wurde durch den Gedanken an seine Herrschaft über Rom getrübt. Ich glaubte ihm, dass er beabsichtigte, Caesar und alle korrupten Männer unter ihm zu stürzen. Aber eines hatte uns die Geschichte über den römischen Thron gelehrt: Er korrumpiert denjenigen, der darauf saß. Daher war ich mir nicht sicher, ob ich diesen Weg einschlagen konnte, um mich ihm anzuschließen. Nicht, wenn ich eine Wahl hatte. Was in meiner momentanen Lage schwer vorstellbar war.

Es gab keine Garantie dafür, dass er den Putsch, den er zusammen mit seinen Verbündeten plante, überhaupt überleben würde. Der Gedanke erschütterte mich schwer.

Denn er durfte nicht sterben. Das würde ich nicht zulassen. Ich wollte alles tun, was erforderlich war, um Julian auf seinem Weg zu Caesars Sturz zu begleiten. Allerdings war ich mir schlichtweg nicht sicher, ob ich auch in der Lage sein würde, ihn den ganzen Weg zu begleiten.

OceanofPDF.com

17

Julian

Wir lagerten seit zwei Wochen in der Nähe von Singidium, der römischen Stadt, die bis auf die Grundmauern niedergebrannt worden war. Tagsüber lernte ich mit meinen Männern unsere Umgebung kennen und versuchte, die Plünderer aufzuspüren. Nachts erzählte ich Malina Geschichten aus meiner Kindheit. Ich schilderte ihr, wie ich mir den Arm gebrochen hatte, als mein Vater mich das erste Mal auf ein Pferd setzte, und wie meine Mutter mit mir schimpfte, weil ich Kuchen aus der Küche gestohlen hatte. Mit jeder Geschichte schien sie sich mir mehr zu öffnen.

Ich hatte es geschafft, meine Hände bei mir zu behalten, obwohl das für mich eine große Herausforderung darstellte. Sie hatte mich schon einmal weggestoßen, als ich sie an dem Tag auf der Straße beruhigen wollte, nachdem wir der dakischen Sängerin zugehört hatten, und die Zurückweisung hatte mich tief getroffen. Eine ihrer Grenzen wollte ich nicht noch einmal überschreiten. So verbrachte ich die Tage mit meinen Männern und die ruhigen Nächte mit Malina in meinem Zelt. Alles war friedlich, bis meine Aufmerksamkeit in der letzten Woche erneut auf die Barbaren gelenkt wurde. Denn es gelang ihnen immer wieder, sich uns irgendwie zu entziehen.

Sie gaben einen seltsamen Feind ab. In der ersten Woche dachten wir noch, sie hätten sich ganz aus dem Gebiet zurückgezogen – hätten ihr schändliches Werk vollbracht und wären in dem Moment verschwunden, in

dem Römer in der Gegend gesichtet worden waren. Doch das war ein Irrtum. Meine Männer hatten Hinweise darauf entdeckt, dass sie in den nahegelegenen Schluchten und Wäldern kampierten.

Frustriert schloss ich mich Trajan und einigen meiner Männer in Drakengestalt an, um ihren Aufenthaltsort zu finden. Obwohl es überaus ungewöhnlich war, dass ich mit ihnen zusammen auf Erkundung ging, widersprachen meine Männer nicht, da sie wussten, dass meine Frustration über unseren mangelnden Fortschritt immer größer wurde.

Wir flogen über eine Schlucht in der Nähe und da roch ich sie. Ich nahm einen fremden Geruch nach menschlichem Schweiß dort wahr, wo es weder Dorf noch Stadt gab. Wir tauchten hinunter in die Schlucht und fanden nichts außer eine verlassene Höhle mit einem noch schwelenden Feuer neben dem Höhleneingang vor. Wir durchsuchten die Höhle einen ganzen Tag lang, fanden aber keinerlei Spur von ihnen.

Vor zwei Tagen entdeckten wir drei von ihnen, die unter uns an einem nebelverhangenen Flussbett entlangliefen, das von den Hügeln herunterführte. Wir stürzten uns auf sie, doch sie verschwanden in den Gebirgsausläufern. Selbst meine geschärften Sinne konnten diese verdammten Barbaren nicht ausfindig machen. Es war zum Verrücktwerden, dass sie uns ständig durch die Lappen gingen.

Was auch immer sie getan hatten, um uns zu entwischen, war außergewöhnlich. Und dann, letzte Nacht, johlte und brüllte eine Gruppe von Kriegern mitten in der Nacht herum und weckte das gesamte Lager. Ich führte einen Trupp in den Wald, um den Geräuschen nachzugehen, doch wir fanden nur noch warme Feuerstellen am Boden, jedoch keine barbarischen Krieger.

Dies war nicht das erste Mal, dass wir mit Feinden zu tun hatten, die flohen, sobald die römischen Soldaten zum Angriff übergingen. Doch das hier war anders. Es gab Anzeichen dafür, dass große Gruppen in der Nähe lagerten. Sie blieben nie zweimal an der gleichen Stelle und entfernten sich

auch nie sehr weit von uns. Vielmehr schienen sie unser Gebiet einfach zu umkreisen, weigerten sich aber, sich uns zu stellen. Zu allem Überfluss entkamen sie uns auch immer wieder.

Wir waren an den Sieg gewöhnt. Zumeist sogar an einen leichten Sieg. Oder zumindest an einen Feind, den wir sehen und bekämpfen konnten. Je länger die Barbaren uns entwischten, desto frustrierter wurden wir alle. Es war, als ob sie mit uns spielten.

Am frühen Nachmittag hatten sie sich uns endlich gezeigt und nicht, wie die Male davor, sofort die Flucht ergriffen. Einer meiner Todesreiter am Himmel hatte eine Horde von ihnen in den Wäldern nördlich der niedergebrannten Stadt Singidium gesichtet. Unser Lager lag nur wenige Leugen südlich davon.

Ich hatte den Todesreitern nicht befohlen, sie wie üblich mit Feuer einzukesseln, weil wir unseren Feind nicht einmal in seiner Gesamtheit sehen konnten und ich ihn nicht aufspalten wollte. Vielmehr wollte ich mir sicher sein, dass wir sie alle umzingelt hatten, damit wir sie auf einen Schlag erledigen konnten. Es waren gar nicht mal so viele. Ein-, vielleicht zweitausend. Wir könnten sie also leicht einkesseln und diese kleine Rebellion schnell beenden.

»Das ist ungewöhnlich.« Trajan blieb in Drakengestalt neben mir stehen, peitschte mit dem Schwanz und starrte hinunter in den dichten Wald, in dem ein Teil der Legion unseren Feind eingekreist hatte.

Die Barbaren waren nicht geflohen. Wir hörten, wie sie sich bewegten, und sahen Schatten, die knapp außerhalb unserer Reichweite umherhuschten. Aber unsere geschärften Sinne verrieten uns, dass sie immer noch da waren und sich mitten im Wald aufhielten. Wir mussten sie einfach vollständig umzingeln und dann angreifen.

Ich war den Hügel hinuntermarschiert, um mir das Ganze genauer anzusehen, als meine Männer ohne jeglichen Widerstand in den Wald

eindrangen. Nicht einmal ein Pfeil wurde aus der Deckung abgeschossen. Und doch wussten wir, dass sie dort waren.

Die andere Hälfte der Legion hatte sich aufgeteilt und bewegte sich in Flankenformation an den Seiten des Waldgebiets entlang. Der schiefergraue Himmel kündigte einen Sturm an und verdunkelte die Landschaft. Aber das war für meine Soldaten in Drakengestalt kein Thema.

»Was für ein Feind läuft vor seinem Gegner davon?« Trajan sprach schwerfällig und tief, aber verständlich. »Feiglinge.«

»Ihre Kühnheit bei den Angriffen auf die Dörfer lässt nicht auf Feigheit schließen.« Ich ging mit Trajan an meiner Seite den kleinen Abhang hinunter in den Wald. »Und dennoch, warum verstecken sie sich?«

»Vielleicht waren sie nur kühn, weil die Siedlungen nicht von römischen Soldaten verteidigt wurden.«

»Vielleicht.« Ich blieb am Waldrand stehen und lauschte meinen Männern, die sich leise durch die Bäume bewegten, ohne das Geräusch von aufeinanderprallenden Schwertern oder knurrende Kampfschreie zu hören. »Irgendetwas stimmt hier nicht.«

»Was machen sie denn nur?« Trajans Frustration war offensichtlich.

»Entweder haben wir es mit Feiglingen zu tun, wie du vermutest, oder sie sind auf der Flucht.«

»Oder?«

»Oder dies ist Teil ihres Plans. Sie locken uns in den Wald.«

Trajan blickte in alle Richtungen und dann hinter uns. »Du solltest auf die Hügelspitze zurückkehren, Legatus.«

Ich drehte mich zu dem Soldaten in Drakengestalt um, der die Flagge des goldenen Drachen in die Luft reckte und dort stand, wo ich ihn zurückgelassen hatte. Auf diese Weise würde der gesamte Wald wissen, dass die römischen Soldaten auf dem Vormarsch waren.

Auf diese Art hatten wir schon immer kühn verkündet, dass wir den Feind angreifen. Der Feind war hier und doch war er nicht da. Irgendetwas

stimmte nicht.

»Die Männer sollen den Rückzug antreten«, sagte ich zu Trajan.

»General?« Er verzog das Drakengesicht und bleckte die Zähne. »Den Rückzug?«

»Wir setzen Todesreiter ein und räuchern sie aus.« Obwohl ich mir nicht sicher war, ob sich unser Feind wirklich in diesen Wäldern aufhielt, riet mir mein Instinkt, dass es besser wäre, sich in die höher gelegenen Gebiete zurückzuziehen. Hier war ganz eindeutig etwas faul.

Trajan zögerte nicht, sondern marschierte zur Baumgrenze und gab den Befehl zum Rückzug.

Plötzlich war der gesamte Wald von Schreien und Feuer erfüllt. Flammenströme züngelten über die Kiefernzweige und entzündeten die Bäume, sodass sich ein Feuersturm ausbreitete. Meine Männer hielten verwirrt inne. Ich konnte einige Dutzend jenseits der Feuerlinie sehen, die über sich und um sich herum nach dem Feind Ausschau hielten, während Netze durch die Luft flogen und sie einfingen.

»Präfekt!«, rief ich Salvo zu, einem meiner Offiziere, der nicht weit in den Wald hineingegangen war. Er hatte die grünen Flügel gespreizt und wurde vom Licht der Flammen erhellt, die ihn und die Männer umgaben. »Rückzug!«

»Zurück, Legatus!«, brüllte Trajan, bevor er seine riesigen mitternachtsblauen Flügel ausbreitete und sich ins Handgemenge stürzte.

Aber ich konnte das nicht tun. Stattdessen rannte ich weiter, um Salvo zu helfen, der meinen Ruf zum Rückzug gehört, jedoch schon zu viel Rauch eingeatmet hatte. Er hustete und sackte zu Boden, um vor den lauten Schreien und dem knisternden Feuer wegzukriechen.

»Halt dich an mir fest!« Ich erreichte ihn und hob ihn mir mit einem Arm auf die Schulter. Seine Flügel schleiften hinter uns her, als ich ihn schnell ins Gras trug, wo er frische Luft einatmen konnte.

Als ich zurückblickte, bemerkte ich einen violett geflügelten Soldaten, der noch immer in Drakengestalt versuchte, dem Inferno zu entkommen. Die in Flammen stehenden Baumkronen machten ihm den Aufstieg in den Himmel unmöglich. Eine gewaltige Feuerwelle rollte über den Wipfeln und bildete ein undurchdringliches Flammendach, während ich sehen konnte, wie weiterhin Netze von den Bäumen fielen. Dichter schwarzer Rauch zog sich durch die Luft und trübte die Sicht, bis ich niemanden mehr ausmachen konnte.

»Verdammte Scheiße!«

Meine Soldaten konnten nicht aus dem Feuer fliegen, ohne sich zu verletzen, auch nicht diejenigen, die nicht in den Netzen gefangen waren, und die meisten meiner Männer befanden sich in der Mitte des Waldes, der nun vollständig von einer Flammenwand umgeben war. Die Schuppen ihrer Drakengestalt würden sie vor derart starken Flammen nicht schützen können.

Plötzlich brachen Drachen – Dutzende, dann Hunderte – durch die brennenden Äste und flogen gen Himmel und ihre rauchenden Flügel hinterließen Spuren aus Glut und Asche. Die Männer hatten vollständig Drachenform angenommen, da dies die einzige Möglichkeit darstellte, die Feuerwand zu durchbrechen. Und dennoch brannten einige Flügel und Schwänze, während sie vor dem sicheren Tod flohen. Aber ich hatte auch menschliche Soldaten in den Wald geschickt.

Das gesamte Gebiet brannte innerhalb von Sekunden. Viele meiner Männer befanden sich bereits im Zentrum und suchten noch immer nach dem Feind. Sie hätten nicht schnell genug herauskommen können. Wie ich es vorausgesagt hatte – leider zu spät –, hatte man uns in eine Falle gelockt. Ich hatte den Befehl gegeben, sie aufzuspüren und die höher gelegenen Gebiete aufzugeben, um sie aufzustöbern. Meine Ungeduld hatte meinen eigenen Männern den Tod gebracht.

»Legatus!«, rief eine fremde Stimme hinter mir.

Ich drehte mich um und sah den Bannerträger oben auf dem Hügel, in der einen Hand die Flagge, die nun in Flammen stand. Hinter ihm ragte ein hünenhafter Mann auf, der dem Bannerträger ein Schwert so tief in den Rücken stieß, dass die Klinge vorn aus dem Bauch herausragte.

»Das ist die Zukunft Roms«, sagte er auf Latein mit starkem Akzent. Germanisch. In der linken Hand hielt er das brennende Banner, das Symbol unserer Macht und Herrschaft, mit der rechten stieß er meinen Mann zu Boden, der den Hügel herunterrollte.

Der Barbar war bis auf einen Lederrock und Stiefel nackt, auf dem ganzen Gesicht und dem Körper prangte schwarze Kriegsbemalung. Sein dunkles Haar wehte wild um seine Schultern, aber es waren seine Augen, die mich fesselten – hell, wild und spöttisch.

Ohne zu zögern, stürmte ich den Hügel hinauf, wobei sich meine Knochen gegen meine Haut spannten und meine Uniform durchbrachen, als ich Drakengestalt annahm. Der pochende Schmerz der Hörner, des Schwanzes und der Flügel, die aus meinem Körper sprossen, hielt nur den Bruchteil einer Sekunde an, bevor ich mich auf den Barbaren stürzte.

Er lachte laut, als ich ihn zu Boden warf, um dann zu fauchen, sobald er meine Krallen zu spüren bekam, mit denen ich nur knapp sein Gesicht verfehlte und ihn an der Brust erwischte, als er sich wegdrehte.

Wir waren beide auf den Beinen, standen uns gegenüber und umkreisten uns.

»Ihr seid also doch keine Geister«, knurrte ich. »Bluten könnt ihr zumindest schon mal.«

»Ja«, erwiderte der Barbar, dessen Größe für einen Menschen beeindruckend war. Er war so groß und breit wie ich in Menschengestalt. »Wir haben für Euresgleichen schon genug Blut gelassen, *General*.«

Feindseligkeit troff förmlich von seiner Zunge.

»Wer bist du?«

Er blieb stehen und baute sich breitbeinig mir gegenüber auf, völlig furchtlos, auch wenn ich in Drakengestalt ein gutes Stück größer war als er.

»Das wirst du noch früh genug erfahren.« Er legte den Kopf schief, umfasste die blutige Klinge in seiner Hand fester. »Die ganze Welt wird wissen, wer wir sind, wenn wir das wollen.«

Schneller, als es menschenmöglich schien, kam er auf mich zu. Diesmal visierte ich seine Kehle an, aber er duckte sich unnatürlich flink und zog mir die gezackte Schneide seiner Klinge über den Unterleib und die Seite. Ich brüllte bei dem stechenden Schmerz auf und drehte mich, um seinen nächsten Angriff abzuwehren.

Aber er stand bereits am Waldrand, entlang des äußeren Feuerrings, und starrte mich eindringlich an, während dicke Rauchschwaden hinter ihm aufstiegen. In diesem Moment waren es nicht die Schmerzen in meinem Unterleib, die Schreie meiner Männer oder das tosende Inferno, die meinen Puls in die Höhe trieben und mir einen kalten Schauder über den Rücken jagten. Das lag allein am überirdischen Aufflackern von Gold in seinen Augen, bevor er im Rauch verschwand.

»General!« Salvo kam in Drakengestalt den Hügel hinaufgeflogen und riss die Augen weit auf, als er mich sah.

In diesem Moment bemerkte ich die Spur warmen Blutes, die zwischen meinen Klauen und der Stelle, an der ich sie auf meinen Unterleib drückte, hervorquoll. Als ich nach unten blickte, sah ich, dass sich das Schwert des Riesen tief in meinen Leib gebohrt und eine breite Wunde fast bis zur Hüfte geschaffen hatte. Das Blut floss an einem Bein hinunter und ergoss sich zu meinen Füßen auf den Boden. Ein brennender Schmerz pulsierte in der Wunde, der intensiver war, als er es sein sollte.

»General.« Salvo fing mich auf, als ich auf ein Knie fiel und der schnelle Blutverlust mich in die Dunkelheit katapultierte.

OceanofPDF.com

18
Malina

»Julian«, keuchte ich erschrocken auf, während ich auf Trajan und einen anderen Soldaten in Drakengestalt zueilte, die ihn auf beiden Seiten stützten.

Julian hatte seine menschliche Gestalt angenommen, war jedoch nackt und kaum bei Bewusstsein. Er musste sich auf dem Schlachtfeld verwandelt haben. Dunkelrotes Blut tropfte von seiner Taille herunter.

»Bei den Göttern! Was ist passiert?«

»Weg da, Weib«, sagte der mir unbekannte smaragdgrüne Soldat und schob mich zur Seite.

Julian stieß ein wildes Knurren aus, befreite sich aus ihrem Griff und versuchte, sich auf den Mann zu stürzen, die Hände in Richtung der Kehle des Soldaten ausgestreckt. Der Soldat wich schreiend zurück und warf dabei den Kriegstisch um, sodass sämtliche Karten zu Boden fielen.

»Julian!« Trajan zerrte ihn zurück, hob ihn hoch und trug ihn in Richtung Schlafbereich.

Ich eilte sofort los und zog den Vorhang zurück, damit Trajan ihn hindurchtragen konnte, wobei seine Flügel das Zeltdach streiften. Sobald Julian auf dem Bett lag und Trajan den kleinen Schlafplatz verlassen hatte, machte ich mich an die Arbeit und holte die Lappen, die zum Waschen benutzt wurden, und das wenige Wasser, das noch im Krug war.

»Schickt nach Koska«, verlangte ich, setzte mich mit dem nassen Lappen auf die Bettkante und reinigte sanft die Wunde.

»Er hat mich angegriffen«, beschwerte sich der Soldat bei Trajan, die beide vor dem Schlafbereich stehen geblieben waren.

»Er ist nicht ganz bei Sinnen«, erwiderte Trajan. »Wahrscheinlich hat er sich einen Moment lang eingebildet, du wärst sein Angreifer. Geh und hol Koska.«

Der Soldat gehorchte sofort und verließ das Zelt, sodass ich mit Trajan allein war. In Drakengestalt wirkte er sehr einschüchternd. Vor allem, weil er so groß und breit war, seine dunkelblauen Schuppen den Großteil seines Körpers bedeckten und seine Augen leuchtend blau schimmerten. Ich wäre erschrocken gewesen, hätte ich ihn nicht zuvor in menschlicher Gestalt kennengelernt.

»Was ist passiert?«

Trajan schüttelte den Kopf. »Es war einer der Barbaren. Er verletzte Julian, dann sah Salvo sie kämpfen, aber der Feind floh in den verrauchten Wald.«

»Er hat ihn verletzt«, murmelte ich und konzentrierte mich wieder darauf, die Wunde zu säubern, wobei es mich schmerzte, wie tief sie ging. »Das ist mehr als ein bloßer Schnitt.«

Koska kam ins Zelt geeilt und blieb auf der anderen Seite des Vorhangs stehen, wobei ich seine Gestalt durch den durchsichtigen Stoff sehen konnte.

»Koska, ich brauche frisches Wasser, Garn und eine Nadel. Und eine Salbe für die Wunde. Beeil dich«, forderte ich.

»Ja. Sofort.« Er floh aus dem Zelt.

»Weißt du, wie man Wunden näht?«, fragte Trajan, dessen gutturale Stimme wirklich unheimlich klang.

»Das ist nicht anders, als wenn man Stoff näht.« Ich tauchte den Lappen in die Schüssel, woraufhin das Wasser rot und trüb wurde, und wrang ihn

aus.

»Es ist schon anders, aber ich glaube, du schaffst das.«

»Wie meint Ihr das?« Ich versuchte, noch mehr Blut wegzuwischen, und meine Hände zitterten stark, weil immer mehr hervorquoll.

»Weil die Götter Julian keine schwache Frau geschenkt hätten.«

Ich hielt kurz inne, aber dann floss noch mehr Blut aus Julians Wunde, und ich konnte nicht über das nachdenken, was Trajan da eben zugegeben hatte.

»Das Blut sollte gerinnen, aber das tut es nicht.«

Ich hörte Trajan hinter mir näher treten. »Er hatte schon viel Blut verloren, bevor ich ihn und Salvo erreichen konnte.«

Julian wackelte mit dem Kopf, hatte die Augen – reines leuchtendes Gold – weit aufgerissen und auf seiner Stirn standen Schweißperlen. Er murmelte etwas, das ich nicht verstehen konnte.

»Was?« Ich beugte mich vor und hielt seinen fiebrigen Blick. »Sagt das noch mal, Julian«, forderte ich ihn auf.

»Gift«, murmelte er. »Auf der Klinge.«

Ich blickte keuchend zu Trajan auf, dessen Miene so finster war, dass er wie die wilde Bestie aussah, die er auch war. »Haben Eure Heiler etwas, um das Gift herauszuziehen?«

»Ich werde es herausfinden.« Trajan stürmte durch den Vorhang und aus dem Zelt.

Schnell griff ich nach einer sauberen, trockenen Tunika, die auf der Truhe in der Ecke lag, wo ich sie abgelegt hatte. Ich drückte den dicken Stoff auf seine Wunde und versuchte, die starke Blutung zu stoppen.

Raue Fingerspitzen streichelten meinen Kiefer. Erschrocken sah ich ihm in die halb geschlossenen Augen.

»Danke«, flüsterte er.

»Ich weiß nicht, ob ich die Blutung überhaupt stoppen kann«, gab ich zu und kämpfte gegen die heftige Panik an, die mich überkam. »Das Gift in

der Wunde scheint zu verhindern, dass das Blut gerinnt.«

Er schüttelte einmal den Kopf. »Danke, dass du hier bist.«

»Was bleibt mir auch anderes übrig?«, schnauzte ich ihn verzweifelt an und übte weiter Druck auf die Wunde aus. »Ihr habt mich hierhergeschleift, schon vergessen?«

Er zog einen Mundwinkel hoch, auch wenn ihm der Schweiß über die Stirn und in den Haaransatz rann.

»Nicht hier. In diesem Zelt.« Ihm fielen die Augen zu. »Danke dafür, dass du auf der Welt bist. In meinem Leben.« Er gluckste und noch mehr Blut sickerte in den Stoff. »Die Götter lieben es, ihre Spielchen mit mir zu treiben.«

»Hört auf zu reden. Und bei Pluto, hört auf, Euch zu bewegen und zu lachen. Das macht alles nur noch schlimmer.«

Meine Hände zitterten, als ich bemerkte, dass die beigefarbene Tunika fast vollständig mit dunkelrotem Blut getränkt war.

»Wo bleibt Koska, verdammt noch mal?«, murmelte ich.

Als hätte er mich gehört, kam er ins Zelt und in den Schlafbereich geeilt, kniete sich auf die gegenüberliegende Seite von Julians Bett und stellte ein Tablett ab. Ihm folgte eine Frau, die älter aussah und sich mit einer Schale in der Hand aufs Bett setzte.

»Nimm das Tuch weg«, befahl sie.

Sie trug kein Sklavenhalsband, aber schlichte Kleidung. Anscheinend war sie eine freie Römerin, eine Heilerin, die an Feldzügen teilnahm.

Ich tat, was sie verlangte, und sie fing an, ein zermahlenes dunkelgrünes Kraut auf die Wunde zu drücken. Julian zischte, schlug die Augen jedoch nicht auf.

»Verzeiht, Legatus«, flüsterte sie, dann fiel ihr Blick auf mich. »Das wird das Gift herausziehen. Sieh zu, wie ich es mache.«

Ich beobachtete, wie sie die gesamte Wunde mit dem erdigen Kraut bedeckte, das einen beißenden Geruch abgab.

»Lass das drauf, bis das Blut hindurchsickert. Dann wischst du es weg und trägst eine zweite Schicht auf. Mach das so lange, bis die Wunde aufhört zu bluten. Dann säubere sie gründlich, nähe die Wunde und bedecke sie mit dem Balsam, den Koska dabeihat.«

Sie hatte ihr Werk vollendet und hielt mir die Schale hin, die ich entgegennahm.

»Wollt Ihr es nicht selbst machen? Um sicher zu sein, dass alles richtig ist.«

Sie musterte mich von Kopf bis Fuß. »Es müssen noch viele andere Soldaten und Offiziere versorgt werden.« Sie stand auf und zog eine Schulter hoch. »Außerdem ist allseits bekannt, dass der General eine Leibsklavin bei sich hat. Er wird es vorziehen, dass du ihn pflegst.«

Dann ging sie hinaus. Ich starrte ihr mit offenem Mund hinterher. Für einen kurzen Moment fragte ich mich, was die anderen über mich redeten, über die Sklavin, die Julian mit auf den Feldzug genommen hatte. Wahrscheinlich hielten sie mich für seine Lustsklavin. Das schien der einzige Grund zu sein, aus dem ein General eine weibliche Leibsklavin auf einem Feldzug dabeihaben würde.

Der Gedanke an Gerüchte schmerzte nur eine Sekunde lang, bis ich mir die Wahrheit ins Gedächtnis rief. Für Julian war ich kein Objekt. Keine Sklavin, die benutzt wurde. Seit wir hier angekommen waren, hatte er mich nicht einmal berührt, außer vor ein paar Augenblicken im Fieberwahn.

Er hatte sich davor gehütet, mich anzufassen. Das war frustrierend, denn ich sehnte mich danach, seine schwieligen Hände auf meinem Gesicht, meinem Hals, meinem Körper zu spüren.

»Malina?« Koska deutete auf die Wunde, aus der durch die Barriere aus Heilkräutern Blut sickerte.

»Ja. Tut mir leid.« Ich setzte mich wieder in Bewegung und wischte die schmutzige Kräuterschicht weg. »Könntest du bitte die Schüssel ausleeren, Koska?«

Er nahm die Wasserschüssel, die von Julians Blut dunkelrot geworden war, und verließ das Zelt.

Nachdem ich die Wunde vollständig gesäubert hatte, drückte ich den Kräuterbrei wieder darauf und war erleichtert, als nicht mehr so viel Blut wie zuvor herausquoll. Es funktionierte.

»Du bist wunderschön.« Julians Stimme ließ mich erneut zusammenschrecken.

Ich errötete und verzog das Gesicht, weil es so lächerlich war, dass er mir zu so einem Zeitpunkt ein Kompliment machte. »Seid still. Ihr braucht Eure Kraft.«

»Du bist meine Kraft.« Seine Stimme war tief und rau, seine Atmung vom Fieber geschwächt.

Ich legte die zweite Schicht aus Kräutern bis zu seiner Hüfte auf, wischte mir die Hände ab und goss etwas von dem sauberen Wasser auf einen frischen Lappen, der auf dem Tablett lag, das Koska mitgebracht hatte. Dann beugte ich mich über ihn, um ihm die verschwitzte Stirn abzuwischen.

»Ihr redet Unsinn, Julian.«

»Ich habe bislang nicht die richtigen Worte gesagt.« Ihm fielen die Augen zu, als ich das kühle Tuch auf seine Stirn drückte. »Ich habe Zeit damit verschwendet, Geschichten zu erzählen.«

»Ich mag Eure Geschichten.« Das entsprach der Wahrheit. Ich liebte es, von seiner Familie zu hören und von seiner Kindheit zu erfahren. Seine Eltern waren wunderbare Menschen gewesen. Wir sprachen nie über ihren Tod.

»Ich muss dir sagen, was du für mich bist«, murmelte er und drückte sich gegen meine Hand, während ich ihm mit dem Tuch über die Wange wischte.

Mein Herz schlug schneller.

»Schh …«, machte er und klang immer schläfriger. »Erschreck dich nicht.«

»Ich habe keine Angst«, erwiderte ich schroff.

Erneut verzog er den Mund, auch wenn seine Augen geschlossen blieben. »Doch, die hast du. Aber das ist nicht nötig.« Dann leuchteten mir seine goldenen Augen entgegen und ich konnte den Blick nicht abwenden. »Du bist mein Juwel, Malina.«

Ich stieß ein verbittertes Lachen aus. »Wie ein Edelstein?«

»Nein«, widersprach er rasch. »Wir wurden von den Göttern berührt, verstehst du? Mit der Bestie, die in uns lebt.«

Das wusste ich. Jeder wusste es. Deshalb verbeugten sich derart viele einfach so vor ihnen. Sie besaßen eine Macht, die ihnen von den Göttern gegeben wurde.

»Wir haben Einblick in den Willen der Götter wie kein anderes Geschöpf auf Erden.«

Ich wollte das nicht bestreiten, war mir allerdings sicher, dass ich eine ganz eigene Verbindung zum Willen der Götter hatte. Zumindest zu dem, dem ich meine Magie verdankte.

»Jeder Drache wartet sein ganzes Leben lang auf sein gottgegebenes Juwel.« Er tastete auf dem Bett herum, fand mein Handgelenk und schlang die langen Finger darum. »Und ich habe meins gefunden.«

Ich wollte seine Worte als fieberhaften Wahnsinn abtun. Ich wollte seine Erklärung zurückweisen und ihn anschreien, dass die Götter mich niemals für ihn auserwählt hätten.

Aber das Band zwischen uns zog sich zusammen und die Hexe in meiner Seele flüsterte: *Ja.* Und ein nie gekannter Trost umhüllte mich mit Wärme, Rechtschaffenheit und völliger Zufriedenheit dank der Erkenntnis, dass er recht hatte.

»Schh …«, flüsterte ich, so, wie er es eine Sekunde zuvor auch getan hatte, um mich zu beruhigen. »Ruht Euch aus, Julian.«

Er schien auf mich zu hören und seine Augen fielen zu. Koska kehrte kurz darauf zurück und ich machte mich daran, die zweite Kräuterschicht abzuwischen und eine dritte aufzutragen, obwohl jetzt kaum noch Blut aus der Wunde sickerte.

Aber ich wollte ganz sicher sein. Mein Drache sollte heilen und wieder gesund werden. Ich war mir nicht sicher, was auf uns zukam, aber wir mussten beide stark sein, um uns dem bevorstehenden Kampf zu stellen.

OceanofPDF.com

19
Malina

Ich faltete einige der Kleidungsstücke zusammen, die ich auf dem Teppich im offenen Bereich des Zelts gewaschen hatte, während Trajan auf eine Karte auf dem Kriegstisch starrte und sich mit einem Stift Notizen machte.

»Was ist aus den Barbaren geworden?«, erkundigte ich mich.

»Sie sind verschwunden«, antwortete er, immer noch über den Tisch gebeugt, und schüttelte den Kopf.

»Ist das Eurer Erfahrung nach ungewöhnlich?«

»So etwas hat es noch nie gegeben. Vor allem, wenn man bedenkt, dass ihr Angriff auf uns erfolgreich war.«

»Sie haben euch besiegt?« Ich hatte nicht daran gedacht, mich nach dem Kampf zu erkundigen, da ich mit Julians Heilung beschäftigt gewesen war.

In den letzten drei Tagen hatte Julian viel geschlafen und war nur für kurze Momente aufgewacht, wenn das Fieber aufflammte. Die Heilerin, die, wie ich herausgefunden hatte, Polla hieß, kam täglich vorbei, um nach ihm zu sehen. Sie versicherte mir, dass ich die Nähte gut gesetzt hatte und dass der General auf dem Weg der Besserung war.

»Fast vierhundert Tote«, sagte Trajan.

»Wie viele Barbaren sind ums Leben gekommen?«

Er sah vom Tisch zu mir auf. »Kein einziger. Wir haben keinen ihrer Toten gefunden, als das Feuer gelöscht war und wir den Wald durchkämmen konnten. Und es gelang uns auch nicht, einen ihrer

Verwundeten gefangen zu nehmen, um ihn zu verhören.« Er runzelte die Stirn. »Das würde ich durchaus als Niederlage bezeichnen.«

Koska hatte mir erzählt, dass ein Feuer den gesamten Wald nördlich von uns niedergebrannt hatte. Ich hatte dem zuerst keine Beachtung geschenkt, denn meine einzige Sorge galt Julian.

»Und dann war da noch das Feuer«, fügte Trajan hinzu.

»Wie meint Ihr das? Die Römer greifen doch immer mit Feuer an.« Der Anblick der brennenden Bäume in meinem Dorf ging mir durch den Kopf.

»Das stimmt«, sagte er schlicht. »Aber wir haben das Feuer nicht gelegt. Das waren sie.«

Geschockt stand ich mit der gefalteten Wäsche in den Händen da. »Ist so etwas schon mal passiert?«

»Niemals«, drang Julians heisere Stimme aus dem Schlafbereich.

Sofort eilte ich zu ihm hinter den Vorhang, Trajan dicht auf den Fersen. Ich legte die Wäsche auf dem Teppich ab und schenkte ihm einen Becher Wasser ein.

»Hebt den Kopf.« Er ließ sich von mir helfen und leerte den ganzen Becher.

Es war gut, ihn ohne eine Spur von Fieber zu sehen, auch wenn er blass und schwach wirkte. Ganz anders als der starke Mann, den ich sonst kannte. Aber dass sein Fieber endgültig gesunken war, ließ mich hoffen.

Er versuchte, sich in eine sitzende Position zu bringen, aber es gelang ihm nicht. Trajan und ich halfen ihm, sich aufzusetzen. Er keuchte vor Anstrengung und schien danach völlig erschöpft zu sein.

»Wie geht es dir?«, erkundigte sich Trajan.

»Ich fühle mich, als ob ich ausgeweidet und wieder zusammengenäht worden wäre.«

»Tja, das entspricht durchaus den Tatsachen.« Trajan grinste breit. »Du siehst heute nicht mehr ganz so aus, als wärst du für Pluto bestimmt.«

»Gut zu wissen.« Julian seufzte, sein Blick glitt zu mir und wurde für einen Moment sanfter.

»Sie wussten, wie sie das Feuer zu ihrem Vorteil nutzen konnten.« Trajan kam schnell zur Sache. »Sie benutzten Netze, um uns zu fangen, und hatten Mechanismen, die ausgelöst wurden, sobald unsere Männer über den Waldboden liefen. Irgendwie konnten sie den Netzen und dem Feuer entkommen. Jetzt sind sie verschwunden. Bislang war nirgends eine Spur von ihnen zu finden.«

Julian blieb ruhig, aber sein Blick wirkte finster und nachdenklich. Schließlich sagte er: »Ich glaube, ich habe mit ihrem Anführer gesprochen.«

»Gegen den du gekämpft hast?«, fragte Trajan.

Julian nickte. »Das war kein Angriff.«

»Julian!« Trajan schnaubte. »Sie haben fast vierhundert unserer Männer getötet. Es war durchaus ein Angriff.«

»Es war eine Warnung«, beharrte er. »Eigentlich nicht einmal das. Es war ein Vorspiel dessen, was noch kommen wird.«

Trajan verschränkte die Arme und stand immer noch am Fußende des Bettes, während ich neben Julian auf der Bettkante saß.

»Was hat ihr Anführer zu dir gesagt?«, wollte Trajan wissen.

»Nur, dass wir uns wiedersehen werden.«

»Aber das ist es nicht, was Euch so nachdenklich stimmt«, bemerkte ich, da ich es dank meiner Empathie spürte. »Was ist es dann?«

Er drehte den Kopf zu mir und ein Lächeln umspielte seine Lippen. »Sehr scharfsinnig, Feuervogel.«

Ich nahm seine Hand in meine Hände und drückte sie, denn ich war so erleichtert, dass er wach war und sprechen konnte. Dann fuhr er fort.

»Ich habe etwas gesehen, bevor der Anführer verschwunden ist. Zuerst glaubte ich, es mir nur einzubilden, aber jetzt, wo mir klar geworden ist, wie sie das Feuer einsetzen, weiß ich, dass ich recht habe.«

»Was hast du gesehen?«, fragte Trajan.

»Das Flackern eines Drachen, der in ihm lebt.«

Trajan stutzte. Dann lachte er laut los. »Bist du sicher?«

Julian blieb ernst und sah seinem Tribun fest in die Augen. »Der Mann, der sich mit übermenschlicher Geschwindigkeit bewegt und mich mit einer vergifteten Klinge verletzt hat, war ein Drache, Trajan. Davon bin ich überzeugt.«

Trajan wandte den Blick ab und kaute auf der Unterlippe herum, während er diese Worte verarbeitete. Dann meinte er: »Nicht nur der Anführer. Sondern auch all seine Männer.«

Ein kalter Schauder lief mir den Rücken herunter und verursachte mir eine Gänsehaut. »Ja«, sagte ich und wusste, dass es stimmte. »Deshalb konnten sie das Feuer gegen euch einsetzen.«

»Weil sie es einatmen konnten«, sagte Julian. »Und sie müssen die Äste mit Öl getränkt haben, damit sie sofort Feuer fangen. Die Netze schlossen meine Männer ein, damit sie unter der Kuppel aus Rauch und Flammen ersticken.«

Trajan nickte und stieß einen Seufzer aus. »Das würde Sinn ergeben, aber Julian« – er schüttelte den Kopf – »es waren Hunderte von ihnen. Waren das alles Drachen? Wie konnten sie entkommen?«

»Es waren Hunderte, die durch die Wipfel der Bäume hinausflogen«, erwiderte er. »Ich dachte, es wären unsere Männer, aber jetzt …«

»Das war der Feind«, beendete Trajan den Satz für ihn. »Die barbarische Horde, die sich in Sicherheit brachte und sich als unsere Männer ausgab.«

»Es herrschte das reinste Chaos«, fuhr Julian fort. »Und die Luft war erfüllt vom Geruch nach Rauch und brennendem Fleisch. Wie hätten wir in all dem Tumult merken sollen, dass sie nicht zu uns gehörten?«

»Schlau.« Trajan schüttelte den Kopf. »Sehr schlau.«

»In der Tat.«

»Was hattet Ihr für einen Eindruck von ihrem Anführer?«, fragte ich.

»Ich war beeindruckt«, antwortete Julian. »Er schien germanischer Herkunft zu sein und sprach deutlich, aber mit starkem Akzent Latein.«

»Faszinierend. Wie um alles in der Welt konnte er so viele Römer dazu bringen, überzulaufen und sich ihm anzuschließen? Ich kann mir nicht vorstellen, dass derart viele zu so etwas bereit wären.«

»Vielleicht sind sie in ihrer fremden Provinz unzufrieden mit ihrem Gouverneur. Oder verbittert wegen irgendeiner Kränkung unter der Herrschaft meines Onkels.« Julian zuckte mit den Achseln.

»Das ist gar nicht mal so weit hergeholt«, stimmte Trajan zu. »Aber gegen eine römische Legion anzutreten? Eine aus Hunderten von Männern. So viele können sie doch gar nicht sein.«

»Ich weiß es nicht. Aber wir müssen es herausfinden.« Julian zuckte zusammen, als er im Bett das Gewicht verlagerte. »Das bleibt unter uns. Keiner darf erfahren, wer oder was diese Barbaren sind.«

Trajan lächelte. »Denn wenn wir mit ihnen in Kontakt treten können, ohne dass sie uns bei lebendigem Leib verbrennen« – er senkte die Stimme zu einem Flüstern – »könnten sie unsere Verbündeten werden.«

Julian lächelte ebenfalls. »Wir denken in dieselbe Richtung.«

»Das tun wir doch immer. Ich lasse dich jetzt besser ausruhen.« Er schlüpfte durch den Vorhang hinaus. »Sorge dafür, dass er wieder zu Kräften kommt, Malina. Wir müssen zurück nach Rom.«

Ich stand auf und ging zur Wasserschüssel, tauchte ein frisches Tuch hinein und wrang es aus, bevor ich an sein Bett zurückkehrte. Julians Blick ruhte auf mir und ein sanftes Lächeln umspielte seine Lippen, als ich ihm die Stirn abwischte.

»Bist du es nicht leid, dich um mich zu kümmern?«

»Nein«, antwortete ich leise und strich über seinen Hals und seine Brust.

Die saubere Bettwäsche bedeckte seinen nackten Körper. Koska und ich hatten fast eine Stunde gebraucht, um die schmutzigen Laken unter seinem

Körper wegzuziehen und durch frische zu ersetzen, nachdem ich seine Wunde genäht hatte.

»Lasst mich noch etwas Salbe auftragen.«

Ich zog das Laken gerade so weit herunter, dass ich die lange Narbe sehen konnte, die von der Unterseite seines Nabels bis zum linken Hüftknochen reichte. Das Fleisch war nicht mehr so straff und gerötet wie am ersten Tag. Die Wunde schien gut zu verheilen.

»Es wird eine hässliche Narbe zurückbleiben«, teilte ich ihm mit, während ich vorsichtig die Salbe auftrug.

Er zuckte unter meiner Berührung zusammen, bevor er sich daran zu gewöhnen schien. »Würde dich das stören, wenn ich eine hässliche Narbe habe?«

Ich blickte verdutzt auf. »Warum sollte mich das stören?«

»Ich weiß es nicht. Aber« – er räusperte sich nervös – »ich möchte nicht, dass du mich hässlich findest.«

Ich lehnte mich zurück und starrte ihn an. Ich musste schmunzeln. »Ach herrje. Der große Legatus Julianus ist eine eitle Kreatur.«

Er versuchte, sich ein Grinsen zu verkneifen, während ihm die Röte in die Wangen schoss. »Ich bin nicht eitel.«

»Und ob Ihr das seid.«

»Nur bei dir. Es kommt allein darauf an, was du über mein Aussehen denkst«, fügte er schmunzelnd hinzu.

Ich wünschte, er würde nach meinem Handgelenk oder meiner Hand greifen, wie er es in seinem Fieberwahn getan hatte. Doch er hatte nichts dergleichen versucht.

»Nun«, fügte ich beschwichtigend hinzu, »ich finde einen Mann mit einer Kampfnarbe durchaus attraktiv.«

Er richtete sich ein wenig auf. »Ach ja?«

»Ja«, bestätigte ich, wobei mir selbst schleierhaft war, wieso ich ihm derart schmeichelte, denn das hatte er gar nicht nötig. »Narben zeigen

Stärke. Dass man Schmerzen und Verletzungen überleben kann. Dass der Körper stark ist und mehr auszuhalten vermag.«

»Ich kann es mit allem aufnehmen. Außer mit einer Verletzung, die du mir zufügen könntest.«

Ich ging zur Wasserschüssel und wusch mir die Salbe von den Händen. »Ich habe keinen Grund, Euch zu verletzen.«

»Du könntest es trotzdem tun.«

Lächelnd drehte ich mich zu ihm um und wollte ihn necken, aber sein Blick war so hart, dass ich kein weiteres Wort herausbringen konnte. Er sprach nicht von körperlichen Blessuren und ich konnte ihn nicht dafür verspotten, dass er mir seine Verletzlichkeit zeigte. Dieses Gespräch war ernster als jedes, das wir bisher geführt hatten.

»Komm her«, verlangte er. »Erzähl mir eine Geschichte über eine glückliche Begebenheit aus deinem Leben.«

Auch er spürte die zu starke Anspannung.

»Noch mehr Geschichten über meine Gabe?«

»Nein«, antwortete er feierlich. »Erzähl mir einfach eine schöne Geschichte.«

Ich nickte, ging zu ihm und suchte nach einer guten Erinnerung, die ich mit ihm teilen konnte. Es dauerte nicht lange, bis mir eine einfiel. Ich ließ mich auf einem niedrigen Hocker neben seinem Bett nieder.

»Es war eine ziemliche Herausforderung für meine Mutter, vier Töchter großzuziehen, die alle so aktiv und eigensinnig waren. Sie schickte uns einmal in der Woche ins Nachbardorf Aldava auf den Markt.«

Julian ließ sich noch weiter zurücksinken, legte den Kopf auf das Kissen und beobachtete mich lächelnd. Nach dem bewundernden Ausdruck in seinem Gesicht hätte ich süchtig werden können.

»Es gab da einen kleinen Bach, den wir immer überqueren mussten. Die Brücke nach Aldava lag weiter unten, aber wir konnten den Markt schneller erreichen, wenn wir einen umgefallenen Baumstamm überquerten, auf den

wir gestoßen waren. Eines Tages beschloss ich, unsere Reise etwas abenteuerlicher zu gestalten.«

»Natürlich hast du das getan«, murmelte er.

Ich faltete den Stofffetzen in meinem Schoß neu, um meine Hände zu beschäftigen, und konnte nicht verhindern, dass sich ein Grinsen auf meinem Gesicht ausbreitete.

»Ich forderte meine Schwestern auf, über den Baumstamm zu tanzen. Allen, die es schafften, würde ich auf dem Markt ein Honigbrötchen spendieren. Aber« – ich hob einen Zeigefinger und zog eine Augenbraue hoch – »sie mussten einen Tanz nachmachen, den ich gerade erst erfunden hatte.«

»Zeig ihn mir.«

Ich hielt inne. »Wie bitte?«

»Zeig mir den Tanz«, forderte er mich auf, so, wie ich es an diesem Tag bei meinen Schwestern getan hatte.

Hochmütig reckte ich das Kinn in die Luft, legte mein Leinentuch auf den Hocker und stellte mich ans Fußende seines Betts. Lachend raffte ich meine Tunika, um mir mehr Beinfreiheit zu verschaffen.

»Lasst mich überlegen.« Ich schaute an die Zeltdecke, um ihm nicht in die Augen gucken zu müssen.

Ich begann sinnlich die Hüften von einer Seite zur anderen zu bewegen, tänzelte zwei Schritte nach rechts, wirbelte einmal herum und trat mit dem rechten Bein in die Luft, bevor ich den Kopf abwandte, um das sanfte Kreisen meiner Hüften zu wiederholen. Dann drehte ich mich erneut um, und machte mit dem linken Bein einen Schritt zur Seite. Zu guter Letzt machte ich einen großen Satz und klatschte dabei in die Hände.

»An mehr kann ich mich gerade nicht erinnern«, sagte ich lachend und sah Julian schließlich an.

Sein amüsierter Gesichtsausdruck spiegelte teils Freude, teils Verlangen wider und sein goldener Blick glitt an meinem Körper hinunter und dann

wieder hinauf.

»Wunderschön«, war alles, was er mit seiner dunklen, samtenen Stimme sagte.

»Es war ein einfacher Tanz«, fügte ich locker hinzu und ignorierte die Verlockung seiner Stimme und seines Blicks. »Aber auf dem Baumstamm war es schwieriger.«

»Wer hat denn sein Honigbrötchen bekommen?«, wollte er wissen.

»Lela hat sich natürlich geweigert. Sie war immer schon viel zu erwachsen und schimpfte mit uns allen, weil wir uns so albern verhielten. Aber Kostanya war sehr ehrgeizig und hat den Tanz nachgemacht. Kizzy …« Ich hielt inne und musste wieder lachen. »Sie war nicht so erfolgreich und ist bei der zweiten Drehung in den Bach gefallen.«

Julian gluckste und der leise, rumpelnde Klang wärmte mich von innen heraus. »War sie deswegen verärgert?«

»Kizzy? Niemals.« Ich erinnerte mich daran, wie Kostanya und ich ihr zu Hilfe eilten, während Lela uns ausschimpfte und meinte: *Ich hab's euch ja gesagt.* »Sie lachte darüber, auch wenn ihre Strümpfe den Rest des Tages nass waren. Es war Sommer und recht warm. Aber ich habe ihr trotzdem ein Honigbrötchen spendiert. Ich konnte Kizzy noch nie etwas abschlagen.« Ein flüchtiger Schmerz erfasste mich.

»Selbstverständlich nicht.« Ihm fielen langsam die Augen zu. »Du warst eine gute Schwester.«

Ich zog ihm die Decke bis unters Kinn. »Ja.« Meine Kehle schnürte sich zu. »Das war ich.« Ich blies die Öllampe auf dem Beistelltisch aus. »Und jetzt schlaft ein bisschen.«

Nachdem meine Erinnerungen meine Schläfrigkeit vertrieben hatten, verließ ich das Zelt. Es war dunkel, sodass niemand sah, wie ich zwischen den Zelten hindurch an den Rand des Lagers huschte, wo ich frische Luft schnappen und zum Mond hinaufschauen konnte.

Ich fragte mich, ob meine Gebete zu Proserpina meinen Schwestern überhaupt halfen, stellte mir allerdings gern vor, wie sie alle zusammen mit Papa und Mama im Jenseits leben. Und mit Bunica. Ich hoffte, dass auch Lelas und Jardanis Geister zueinander gefunden hatten und dass sie in Frieden miteinander wandeln konnten.

Die Erinnerung, die ich hervorgerufen hatte, ließ sowohl Freude als auch tiefe Trauer in meiner Brust aufsteigen. Ich hatte schon so lange nicht mehr an die guten Zeiten gedacht. An die vielen schwesterlichen Streitereien und kleinen Auseinandersetzungen, die sich öfter in Umarmungen und Tränen verwandelt hatten, als ich zählen konnte.

Eine Träne rann mir über die Wange, als ich zum mondbeschienenen Himmel hinaufblickte, an dem die Sterne glitzerten, so weit ich sehen konnte.

Bunica hatte gesagt, dass meine Schwestern und ich das Blatt wenden würden, dass wir unseren Feind besiegen und das Schicksal unseres Volkes ändern könnten. Sie hatte nie von den Römern gesprochen, dennoch war uns beiden bewusst gewesen, dass sie sie gemeint hatte. Bunica hatte den Blick gehabt und sie war sich ihrer Vorahnung über uns so sicher gewesen.

Jetzt waren meine Schwestern fort.

»Aber ich bin noch hier, Bunica.«

Ich wischte mir mit dem Handrücken die Tränen von den Wangen.

Ich war immer noch hier und ich würde mein Leben riskieren, um ihre Prophezeiung wahr werden zu lassen. Wenn es erforderlich war, sogar ganz allein. Doch ich wusste, dass ich das nicht länger tun musste. Ich war nicht mehr allein. Ich hatte Julian und seine Verbündeten, denen er vertraute. Zum ersten Mal seit vielen Jahren regte sich die Hoffnung wie ein flatternder Vogel in mir, der endlich zum Flug ansetzen wollte.

»Ich verspreche es, Bunica«, schwor ich dem Himmel und allen Göttern, die mich hörten.

OceanofPDF.com

20

Malina

Die römischen Soldaten, die durch den Rauch und das Feuer verletzt worden waren – und nicht in Netzen gefangen ihr Leben gelassen hatten –, waren laut Trajan größtenteils wieder genesen. Julian war der einzige Römer, der von einem der Barbaren direkt angegriffen worden war, abgesehen von dem Bannerträger, der seinen Verletzungen erlegen war.

Trajan teilte mir mit, dass ihre Späher keine Spur von einem Lager in der Nähe gefunden hatten. Diesmal waren sie wirklich verschwunden. Und während die verbliebenen Soldaten mit dem Packen begonnen hatten, warteten sie noch immer auf die Genesung ihres Generals. Ohne ihn würden sie nicht aufbrechen.

Julian hatte die meiste Zeit des Tages geschlafen und bekam langsam wieder Farbe im Gesicht. Es war kurz vor Sonnenuntergang und doch schlief er weiter. Aber er hatte kein Fieber mehr und beim letzten Verbandswechsel schien die Wunde gut zu heilen. Trajan sagte, das läge an seinem Drachenblut und meiner guten Pflege.

Ich zündete eine zweite Öllampe an, als sich das Zelt bei Sonnenuntergang verdunkelte, und setzte mich neben Julian aufs Bett. Er hatte kein Fieber mehr, aber ich wischte ihm trotzdem mit einem kühlen Tuch über die Stirn.

In der vergangenen Woche hatte ich viele Gelegenheiten gehabt, ihn genau in Augenschein zu nehmen. Wenn er ruhig dalag, die Augen

geschlossen hatte und mich nicht zu betören versuchte, konnte ich ihn ansehen, so viel ich wollte.

In diesem Moment stellte ich zum Beispiel fest, dass seine harten Gesichtszüge – sein kantiger Kiefer, seine markanten Wangenknochen, seine lange, schräge Nase – bei näherer Betrachtung verführerisch wirkten. Und sein Mund. Weiche Lippen, die mich zum Staunen und Träumen brachten. Mich dazu bewogen, die Hand auszustrecken und sie zu berühren.

Ich fuhr mit der Fingerspitze an seiner Unterlippe entlang, beugte mich vor, verlagerte das Gewicht auf den anderen Ellbogen und streckte die Beine auf dem Bett aus. Aus dieser Nähe inspizierte ich ihn erneut und zog mit einer Fingerspitze eine Linie entlang des scharfen Kiefers und über seine Stirn.

Er war überhaupt nicht furchteinflößend. Nicht für mich. Er war vielmehr wunderschön. Ich war gerade dabei, mit der Fingerspitze über seine Wange zu fahren, als er die goldenen Augen aufschlug.

Ich erstarrte und hielt seinen Blick, während ich meine Erkundung fortsetzte und erneut seinen Mund erreichte. Als ich abermals über seine Lippen strich, öffnete er leicht den Mund. Sein Atem wehte heiß über meine Fingerspitzen, mein Blick verharrte auf ihm.

Er sagte kein Wort und ich schwieg ebenfalls vor Angst, den Bann zu brechen.

Ich wünschte, ich könnte behaupten, ihn von Anfang an gehasst zu haben, von dem Moment an, in dem er mich meinem keltischen Clan auf dem Schlachtfeld entriss. Ich hätte ihn verabscheuen sollen. Aber das tat ich nie.

Die Römer, sein Drachenvolk, ja. Sie hatte ich immer gehasst. Aber Julian, er war etwas Besonderes. Seit jener Nacht, in der er als Centurio unsere reisende Truppe besucht hatte, mich tanzen sah und mir eine Münze als Glücksbringer schenkte.

Ich strich mit den Fingerspitzen an seinem Kiefer entlang bis zu seiner Kehle und der Stelle, wo sein Puls heftig schlug.

»Die Götter haben gesagt, dass ich Euer Juwel bin?«, flüsterte ich und fragte mich, ob die Götter es vernehmen und meine Erklärung widerlegen würden, wenn ich sie zu laut aussprach. Aber ich hörte jetzt nicht auf die Götter.

Ich fuhr mit den Fingern leicht über seine markante Stirn und wieder an seinem Kiefer entlang.

»Mir ist egal, was sie sagen, denn was ich fühle, entspringt allein mir selbst. Es wurde nicht erzwungen oder vom Schicksal oder irgendjemand anderem vorherbestimmt. Es kommt nur aus meiner Seele.«

Die Hexe in mir schwelgte vielleicht in dem wahnsinnigen Verlangen, das Julian auslöste, aber dieses Gefühl ging weitaus tiefer als meine Magie. Es war mein eigener Wille, der mich jetzt leitete und dazu bewog, eine Wahrheit auszusprechen, die ich nicht länger für mich behalten konnte.

»Endlich kann ich es dir gestehen«, murmelte ich, ließ meine Hand dort ruhen, wo sie seinen Kiefer umschloss, und legte einen Daumen an seinen Mundwinkel, »dass auch du mein Juwel bist.«

Julian lag ganz still da, sagte kein Wort und betrachtete mich mit diesem Blick, der so heiß brannte wie die Sommersonne.

Ich griff nach seiner Schulter, verlagerte das Gewicht weiter nach oben, lehnte mich über seine Brust und senkte dann vorsichtig den Kopf. Er lag ganz still da – bis ich meine Lippen auf seine presste.

Schon spürte ich seine riesige Hand am Hinterkopf, als er aufstöhnte und meine Zunge mit der seinen umspielte. Rasch wandelte sich dieser Kuss von langsam und zaghaft zu heißem Verlangen. Er knabberte und leckte und eroberte gierig meinen Mund. Als ich einen leisen wohligen Laut von mir gab, rollte er mich unter sich und drückte meinen Körper auf die Matratze.

Es war himmlisch. Er achtete darauf, mich nicht zu erdrücken, sondern klemmte sein herrliches Gewicht zwischen meine gespreizten Beine. Die

freie Hand schob er unter meine Tunika, winkelte mein Bein an und umfasste meinen Oberschenkel, um Platz für seinen Körper zu schaffen, der sich köstlich anfühlte.

»Malina«, stöhnte er und knabberte an meinem Kiefer und meiner Kehle.

Ich schob die Hände in sein kurzes Haar, schabte mit den stumpfen Nägeln über seine Kopfhaut und wölbte den Hals, damit er mich nach Herzenslust küssen und liebkosen konnte.

Das Verlangen brodelte durch mein Blut. Ich stemmte ihm die Hüften entgegen und spürte, wie er seine Erektion sanft gegen meine Mitte presste. Nur ein verheddertes Laken und meine dünne Tunika trennten uns noch voneinander.

Sein Mund lag wieder auf meinem und er eroberte, saugte, biss, fuhr über meine Lippen, während ich stöhnte. »Mehr.«

Ein gleichmäßiges, grollendes Schnurren vibrierte von seiner Brust zu meiner, als sich sein Drache bemerkbar machte. Mir schoss durch den Kopf, dass mich das abstoßen könnte, aber ich verbannte diesen flüchtigen Gedanken sofort wieder. Ich würde mich nicht länger wegen dem tadeln, was ich für Julian empfand, denn ich vertraute meinen Instinkten. Alles in mir sehnte sich nach ihm. Daher presste ich mich fester an ihn und tränkte das Leintuch zwischen uns mit den Zeichen meiner Erregung.

Durch das Band, das uns verband – das ich nicht zerstören konnte und wollte –, spürte ich seine verzweifelte Sehnsucht, die mich noch höher trieb und mein Verlangen steigerte.

»Bei den Göttern!« Ich erschauderte, bog den Rücken durch und rieb mich an seiner Härte.

Er griff in den inneren Ausschnitt meiner Tunika und riss sie auf, wodurch eine Brust herausragte. Sofort senkte er den Kopf und saugte meine Brustwarze in seinen Mund, wobei mich sein leises Schnurren weiter antrieb.

Ich war nicht mehr bei Sinnen, als seine Hand über meinen Oberschenkel und zwischen meine Beine wanderte und meine feuchte Mitte berührte.

»Mmmm«, stöhnte er gegen meine Brustwarze, bevor er mit einem Finger in mich eindrang. »Malina«, stöhnte er und seine raue Stimme brachte mich dem Höhepunkt gleich noch ein Stück näher.

Ich schrie auf und drückte den Rücken durch, war schon so kurz davor, als er einen zweiten Finger in mich stieß, tief und schnell pumpte und dabei mit den Zähnen über meine Brust fuhr.

Dann kauerte er über mir, streichelte mich mit den Fingern, rieb meine Klit mit dem Daumen und starrte mich mit Augen an, in denen das Verlangen nur so loderte.

Ich riss unwillkürlich den Mund auf, als ich kam, und ein schrilles Stöhnen entrang sich meiner Kehle. Das Gefühl war derart überwältigend, dass ich nicht stumm bleiben konnte, selbst wenn ich es versucht hätte.

»Mmm«, brummte er erneut und drang mit den Fingern tief in mich ein, während ich um sie herum pulsierte. Als ich keuchte, senkte er den Kopf und drückte mir einen sanften Kuss auf die geschwollenen Lippen. »Du kommst so süß, mein wilder Feuervogel.« Abermals fuhr er mit dem Mund über meinen. »Ich hatte ja keine Ahnung, dass du so weich und perfekt sein würdest.«

Er zog die Finger aus mir heraus, woraufhin ich keuchend die Schenkel zusammenpresste. Danach rutschte er etwas weiter nach oben, stützte das Gewicht auf einen Arm und beobachtete mich, während er an seinen Fingern saugte und ein weiteres schnurrendes Stöhnen von sich gab.

Es war erschreckend schockierend, als ich feststellte, dass bei diesem Anblick abermals Verlangen in mir aufstieg. Als er grinste, waren seine Eckzähne länger, als sie es bei einem Menschen sein sollten, aber nicht so, wie sie in seiner Drakengestalt aussahen.

»Hast du deinen Drachen von der Leine gelassen?«, fragte ich, während mir die Röte in die Wangen stieg.

»Ich kann ihm nicht verweigern, was er haben will.« Er sah mich voll sanfter Bewunderung an.

Ich starrte Julian staunend an und versuchte, mich mit der Grenze abzufinden, die wir gerade überschritten hatten, und dass ich immer noch mehr wollte, als er auf einmal zusammenzuckte. Sofort setzte ich mich auf. Als er sich von mir auf den Rücken drehen ließ, musste ich feststellen, dass dunkles Blut durch das Laken und auf meine Tunika gesickert war.

»Bei den Göttern! Du blutest ja.«

»Ich glaube, als wir eben … beschäftigt waren, sind ein oder zwei Nähte wieder aufgegangen.«

»Julian! Warum hast du denn nicht aufgehört?«

Er runzelte die Stirn. »Nie im Leben. Ich hätte gar nicht aufhören können, selbst wenn ich es gewollt hätte.«

Ich zog den Leinenstoff vorsichtig herunter, um ihn nicht noch mehr zu verletzen. »Nur ein Mann würde lieber verbluten, als sich sein Vergnügen nehmen zu lassen.«

»Es war eher dein Vergnügen, das ich mir nicht nehmen lassen wollte.«

Ich blickte zu ihm auf, während ich nach dem Lappen griff, der neben seinem Bett über der Schüssel bereitlag.

»Du hättest trotzdem aufhören müssen!«, schnauzte ich ihn an und tupfte das Blut ab. Nur eine Naht war aufgegangen, aber zwei weitere hatten sich arg gedehnt.

»Beim Jupiter«, grummelte er und fasste mein Kinn an, um mich dazu zu bringen, ihm in die Augen zu sehen. »Ich würde nur zu gern verbluten, wenn ich dafür diesen Ausdruck süßer Ekstase auf deinem Gesicht sehen könnte. Mit dem Wissen, dass ich dafür verantwortlich war.«

»Hör auf, Julian.« Ich schob seine Hand weg und beugte mich über den kleinen Beistelltisch, auf dem ich die medizinischen Vorräte, einschließlich Nadel und Faden, aufbewahrte. »Du bringst mich in Verlegenheit«, sagte ich leise, während ich den Faden, der sich gelöst hatte, wieder vernähte.

Sein Lachen war leise und tief, seine Hand fand mein Knie und drückte es. Ich versuchte, mich nur auf meine Arbeit zu konzentrieren.

»Malina«, sagte er mit rauer Stimme, als ich ihn zu lange ignoriert hatte. »Danke.«

Schließlich sah ich ihn an. »Wofür?«

»Dafür, dass du genau so bist, wie du bist, und nicht anders. Dafür, dass du nicht so tust, als ob es das hier« – er deutete auf uns beide – »nicht gäbe.« Er runzelte die Stirn. »Ich hatte befürchtet, du würdest mich verleugnen. Uns verleugnen. Ich hatte Angst davor, dass du nicht einmal das hier zulassen würdest.«

»Wird es noch mehr als das geben?«

»So viel mehr, Malina. Und es wird für immer sein.«

Ich lachte leise und hatte ihn erneut zusammengenäht, ohne dass er auch nur einmal zusammengezuckt wäre. »Du meinst das nicht so.«

»Doch, das tue ich.«

Ich schluckte schwer gegen diese Gewissheit an. Da hatte ich mich doch gerade erst diesem Wahnsinn zwischen uns hingegeben. Der Gedanke an die Ewigkeit wirkte daher schon ein wenig beängstigend.

Ich legte Nadel und Faden beiseite und wickelte einen sauberen Verband um seine Wunde. Als ich fertig war, räumte ich den Tisch ab und holte ein frisches Bettlaken. Morgen würde ich sie waschen müssen. Ich blies die Öllampe auf seinem Tisch aus und ging auf meine Seite, wo mein kleineres Bett auf mich wartete.

»Malina«, rief er mir zu.

Ich stand über der zweiten Öllampe, die auf dem Tisch stand, an dem wir gewöhnlich unsere Mahlzeiten einnahmen, und wollte sie löschen. Julian streckte einen Arm aus.

»Komm, schlaf bei mir.«

»Auf gar keinen Fall. Ich habe eben erst deine Wunde neu verbunden.«

»Nur schlafen«, neckte er mich und verzog den Mund zu diesem unfassbar attraktiven schiefen Lächeln.

»Ich könnte dich trotzdem anrempeln.«

»Bitte, Malina.« Er seufzte. »Ich möchte nur neben dir liegen.«

Ich warf einen Blick durch den durchsichtigen Vorhang zur Zeltöffnung und fragte mich, ob das klug war. Was würde passieren, wenn uns jemand erwischte? Würde das überhaupt etwas ausmachen? Sie hielten mich doch sowieso alle für seine Lustsklavin, also wen kümmerte es da schon?

Julian wollte mich zum Trost an seiner Seite haben und das konnte ich ihm nicht verwehren. Nicht mehr.

Ich blies die Lampe aus und legte mich neben ihn. Sofort zog er mich an sich, sodass mein Kopf in seiner Schulter- und Brustbeuge und sein Arm auf meinem Rücken lag. Er stieß einen schweren Seufzer aus, dann ein zufriedenes Brummen, als ich die Hände zwischen unseren Körpern an seiner Seite verschränkte.

»So«, flüsterte er. »So ist es perfekt.«

Mir lagen ein Dutzend scharfer Proteste auf der Zunge, wie dumm das doch sei, wo wir seine Wunde doch gerade aufgerissen hatten. Aber ich schwieg und kuschelte mich enger an ihn.

»Gute Nacht, Malina«, murmelte er sanft an meinem Scheitel.

»Gute Nacht.«

Ich hatte gewusst, dass unser Band nie gerissen war. Allerdings hatte ich die Verbindung meist geschlossen gehalten, weil ich Angst vor dem gehabt hatte, was ich fühlen würde, wenn ich sie zu weit öffnete. Als unsere warmen Körper nun so eng miteinander verbunden waren, öffnete ich die Verbindung zwischen uns.

Verblüfft, aber nicht überrascht, atmete ich angesichts der überwältigenden Zuneigung, die Julian mir entgegenbrachte, erleichtert aus. Ich ließ mich von seinen starken Emotionen in einen warmen Kokon hüllen und nickte ein, während ich mich in seiner Umarmung noch weiter

entspannte. Ich empfand Dankbarkeit dafür, dass ich meine Sorgen in dieser Nacht loslassen konnte und dass ich in den starken Armen von Julian – *meinem* Drachen – geborgen war. Nichts hatte sich je richtiger angefühlt.

OceanofPDF.com

21

Julian

Ich glaubte zuerst, ich würde träumen. Ihr leichtes Gewicht schmiegte sich an meine Brust und meine Seite, ihr betäubender Duft erfüllte meine Nase. Als ich aufwachte, kam mir der seltsamste Gedanke: *So möchte ich sterben.* Mit ihr in meinen Armen, in vielen, vielen Jahren, nach einem erfüllten gemeinsamen Leben.

Unmittelbar danach setzten die Realität und die wahre Angst ein. Wie sollte ich sie in Rom beschützen? Seit ich sie in Gallien vom Schlachtfeld mitgenommen hatte, schwebte eine unheilvolle Wolke über mir. Die Gefahr, sie zu verlieren, war zu einem ständigen zwanghaften Gedanken geworden.

Das war der Grund, aus dem mein Drache in letzter Zeit so wachsam war. Er wollte bei den Machenschaften des Mannes nicht schlummern, sondern zuschlagen und jeden töten, der sie oder uns bedrohte. Da ich meine Scharade als willfähriger Eroberer für meinen Onkel fortsetzen musste, wurde das plötzlich zu einem Problem. Der Drache wollte sich nicht länger verstellen. Er wollte sie weit wegschleppen, sie in Sicherheit bringen und den Rest der Welt zum Teufel jagen. Sollten sie selbst zusehen, wie sie zurechtkamen.

Als hätte er meine Sorgen geahnt, betrat Trajan das Zelt. Ich konnte seinen finsteren Blick durch den durchsichtigen Vorhang zwischen dem Schlafbereich und dem Rest des Zeltes deutlich erkennen. Er blieb auf der anderen Seite stehen.

»Julian.«

»Komm rein.«

Er trat mit einer Schriftrolle in der Hand durch den Vorhang und machte sich nicht einmal die Mühe, wegen der in meinen Armen schlafenden Frau mit der Wimper zu zucken. Dabei hatte er noch nie eine Frau in meinem Bett schlafen gesehen, seitdem wir uns kannten.

»Aus Rom.« Er hielt die Schriftrolle hoch. »Von Caesar.«

Malina setzte sich augenblicklich hellwach auf. Sie musste gespürt haben, dass etwas nicht stimmte. Ich hatte noch eine Weile bei ihr verweilen wollen, aber Rom schien nicht warten zu können. Notgedrungen setzte ich mich auf, bemerkte das Siegel meines Onkels, brach es und öffnete die Schriftrolle.

Mein Magen zog sich zusammen, als ich das kurze Schreiben las und es wieder zusammenrollte.

»Was will er?«, fragte Trajan, während Malina mich besorgt musterte.

»Ich soll sofort nach Rom zurückkehren und über unseren Feind hier Bericht erstatten.«

»Er hat Neuigkeiten aus unserem Lager erhalten.« Trajans Miene verfinsterte sich.

»Natürlich hat er das. Wir wissen, dass seine Spione überall sind.«

»Aber du bist doch noch verletzt«, wandte Malina ein. »Du solltest dich jetzt noch nicht bewegen.«

Meine Verärgerung war sofort verflogen. Die Tatsache, dass sie sich um mich sorgte, reichte aus, um die Nervosität wegen meines Onkels zu zerstreuen. Vorerst jedenfalls.

»Trotzdem müssen wir das Lager abbrechen und zurückkehren. Caesar will, dass ich *mit* meiner Armee erscheine.«

»Was ist mit den Brandopfern, die noch zu schwer verletzt sind?«, fragte Trajan.

»Sie müssen getragen werden.«

Trajan mahlte mit dem Kiefer. Von unserem Feind verwundet nach Rom zurückzukehren, war ein Zeichen der Niederlage. Obwohl wir hier nicht besiegt worden waren, hatten wir unsere einzige Schlacht gegen die Plünderer verloren. Es hatte uns härter erwischt als erwartet. Und das von einem Feind, der sich anschließend einfach in Luft auflöste.

»Wir brechen heute Nachmittag auf, Trajan.«

Er nickte und eilte hinaus, um meine Befehle weiterzugeben, wobei er auch Malina einen besorgten Blick zuwarf. Aussprechen musste er es nicht, denn ich kannte seine Besorgnis bereits. Sie war stets in meinem Blut und in meinen Knochen präsent.

»Du solltest noch nicht fliegen«, protestierte sie. »Was ist, wenn die Nähte aufreißen, während du dich verwandelst?«

»Die Wunde ist größtenteils verheilt. Bis auf diese eine empfindliche Stelle.«

Sie schüttelte den Kopf und warf mir einen finsteren Blick zu. »Diese eine empfindliche Stelle.«

Dann stand sie auf und eilte zu ihrem kleinen Tisch, auf dem ihre wenigen Tuniken und Wäschestücke ordentlich gefaltet bereitlagen. Schon machte sie sich daran, die Kleidungsstücke in die kleine Tasche zu stopfen, in der sie sie hergebracht hatte.

Ich setzte mich auf und drehte mich, um meine Füße auf den Boden zu stellen. Meine Seite brannte, aber ich spürte die Nähte kaum. Aber sie hatte recht. Während meine Wunde in Drachengestalt nur ein Kratzer sein würde, konnten die Nähte dennoch aufreißen. Dann müsste die Wunde erneut heilen, sobald ich mich zurückverwandelt hatte.

»Seltsam.« Die Ellbogen auf die Knie gestützt, sah ich ihr zu, wie sie ihre Habseligkeiten verstaute.

»Was denn?«, fauchte sie und ging auf die andere Bettseite, um die medizinische Salbe und die Vorräte zu verstauen.

»Dass die Frau, die ich so sehr schätze, sich in eine derart kleine Tasche packen kann.«

Sie schnaubte und warf mir einen bösen Blick zu, nur um das Packen danach fortzusetzen.

Malina hatte ja keine Ahnung, wie tief meine Zuneigung war, wie lange ich davon geträumt hatte, sie die Meine nennen zu können. Und obwohl es gestern Abend nur ein Kuss gewesen war – ein bisschen mehr –, reichte es aus, um in meinem Herzen Hoffnung zu wecken.

»Du bereust doch nicht, was du gesagt hast, oder?«

Sie ließ sich auf den Knien nieder, um die Decken zu falten, unter denen sie während unserer Zeit hier geschlafen hatte. »Was meinst du?«

Ich lächelte bei dem Gedanken, dass die Bettwäsche letzte Nacht nicht benutzt worden war und stattdessen mein Körper und Bett sie warm gehalten hatten.

»Bevor du mich in meinem Krankenbett geküsst hast und über mich hergefallen bist.«

Sie hielt in ihren hektischen Bewegungen inne und starrte mich an. »Ich glaube, es war eher andersherum.«

»Du hast mich zuerst geküsst«, neckte ich sie.

Sie schüttelte den Kopf, packte weiter, wobei ihr das lange Haar über den Rücken fiel, und weigerte sich vehement, meine Frage zu beantworten.

Ich stand auf und dehnte zum ersten Mal seit Tagen die Muskeln. Ein Flug in Drachengestalt würde mir guttun. Aber im Moment musste ich Malina den Kopf zurechtrücken. »Komm her.«

Sie sah mich stirnrunzelnd an. »Warum? Ich packe gerade.«

»Das sehe ich. Steh auf, damit ich nicht nur mit deinem Hinterkopf spreche. Auch wenn er einen schönen Anblick abgibt.«

Sie schnaufte frustriert und baute sich vor mir auf, das Kinn in die Luft gereckt, die Kiefer zusammengepresst. Als ich lächelte, vertiefte sich ihr Stirnrunzeln nur noch.

»Weißt du, wie oft ich an dich gedacht habe, seit ich dich das erste Mal tanzen sah?«

Sie zog eine Schulter hoch. »Ich habe nie an dich gedacht.«

Ich griff an ihren Hals und zog die Kette mit dem Aureus hervor, den ich ihr damals geschenkt hatte, die Münze, die mein Vater zu seiner Hochzeit prägen ließ. Während ich sie sanft in der Faust hielt, murmelte ich: »Nicht einmal? Kein einziges Mal, Feuervogel?«

Sie versuchte, sich mir zu entziehen, aber ich hielt sie an ihrer Halskette fest. Diese fesselnden Augen wurden sanfter, auch wenn ich deutlich erkennen konnte, dass sie mir die Wahrheit am liebsten vorenthalten hätte.

»Nein, ich bereue nicht, was ich gesagt oder was wir getan haben«, gab sie leise zu.

»Warum bist du dann so wütend?«

»Ich bin nicht wütend, sondern besorgt.«

»Weswegen?«

»Ach, ich weiß nicht«, fauchte sie sarkastisch. »Weil wir versuchen, Caesar zu töten, von Caesar getötet werden könnten …«

»Wir werden siegen«, erklärte ich mit Nachdruck und wünschte mir inständig, dass es so kommen würde.

»Und was dann?«, fragte sie. »Es werden Jahre, wenn nicht Jahrzehnte vergehen, in denen dein neues Rom aufgebaut werden muss. Ich kann nicht …« Sie biss sich auf die Unterlippe und wandte den Blick ab.

»Was kannst du nicht? Sag es mir, Malina.«

Sie atmete frustriert aus und sah mich wieder an. »Julian.« Sie holte tief Luft. »Ich *gehöre* dir. Ich bin deine Sklavin. Mein Herz kann nicht mehr wollen, solange ich das bin.«

Ein unangenehmes Gefühl machte sich tief in meinem Bauch breit. »Dann sei frei. Ich bringe dich hin, wo immer du hinwillst.«

Sie lachte auf. *»Jetzt gleich?«*

»Ja. Wir können einen weit entfernten Ort in der Wildnis finden. Weit weg von jeder römischen Provinz.«

Ihr Lächeln verblasste. »Du würdest deine Position als römischer General, als nächster Anwärter auf den Thron, aufgeben? Du würdest deine Verbündeten im Stich lassen, deine Mission …« Sie blickte zur Seite, obwohl niemand sonst in diesem Zelt war, und ich konnte auch draußen in der Nähe nichts hören. »Dabei willst du doch dieses Regime beseitigen. Um ein neues, freieres Rom zu schaffen.«

Meine Entschlossenheit geriet bei der Vorstellung, das Werk unvollendet, meinen Onkel an der Macht und das Volk weiter in Schmerz und Knechtschaft zu lassen, ins Wanken.

»Wenn es das ist, was du willst. Ich werde dich überall hinbringen. Aber ich kann dich dort nicht allein lassen und hierher zurückkehren.« Ich konnte ihr noch nicht erklären, dass es mein Drache war, der es mir unmöglich machen würde, sie in irgendeiner Wildnis auszusetzen und schutzlos zurückzulassen. So etwas könnte ich niemals tun. Nicht jetzt. Nicht einmal, wenn ich es versuchte.

Ihre Miene verhärtete sich vor Frustration. »Nein«, entgegnete sie. »Das könnte ich niemals verlangen. Ich will es auch gar nicht. Es würde bedeuten, dass all jene, in die dein Onkel und seinesgleichen die Krallen geschlagen haben, weiter leiden müssen. So egoistisch könnte ich niemals sein.«

Ich löste die Münze von ihrer Halskette, legte ihr die Hände an die Wangen und presste den Mund auf ihre Stirn. »Dann wisse, dass du frei bist. Wann immer du es willst, werde ich dich an jeden Ort der Welt fliegen. An jeden Ort, den dein Herz begehrt.«

Plötzlich schlang sie die Arme fest um meine Taille, drückte die Wange an meine Brust und umarmte mich ganz fest. Ich erwiderte die Umarmung und hüllte sie förmlich ein. Als Menschenfrau fühlte sie sich in meinen Armen so zart und klein an und erinnerte mich einmal mehr daran, wie

verletzlich sie unter Drachen war. Ich mahlte mit dem Kiefer und hielt sie nur noch fester.

»Oh, Julian. Ich möchte nirgendwo anders sein.« Sie drückte meine Taille. »Dies ist der Ort, an den ich hingehöre.«

Ich umfing ihren Hinterkopf mit einer Hand und umfasste ihre Taille mit der anderen und drückte meine Lippen auf den Scheitel ihres glänzenden dunklen Haars.

»Dann sind wir aneinandergebunden, so wie du es bereits gesagt hast.«

»Es sieht ganz danach aus«, gab sie flüsternd zu und presste die Lippen an meine Brust.

Nachdem ich mich einen Moment lang ihrer Zuneigung hingegeben hatte, zog ich mich zurück, ließ eine Handfläche in ihren Nacken und unter ihr Haar gleiten und drückte ihr Kinn mit dem anderen Daumen nach oben.

»Es tut mir leid, Malina. Die Notlage deines Volkes, der Tod deiner Familie, alle, die unter der Last Roms leiden.« Ich fuhr mit dem Daumen über die seidige Linie ihres Kiefers. »Aber wisse dies: Wir sind nicht alle gleich. Es gibt viele Drachen, die mit meinem Onkel und seiner Regentschaft nicht einverstanden sind. Und damit, wie so viele vor ihm geherrscht haben.«

Sie schlang die kleinen Finger um mein Handgelenk. »Dann sollten sie besser aus ihrem Versteck kommen und sich an deine Seite stellen.«

»Das werden sie tun. Sie alle. Wenn die Zeit zum Zuschlagen gekommen ist.« Ich strich mit der freien Hand beruhigend über ihren Rücken und presste ihren Körper an meinen.

Sie lächelte.

»Was ist?«, erkundigte ich mich.

»Dieser weiche Julian. Ich erkenne ihn nicht wieder. Und bekomme ihn nicht oft genug zu sehen.«

»Es ist gefährlich für mich, außerhalb dieses Zelts jemand anderes als der Eroberer zu sein. Außerhalb meines Zuhauses. Aber für dich kann ich dieser

Julian sein«, flüsterte ich, beugte mich vor und senkte den Mund auf ihren.

Sie legte den Kopf in den Nacken, stellte sich auf die Zehenspitzen und kam mir ein Stück entgegen, wobei sich unsere Lippen zu einer sanften Erkundung berührten, ganz anders als bei unserem ersten Kuss. Ich wollte sie wissen lassen, dass ich auch zärtlich und sanft sein konnte, und umgarnte ihre Zunge mit langsamen, forschenden Bewegungen. Während mein Herz in meiner Brust raste und mein Verlangen nach mehr stieg, hielt ich sie sanft in den Armen. Ich küsste sie mit der Ehrfurcht und tiefen Zuneigung, die ich empfand, und wollte ihr vermitteln, dass sie mir vertrauen konnte.

Denn ich war nicht die Bestie, für die sie alle Drachen hielt. Es gab viele andere wie mich. Und sie hatte recht. Es würde eine Zeit kommen – bald –, in der wir alle unser Versteck verlassen mussten.

Doch vorerst galt es, nach Rom zurückzukehren und sich meinem Onkel zu stellen.

Nach einem Moment hielt ich sie einfach nur fest. Sie drückte die Wange an mein Brustbein und keuchte leise.

»Bevor du in mein Leben getreten bist, war das alles einfacher«, gestand ich ihr.

»Wie meinst du das?«

»Ich habe mich nie vor dem Tod gefürchtet.«

»Aber jetzt tust du es?«

»Nein.« Ich umarmte sie fest. »Aber dass dein Tod meinem Leben den Sinn rauben würde.«

OceanofPDF.com

22

Julian

Nach unserer Ankunft ließ ich Malina meine Wunde noch einmal nähen, während sie mir finstere Blicke zuwarf und über sture Männer fluchte. Natürlich waren die Nähte bei der Verwandlung erneut geplatzt. Ich hatte damit gerechnet, jedoch nicht gewollt, dass jemand anderes als ich sie nach Rom brachte. Aus diesem Grund hatte ich gewartet, bis alle außer Trajan das Lager verlassen hatten, um sicherzugehen, dass wir nicht gesehen wurden.

Nachdem sie mich verarztet hatte, badete ich und zog mir eine königliche Toga in der Farbe meines Hauses an. Dann machte ich mich mit Volkan auf den Weg zum kaiserlichen Palast. Es war schon dunkel, als Volkan den gewundenen, von hohen Zypressen gesäumten Weg hinauftrabte.

In der Nähe der Stallungen zügelte ich Volkan, verhärtete jeden Teil von mir und sperrte meine Gefühle für Malina in die Kammer, in der mein Drache schlief und auf sie aufpassen konnte. Als der Stalljunge Jovan auftauchte, hatte ich die Maske des kaltherzigen Eroberers längst aufgesetzt. Dies war die einzige Version von mir, die mein Onkel jemals zu sehen bekommen durfte.

Meine Wunde schmerzte, als ich abstieg und Jovan die Zügel reichte, aber ich ließ mir das Unbehagen nicht anmerken. Schwäche durfte ich hier keinesfalls zeigen.

Ich ging zügig die Marmortreppe hinauf, marschierte an den Prätorianern an der Tür vorbei und blieb vor einer anderen Wache vor dem Salon meines Onkels stehen. Dort traf er sich gewöhnlich mit seinen Generälen und Politikern.

Die Wache salutierte und teilte mir mit: »Er ist nicht im Salon, Legatus.«

»Wo ist er dann?«

Sein Gesichtsausdruck blieb stoisch. »In der Grube.«

Ich nickte und ging weiter, wobei ich in meinem Kopf sämtliche Götter verfluchte. Meine Tante in ihrem derzeitigen Zustand zu sehen, zerriss mir jedes Mal aufs Neue das Herz.

Nachdem ich den offenen Hof überquert hatte, auf dem Caesars letztes Festmahl stattgefunden hatte, wappnete ich mich für das, was nicht weit hinter dem äußeren Tor lag. Ich hatte schon mehrmals darüber nachgedacht, meine Tante irgendwie zu befreien. Aber mein Onkel ließ sie so gut bewachen, dass ich es nicht schaffen würde, ohne erwischt zu werden. Das war eines der vielen Unrechte, die ich wiedergutmachen wollte, sobald wir unseren Plan verwirklicht hatten – einen Plan, den ich immer verzweifelter zu verwirklichen trachtete.

Ich verließ den Garten durch das hintere Tor und nahm den unebenen Weg durch das hohe Gras, der durch die Besuche meines Onkels bei seiner Schwester recht ausgetreten war. Dort standen mein Onkel, zwei Prätorianer und Ciprian auf einer von ihm errichteten Plattform, die über den Rand der Grube hinausragte.

Meine Schritte stockten für eine Sekunde, aber zum Glück schien sich Ciprian gerade zu verabschieden. Mein Onkel klopfte ihm auf die Schulter, bevor Ciprian sich umdrehte und auf mich zukam.

Er riss kaum merklich die Augen auf, da er offensichtlich nicht mit mir gerechnet hatte. Dann entspannte sich seine Miene und sein übliches arrogantes Grinsen erschien.

»Ich hörte, dass es in Moesia Ärger gab, Legatus.«

»Nichts Ernstes, Ciprian. Ich habe nicht so viele Männer verloren wie Ihr in Mazedonien.«

Er wurde schlagartig ernst. »Wenigstens haben meine Männer und ich die Schlacht gewonnen.«

»*Eure* Männer? Sie waren nicht die Euren. Noch habt Ihr keinen eigenen Feldzug geführt. Ihr seid nur Präfekt«, rief ich ihm in Erinnerung.

»Nicht mehr lange.« Er blieb vor mir stehen, versperrte mir den Weg und schwang sich den Zipfel seiner schwarzen Toga über die andere Schulter. »Ich freue mich auf Eure Gastfreundschaft und darauf, bald einen Blick auf Eure Sklavin werfen zu können.«

Mein ganzer Körper verkrampfte sich und ich spannte jeden Muskel an. Nur mit Mühe gelang es mir, ihm nicht an die Gurgel zu gehen, sondern ruhig zu bleiben. »Ich habe nicht die Absicht, bald Gäste zu unterhalten. Es gibt Wichtigeres zu tun, wie zum Beispiel Kriege zu führen.« Allein die Vorstellung, er könnte Malina angaffen, drehte mir vor Grauen den Magen um.

»Das glaubt Ihr vielleicht.« Er ging lachend an mir vorbei. »Geht und redet mit Eurem Onkel.«

Es kostete mich viel mehr Energie, als ich mir je hätte vorstellen können, ihn nicht aufzuhalten und zu verlangen, dass er sich klarer ausdrückte. Mit passivem Gesichtsausdruck ging ich weiter zu meinem Onkel, der am Rand des Geländers stand und einen goldenen Kelch in einer Hand hielt. Ich weigerte mich, den Blick nach unten zu richten.

»Caesar«, begrüßte ich ihn.

Ich erinnerte ihn immer an seinen hohen Posten, wenn es mir möglich war, und benutzte dabei seinen offiziellen Titel, anstatt ihn mit dem Vornamen anzusprechen.

»Julianus.«

Er verzog den Mund zu einem Lächeln, als er sich zur Seite drehte, um mich zu begrüßen. Seine Augen waren glasig vom Alkohol, hatten die Farbe

seines Drachen angenommen und wiesen die schlangenförmigen Schlitze in der Mitte des Goldes auf. Er umklammerte meinen Unterarm und schüttelte ihn kräftig.

»Erstatte mir Bericht«, befahl er, wie er es immer unmittelbar nach einem Feldzug tat.

»Die Stadt Singidium wurde vom Feind vollständig zerstört, so, wie man es uns im Vorfeld mitgeteilt hatte. Es gab keine Überlebenden, die bezeugen konnten, wer ihre Provinz und die beiden umliegenden Provinzen angegriffen hatte. Ich schickte Späher aus, um die nahe gelegenen Wälder und Ausläufer zu durchkämmen. Die Barbaren gingen uns aus dem Weg und blieben über zwei Wochen lang im Verborgenen, bis wir sie schließlich in einem zentralen Gebiet, einem dichten Wald nördlich von Singidium, umzingeln konnten.«

Ich achtete darauf, gleichmäßig und selbstbewusst zu sprechen, und richtete den Blick trotz seiner Angetrunkenheit auf ihn. Er war immer gefährlich, egal, in welchem Zustand er sich befand.

»Es schien nur eine kleine Truppe zu sein, als meine Legionen sich ihnen näherten, bis sie auf einmal ein sich schnell ausbreitendes Feuer entfachten, das den gesamten Wald über den Köpfen meiner Soldaten in Brand setzte. Sie benutzten Netze, um meine Offiziere davon abzuhalten, sich zu verwandeln und zu fliehen, aber die meisten konnten sich trotzdem befreien. Wir mussten notgedrungen den Rückzug antreten. 483 Soldaten kamen im Feuer um. 236 wurden verwundet und werden sich vollständig erholen. Die barbarische Horde floh und verschwand aus der Gegend.«

»Hast du herausgefunden, woher sie stammen? Welchem Stamm sie angehören?«

»Nein, Kaiser.«

Ich hatte eine grobe Ahnung, behielt sie jedoch lieber für mich.

»Es wurde keiner ihrer Verletzten gefangen genommen?«

»Bedauerlicherweise nicht. Sie hatten das genau geplant und einen Fluchtweg, den wir nicht finden konnten. Sobald es erst einmal brannte, war es vollkommen unmöglich, die Verfolgung aufzunehmen. Es war eine Feuersbrunst.«

Mein Onkel runzelte die Stirn. »Feuer. Seltsam, dass sie unsere Hauptwaffe gegen uns einsetzen.«

»Ich vermute, dass sie uns damit eine Botschaft übermitteln wollten, Caesar: dass sie auch römische Waffen einsetzen können. Sie hatten nicht die Absicht, Mann gegen Mann zu kämpfen, sondern wollten uns nur verhöhnen und verschwinden.«

Er schnaubte und wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Grube zu, in der meine Tante etwas fraß. Jemanden. Bei dem widerlichen, feuchten Geräusch drehte sich mir der Magen um.

»Sie sind also Feiglinge«, stellte er fest. »Pöbel. Wenn sie nicht erneut zuschlagen, können wir sie daher getrost ignorieren.«

Doch das würden sie tun. Allerdings hatte ich das Gefühl, dass ihr nächstes Ziel weitaus größer sein würde.

Igniculus starrte nach unten. Schließlich drehte ich mich um und zwang mich, in die Grube zu schauen. Meine Tante kaute in ihrer weißen Drachengestalt auf den Überresten eines Menschen herum. Von ihm waren noch der untere Torso und ein Bein übrig.

»Ist er lecker, Camilla?«, rief Igniculus zu ihr hinunter.

Sie drehte den Kopf und schaute zu uns hoch, wobei die Kette um ihren Hals sie am Boden festhielt. Blut tropfte von ihren Reißzähnen herunter. Dann riss sie das Maul auf und stieß ein gutturales Knurren aus, während ihre roten Augen auf meinen Onkel gerichtet waren. Danach erblickte sie mich.

Ich war mir nie sicher, ob sie mich erkannte. Aber sie stieß einen durchdringenden Schrei aus, ein trauriges, vogelähnliches Jaulen, bevor sie sich erneut ihrem grässlichen Mahl widmete.

»Guten Appetit, liebe Schwester!« Mein Onkel prostete ihr lachend zu, bevor er einen Schluck trank. »Sie liebt die Fetten.«

Ich machte mir nicht die Mühe, ihn zu fragen, wer heute Abend das Vergnügen hatte, von meiner Tante verspeist zu werden. Normalerweise nahm er einen der vielen, von denen er glaubte, dass sie gegen sein Regime waren, oder einen Kriegsgefangenen, der eigentlich versteigert werden sollte.

Tante Camillas dauerhafte Drachengestalt war allen ein Rätsel. Mein Onkel hatte zahlreiche Heiler damit beauftragt, sie zu untersuchen und in den Archiven nach Fällen dieser Art zu forschen, um ein Heilmittel zu finden. Doch die einzige Schlussfolgerung, zu der sie kamen, war, dass sie dem Drachenwahn erlegen sein musste und nicht mehr in ihre weibliche Menschenform zurückkehren konnte.

Onkel Igniculus hatte den ersten Arzt, der ihm diese Diagnose stellte, ausgeweidet. Aber den zweiten und dritten hatte er verschont, als ihm bewusst wurde, dass sie vielleicht recht hatten.

Ich hatte selbst einige Nachforschungen angestellt und in den Büchern meines Vaters über die frühen Drachenfamilien einen ähnlichen Fall gefunden. Drachen waren Beschützer und ich las dort von einem kleinen Jungen, der auf einer Reise von seiner Familie getrennt worden war. Er verwandelte sich in seine Drachengestalt und wechselte selbst dann nicht zurück, als ihn entfernte Familienmitglieder Jahre später in einer Höhle lebend vorfanden. Sie versuchten, ihn in ihr Dorf zurückzubringen, aber er spie Feuer, um sie auf Abstand zu halten, und lebte sein ganzes Leben als Drache.

Laut der vorherrschenden Theorie wusste sein Drache, dass er in Drachengestalt am besten geschützt war, und befürchtete, als Mensch zu verwundbar zu sein.

Was auch immer mein Onkel seiner Schwester Camilla angetan hatte, musste sie derart in Angst und Schrecken versetzt haben, dass sie es vorzog,

als in Ketten gelegter Drache in seiner Grube zu leben, anstatt sich zurück in eine Frau zu verwandeln. Ich hoffte inständig, dass ich sie eines Tages endlich von diesem elenden Leben befreien konnte.

Sie hatte ihre Mahlzeit beendet und blickte auf. Nachdem sie ein weiteres Mal dieses schrille Zirpen von sich gegeben hatte, rollte sie sich zusammen, rasselte mit ihren Ketten, wandte uns den Rücken zu und schlief ein.

»Du musst nur zu mir zurückkommen«, lallte mein Onkel mit widerlich lüsterner Stimme zu ihr herunter, »dann nehme ich dir die Ketten ab, meine Liebe.«

Sie gab keinen Laut von sich und rührte sich nicht. Ihr Rücken hob sich mit ihren tiefen Atemzügen, als ob sie längst schlafen würde.

Igniculus drehte sich mit einem Grunzen zu mir um. »Komm und trink etwas.«

Verdammt. Das war das Letzte, was ich tun wollte.

»Natürlich, Onkel. Es wäre mir ein Vergnügen.«

Seine Prätorianer folgten uns zurück in den Palast, aber ich war mir auch jener bewusst, die ständig in den Wachtürmen auf beiden Seiten der Grube meiner Tante stationiert waren, Wachhunde meines Onkels.

Wir gingen durch das Hintertor und die Tür, die in seinen Festsaal führte, dann in den zentralen Teil des Palasts und schließlich in seinen Salon.

»Jana!«, brüllte er, als er sich auf eine Liege sinken ließ.

Eine hübsche Frau, die sein Sklavenhalsband trug, betrat schnellen Schrittes den Raum. »Ja, Dominus.«

Ich erkannte sie als eine der Weinträgerinnen vom Fest wieder.

»Bring mir mehr Wein und einen Becher für meinen Neffen.«

»Sofort, Dominus.«

Während Jana uns Wein holte, streckte ich mich aus und tat so, als würde ich mich im Haus meines Onkels wohlfühlen, während in Wirklichkeit mein ganzer Körper dagegen aufbegehrte, hier zu sein. Der Palast stank nach Fäulnis, Korruption und Sünde.

»Lass dich von diesen Verlusten nicht unterkriegen, Neffe. Sie sind unbedeutend.«

»Danke für die freundlichen Worte, aber ich werde wachsam sein und zuschlagen, falls sie sich wieder blicken lassen sollten.«

»Das wirst du in der Tat. Du gehörst zur Dakkia-Familie. Du bist von meinem Blut.« Er klopfte sich auf die Brust.

Jana brachte den Wein und ging schnell wieder.

Der Blick meines Onkels war trübe vom Trinken und er wurde sentimental. Das kam selten vor.

»Weißt du, Julianus. Augustus hat den richtigen Weg des Drachen nie gekannt.«

Ich zuckte nicht zusammen, als ich den Namen meines Vaters hörte. Niemand sprach mehr von ihm, zu groß war die Angst, alte Geister wieder aufleben zu lassen oder den Eroberer zu beleidigen.

»Er war anders«, fuhr mein Onkel seufzend fort. »Du bist mir ähnlicher, als es mein Bruder je war.«

»Das dachte ich auch schon immer«, log ich.

Er gluckste, nachdem er einen weiteren Schluck Wein getrunken hatte. »Wenn ich deine Mutter je genommen hätte, könnte ich glatt auf den Gedanken kommen, dass du mein Sohn wärst und nicht der meines Bruders.«

Ich brummte lächelnd etwas Unverständliches und trank den Wein, der wie Galle schmeckte. Es wäre so einfach, ihn jetzt zu töten. Aber auch das war nur ein Teil des Plans. Viele Köpfe mussten gleichzeitig rollen, wenn unser Putsch gelingen sollte. Daher hielt ich meine Zunge im Zaum und lächelte, obwohl es mich schmerzte, dass über die Schändung meiner Mutter Witze gemacht wurden.

Zwar konnte ich mir durchaus vorstellen, dass seine Ermordung an einem Abend wie diesem stattfinden würde, an dem mein Onkel halb betrunken

war und Obszönitäten von sich gab, als wären sie Wahrheiten. Ich hörte ihm zu, als ob es mich interessierte, als ob ich ihm zustimmen würde.

»Ich war immer dankbar für deine Führung«, sagte ich, wobei ich meiner Stimme Emotionen und Aufrichtigkeit verlieh.

Er lächelte und seine Augen – immer noch geschlitzt wie die seines Drachen – wirkten sanfter. »Und du sollst für deine großartigen Führungsqualitäten belohnt werden, mein Sohn. Und für deine Loyalität.« Er zeigte augenzwinkernd auf mich. »Deshalb habe ich dein Haus als Austragungsort für Ciprians Totenschädelritual ausgewählt.«

Verdammte Götter der Hölle!

»Mein Haus, Onkel?«

»Es ist immer der ranghöchste General der römischen Legionen, bei dem das Ritual stattfindet.« Er zeigte erneut auf mich. »Und das bist du, Julian. Du bist mein ranghöchster General, der blutrünstigste Eroberer, den diese Welt je gesehen hat. Mit Ausnahme von mir.« Bei den letzten Worten lachte er.

»Ich weiß diese Ehre zu schätzen.«

»Aber die Idee gefällt dir nicht. Ich kann es dir deutlich ansehen.«

So viel dazu, undurchschaubar zu bleiben.

»Ich mag Ciprian nicht«, gab ich offen zu. »Er ist arrogant und hält zu viel von sich.«

Mein Onkel warf den Kopf in den Nacken, lachte laut auf und lehnte sich noch weiter auf seiner Liege zurück. »Ihr beide seid vom gleichen Schlag. Ja, er ist arrogant. Er ist ehrgeizig. Er ist dir noch nicht ebenbürtig, aber er versucht es. Du könntest sein Mentor sein.«

Ich schnaubte. »Ich bezweifle, dass er mich als seinen Mentor akzeptieren würde.«

»Er sieht dich als Rivalen.« Mein Onkel stellte seinen Becher auf den niedrigen Tisch neben sich. »Er wünscht sich meine ungeteilte Zuneigung.«

Ich wagte es, ausnahmsweise mal Gefühle zu zeigen und mir meine Abscheu vor Ciprian anmerken zu lassen. »Er ist gierig und undiszipliniert.«

»Mach dir keine Sorgen, Julian. Aus dir spricht die Angst, dass er dich ersetzen könnte. Das wird nie geschehen.« Er nahm seinen Becher wieder in die Hand. »Du bist der Sohn, den ich nie hatte. Mein Blut fließt durch deine Adern. Du wirst mein Werk als wahrer Drache fortsetzen, wenn ich nicht mehr bin.«

Stirnrunzelnd nippte ich an meinem Wein und wollte mir gar nicht vorstellen, was passieren würde, wenn Ciprian nach meinem Onkel den Thron besteigen könnte. Das würde ich niemals zulassen. Wenn wir scheiterten und meinen Onkel nicht beseitigten, würde ich aus dem Grab wiederauferstehen und Ciprian die Kehle durchschneiden. Aber mein Onkel hatte recht. Ciprian wollte meinen Platz einnehmen und würde alles tun, um mich zu verdrängen. Er würde, wenn er die Gelegenheit dazu bekäme, auch meinen Onkel gegen mich aufbringen. Das machte ihn nur noch gefährlicher.

»Du wirst das Ritual leiten, Julianus«, erklärte er in autoritärem Tonfall.

»Natürlich, Onkel. Wie du wünschst.«

»Ich wünsche es. Jeder soll wissen, dass ich dich als meinen bevorzugten General ansehe. Und das nicht nur, weil du mein Neffe bist, sondern weil du es verdienst.«

»Mit wie vielen Gästen muss ich rechnen?«, fragte ich beiläufig und wollte mich schon bei dem Gedanken an Ciprians engste Freunde in meinem Haus übergeben.

»Ich habe Ciprian mitgeteilt, dass er höchstens fünfzig Personen einladen soll. Das Totenschädelritual ist eine exklusive Zeremonie. Und obwohl Ciprian gewiss gern hätte, dass die ganze Welt dabei zusieht, wird er sich der Tradition beugen.«

»Ganz meiner Meinung.« Ich war froh, dass ich wenigstens nicht zu viele Gäste bewirten musste. »Wann werden wir die Zeremonie und die Feier abhalten?«

»In vier Tagen. Der Schädelmeister bereitet den Schädel des Königs schon für die Zeremonie vor. Der Reinigungsprozess wird in drei Tagen abgeschlossen sein.«

Ich nickte, als wäre das alles akzeptabel, während ich Ciprian am liebsten auf der Stelle gejagt und ermordet hätte, weil er *diese* Ehre erhalten sollte. Mein Drache hob den Kopf und spürte, dass Gefahr am Horizont lauerte und sich nicht vertrauenswürdige Männer in der Nähe unseres Juwels aufhalten würden.

Es kostete mich meine ganze Kraft, mir meinen Unmut nicht anmerken zu lassen. Ich stürzte den Rest meines Weins hinunter und stand auf. »Dann sollte ich mich wohl besser um die Vorbereitungen kümmern, Onkel.«

»Ja, das wäre schlau. Bis dann.« Er lockerte den Gürtel seiner Tunika. »Schick Jana rein, wenn du gehst.«

Unbehaglich übermittelte ich einem der Prätorianer an der Tür seinen Befehl. Ich wollte auf keinen Fall Janas Gesichtsausdruck sehen, wenn sie zu meinem Onkel gerufen wurde.

Abermals verließ ich den Palast in aller Eile, denn ich musste mich von dem reinigen, was ich hatte hören müssen. Ich war mir nicht sicher, wie lange ich noch so tun und mich davon abhalten konnte, ihn zu ermorden. Aber ich musste sicher sein, dass ich diese Tat überleben konnte. Ich hatte jetzt jemanden zu beschützen.

Malina. Mein strahlender Feuervogel.

Als ich mich in Volkans Sattel schwang und den Weg hinunterritt, wurde mir erst richtig bewusst, dass mein Onkel, Ciprian und andere von ihrer Sorte bald in mein Haus einfallen würden, in dem sich auch Malina befand. Wenn ich sie versteckte, würde Ciprian erst recht alle darauf aufmerksam machen und meinen Onkel auf meine Zuneigung zu meiner Sklavin

hinweisen. Nur ein Drache, der sich zu sehr sorgte, würde sein Juwel vor anderen verstecken. Mein Onkel wusste das. Aus diesem Grund musste sie anwesend sein und ihnen dienen.

»Sohn von Dis, steh mir bei«, murmelte ich und eilte nach Hause.

Ich brauchte ihre Gesellschaft und ihre beruhigende Stimme, um meine Seele zu beruhigen und den Schrecken dieses Ortes wegzuwaschen. Und auch all das, was noch kommen sollte.

OceanofPDF.com

23
Malina

Seit der Nacht, in der Julian mit der Nachricht, dass er im Auftrag seines Onkels ein Festmahl ausrichten musste, aus Caesars Palast zurückgekehrt war, wirkte er angespannt. Seither herrschte im Haus das reinste Chaos. Kara hatte mich, Ivo und Stefanos mehrmals am Tag zum Markt und zum Metzger geschickt, um die frischesten Pfirsiche, Beeren und Feigen, die erlesensten Schweinefleischstücke oder die fettesten Fasane zu besorgen. Wenn wir mit dem Gewünschten zurückkamen, schickte sie uns gleich wieder los, um frische Kräuter, Honig und Käse einzukaufen.

Auf Julians Anweisung hin hatte Kara auch zwei freie Frauen aus einer Taberna im plebejischen Viertel, dem Aventin, angeheuert, um in der Küche auszuhelfen. Sie waren in den letzten drei Tagen stets kurz nach Sonnenaufgang erschienen und den ganzen Tag über geblieben, um fleißig Gemüse zu waschen und zu schneiden, Fleisch zu salzen und alles Mögliche einzulegen. Heute, am Tag des Festes, hatten sie bereits frühmorgens mit der Zubereitung der Gerichte angefangen.

Wenn ich nicht gerade mit Ivo und Stefanos für Kara Besorgungen erledigte, putzte ich die große Halle, in der das Atrium und der Brunnen standen. Julian war in den letzten Tagen nur selten zu Hause gewesen. Als er mich bemerkte, wie ich die Kacheln im Atrium reinigte, runzelte er die Stirn und wirkte unzufrieden. Es machte schon den Anschein, als wollte er auf mich zukommen und mir etwas mitteilen, doch dann war eine der neuen

Dienstbotinnen hereingekommen und er machte sich wortlos auf den Weg in sein Schlafgemach.

Er war nervös. Ich konnte es über unsere Verbindung spüren, die wie ein ängstlicher Herzschlag nervös pulsierte. Nur nachts gelang es mir, ihn zu beruhigen, wenn die freien Frauen gegangen waren und es im Haus ruhig und still wurde.

Julian erschien andauernd distanziert und unruhig. Besonders nach seinem Besuch beim Kaiser. Jede Nacht bestand er darauf, dass ich neben ihm in seinem Bett schlief. Ich hatte ihn gefragt, was ihn beunruhigte. »Nichts«, hatte er gesagt und mich dann an sich gedrückt, bis wir beide eingeschlafen waren. Ich wusste, dass er log.

Er hatte keinerlei Anstalten mehr gemacht, mit mir intim zu werden, und ich hatte auch nicht versucht, ihn zu küssen. Seine Wunde sollte auf keinen Fall erneut aufreißen, da sie endlich richtig heilte, auch wenn er den ganzen Tag außer Haus war, und das jeden Tag.

Als ich erwähnte, die anderen im Haus hätten bemerkt, dass ich nicht in meinem Bett schlief, sondern in seinem, sagte er nur: »Sie sollten es wissen.«

Vermutlich spielte es keine Rolle. Ich wusste, was in meinem Herzen war, spürte das Feuer der Liebe eines roten Drachen. Ich merkte, wie es jede Nacht, in der ich mich in sein Bett legte und mein Kopf auf seiner Brust ruhte, aufflammte und lieblich brannte. Er mochte die Worte nicht aussprechen, aber ich konnte es dennoch fühlen.

Letzte Nacht geschah etwas Außergewöhnliches. Während Julian schlief, drang ein vertrautes, leises, schnurrendes Knurren tief aus seiner Brust. Ich wusste, dass dieses Geräusch von seinem Drachen kam.

Bunica hatte mir einmal gesagt, ich könne meine Magie zur Verteidigung und Vergeltung einsetzen, aber auch für die Liebe. Ich verstand das auf dieselbe Weise, wie ich eine wütende Schwester beruhigen oder meiner Mama beim Einschlafen helfen konnte, wenn sie unruhig war. Aber in

letzter Zeit, als das Band zwischen Julian und mir enger und intimer wurde, fragte ich mich, ob Bunica vielleicht noch mehr gemeint hatte.

Während Julian also weiterschlief, kuschelte ich mich enger an ihn, schloss die Augen und suchte die Bestie, die in ihm lebte. Ich schlang das Band, das zwischen mir und Julian verlief, auch um den schlummernden Drachen. Seine Essenz war ungeheuer mächtig und entsetzlich stark. Meine Magie zuckte für einen Moment zurück, bevor sie sich zärtlich um ihn legte. Dann ließ ich meine Zuneigung und Loyalität durch die Verbindung strömen.

Julians Knurren vertiefte sich und ging in ein gleichmäßiges wohliges Grollen über. Ich spürte ein deutliches Kribbeln entlang des Bands und mein ganzer Körper schmolz bei diesem Gefühl dahin. Plötzlich kräuselte sich unsere Verbindung auf eine Art und Weise, die mich aufkeuchen ließ. Ich spürte einen Ruck, bevor elektrische Energie in meinem Inneren vibrierte.

Ich legte den Arm fester um Julians Taille und atmete mehrmals tief ein, während das Gefühl durch meinen Körper summte und meinen Puls beschleunigte, bis es sich schließlich legte und ich wieder gleichmäßig atmen konnte. Julian wachte nicht auf, aber der Drache schnurrte wie zuvor und schwelgte in unserer Verbindung, indem er seine mächtige Kraft direkt durch das Band in mich hineinjagte.

Dies war das erste Mal, dass mir jemand seine Essenz durch die Verbindung zurückstrahlte. Vermutlich hätte das auch kein anderer tun können, wenn ich es nicht ausdrücklich zuließ. Aber das zwischen Julian und mir war etwas Besonderes, mehr als eine einfache Verbindung. Es war ein weitaus tieferes Band.

Als ich einschlief, hatte ich das Gefühl, sowohl in Julians Armen als auch in den schützenden Klauen seines Drachen zu liegen, und ich wollte nirgendwo anders sein.

Seit unserer Rückkehr hatten wir über nichts Bedeutsames mehr gesprochen – nicht über den seltsamen Barbaren, dem er begegnet war, nicht über sein Geständnis, dass er und andere ein Attentat auf den Kaiser planten, und auch nicht über unsere neue, zerbrechliche Beziehung.

Ich hatte ihm gegenüber noch nicht einmal erwähnt, dass ich mich mit seinem Drachen verbunden hatte, während er schlief. Irgendwie schienen wir nie Zeit zu haben und er wirkte sehr angespannt, weil er sich auf dieses Fest vorbereitete, bei dem der Kaiser und viele andere unliebsame Personen zu Gast sein würden, die er nicht in seinem Haus haben wollte.

»Ihr drei geht schnell zum Metzger. Ich will die größten Enten, die er hat«, rief uns Kara zu.

Die anderen Frauen waren dabei, Endivien und Pastinaken zu schneiden, als ich Kara fragte: »Wie viele brauchst du?«

»Fünf«, antwortete sie. »Sechs, falls er so viele hat. Und füll mindestens einen dieser Körbe bis zum Rand mit Granatäpfeln. Die anderen füllst du mit dem, was du an reifen Früchten finden kannst.«

Dann brach ich mit Ivo und Stefanos zu einem weiteren Metzgerbesuch auf. Der Metzger, bei dem sie normalerweise einkauften, hatte seinen Laden in einem Viertel außerhalb des Forums. Es wäre schneller, zuerst das Obst zu besorgen und dann auf dem Rückweg beim Metzger vorbeizuschauen.

Die Straßen waren heute sehr belebt, überall wimmelte es von Menschen. Im Forum herrschte ein unangenehmes Gedränge, was vor allem mich und Stefanos störte, da wir die für das Obst bestimmten leeren Körbe trugen. Kara wollte nicht, dass es in Säcke verpackt und auf diese Weise zerquetscht wurde. Sie plante für den heutigen Abend ein monumentales Festmahl, für die aristokratischen Gäste sollte alles perfekt sein.

»Da drüben, Malina.« Stefanos deutete auf einen mit einer Plane abgedeckten Wagen auf der linken Seite.

Ich nickte und wir schlängelten uns gemeinsam durch die Menge, Stefanos vorneweg, ich in der Mitte und Ivo bildete das Schlusslicht.

Der Stadtschreier verkündete von seinem Podest in der Mitte des Forums die Neuigkeiten. Seine dröhnende Stimme mischte sich mit den anderen Geräuschen, bis die Erwähnung von Julians Namen meine Aufmerksamkeit erregte.

»Julianus Ignis Dakkia richtet das ehrenvolle Totenschädelritual für den neu ernannten General Ciprian Media Nocte Seneca aus. Dies ist eine große Ehre für das Haus Seneca. Der Kaiser und exklusive Gäste werden anwesend sein, um zu bezeugen, wie unserem neuen General Plutos Segen zuteilwird, und die Macht Roms wird im Licht der Götter weiterwachsen.«

Er reichte seinem Assistenten neben sich eine Schriftrolle, nahm eine andere zur Hand und hielt die nächste laute Rede über ein neues Thema des Senats. Aber ich bekam davon nichts mehr mit. Julian hatte mir erzählt, dass in seinem Haus eine Zeremonie stattfinden würde, zu der er Gäste erwartete, darunter auch den Kaiser, und ich wusste, dass ihm das nicht im Geringsten behagte. Dieses Totenschädelritual hatte er allerdings nicht erwähnt.

Wir erreichten den Obsthändler und feilschten mit ihm, füllten einen Korb mit Birnen, Feigen und Datteln und den zweiten mit Granatäpfeln, wie Kara angeordnet hatte. Dann führte uns Ivo durch das Gedränge und eine leerere Gasse zum Metzger.

»Was ist das für ein Totenschädelritual?«, fragte ich Stefanos, als wir auf der schmalen Straße weitgehend für uns waren.

Stefanos runzelte die Stirn, was er selten tat. »Das ist eine der Zeremonien, die Kaiser Igniculus eingeführt hat. Jedenfalls hat Ruskus das gesagt.«

»Und wozu dient es?«

»Damit wird ein Römer gefeiert, der einen feindlichen Anführer oder König töten konnte.«

»Was passiert bei dieser Zeremonie?« Allein der Name hörte sich schon sehr schaurig an.

Er zuckte mit den Achseln. »Das weiß ich nicht. Ich war noch nie bei einer dabei.«

Plötzlich packte mich jemand am Arm und zerrte mich in eine Gasse, wobei mir fast die Schulter ausgekugelt wurde und der Korb mit den Granatäpfeln auf das Steinpflaster fiel. Stefanos kreischte, während sich Ivo auf denjenigen stürzte, der versuchte, mich weiter die Gasse hinunterzuziehen.

Es war ein großer, stämmiger Mann in der Kleidung eines Bürgerlichen mit Bart und kalten Augen. »Schnapp ihn dir!«, schrie er einen dritten Mann an, der Ivo nicht annähernd das Wasser reichen konnte.

»Halt!«, protestierte ich laut. »Ich gehöre Julianus Dakkia!«

Der Mann mit dem eisernen Griff um meinen Unterarm lächelte finster. »Das wissen wir.«

In diesem Moment besaß ich die Geistesgegenwart, nachzusehen, ob er ein Sklavenhalsband trug. Ich konnte nicht den ganzen Namen erkennen, aber ich sah genug. Es war der Name, den ich gerade vom Ausrufer im Forum gehört hatte.

Ivo rang mit einem der Männer, während mein Entführer mich immer weiter wegzog. Dann lief es mir eiskalt den Rücken herunter, als Stefanos ein lautes unmenschliches Gebrüll ausstieß. Alle in der Gasse erstarrten und drehten sich zu dem Jungen um.

Der Mann, der Stefanos gegenüberstand, wich zurück und hob die Hände. »Ich fasse es nicht.«

Stefanos’ Nägel verlängerten sich zu schwarzen Krallen und sein Körper schwoll an. Es gelang mir, mich von meinem benommenen Häscher zu befreien und zu dem Jungen zu rennen, wo ich ihm die Handflächen ins Gesicht drückte und ihn dazu brachte, mich anzusehen. Seine Augen glühten rot, seine Pupillen waren gespalten wie die einer Schlange.

»Nein, Stefanos«, murmelte ich und ließ eine beruhigende Welle auf ihn los. »Tu’s nicht, mein Schatz. Beruhige dich.«

Er zitterte, schäumte und schloss die Augen, als er meinen Balsam des Friedens annahm, die Kraft meiner Magie, die sein inneres Biest besänftigte.

»Dieser Sklavenjunge ist ein verdammter Drache«, spie der Bärtige aus, der mich angegriffen hatte.

Sofort drehte ich mich zu ihnen um und warf mein Band wie eine dreiköpfige Viper aus. Sie zuckten zusammen, als ich mit beängstigender Geschwindigkeit nach ihren Seelen griff.

»Hört mich an«, befahl ich mit vor Wut widerhallender Stimme.

Ivo hatte dem zutiefst erschütterten Jungen einen Arm um die Schultern gelegt und trat nun neben mich.

»Wenn einer von euch über das spricht, was ihr glaubt, hier gesehen zu haben, werdet ihr für immer von den Göttern verflucht.« Meine Stimme bebte machtvoll. »Euch und eure Familien werden Krankheit und Tod heimsuchen. Ihr selbst aber werdet unter Schmerzen und Qualen sterben. Ihr dürft *niemals* auch nur ein Wort zu irgendjemandem sagen oder ihr werdet eine schreckliche Strafe erleiden.«

Ich schob das Grauen über die Verbindung in ihren Geist und vermittelte ihnen einen Vorgeschmack auf die Qualen, die sie erleiden würden, wenn sie meinen Befehlen nicht gehorchten.

Der Bärtige zuckte zurück und bekam vor Entsetzen große Augen, dann drehte er sich um und ergriff die Flucht, die anderen dicht auf den Fersen.

Wir sahen zu, wie sie um eine Ecke verschwanden, dann drehte ich mich zu Stefanos um. Seine Augen waren wieder normal und seine Krallen verschwunden, aber er keuchte vor Angst und blinzelte Tränen weg.

»Nein, nein«, versuchte ich, ihn zu beruhigen, und nahm ihn in die Arme. »Nicht weinen.« Ich streichelte ihm den Rücken.

»Dominus wird meinetwegen Schwierigkeiten kriegen«, murmelte er an meiner Schulter.

»Nein, das wird nicht passieren. Diese Männer werden kein Wort darüber verlieren. Sie werden nichts verraten. Das verspreche ich dir.«

»Was hast du mit ihnen gemacht?«, fragte er, entzog sich meinen Armen und wischte sich die Tränen mit dem Ärmel seiner Tunika ab.

Ivo bedachte mich mit einem neugierigen Blick und schien die Antwort ebenfalls wissen zu wollen.

»Das muss ein Geheimnis bleiben«, teilte ich ihnen mit, »aber ich besitze eine mystische Gabe.«

»Wirklich?«

Ich nickte. »Also mach dir keine Sorgen, Stefanos. Ich werde nicht zulassen, dass sie dir oder Dominus etwas antun.«

Römer fürchteten Flüche mehr als alles andere. Die Männer spürten meine Macht und den Schmerz, den ich ihnen zufügen konnte, wenn sie mir nicht gehorchten. Ich ging fest davon aus, dass uns nichts passieren konnte. Zumindest würden sie niemandem von Stefanos erzählen. Dass ich selbst beinahe entführt worden wäre, schenkte mir nicht das geringste Gefühl von Sicherheit.

Stefanos und Ivo starrten mich erstaunt an, während ich bereits dabei war, den heruntergefallenen Korb und die weggerollten Granatäpfel aufzuheben.

»Jetzt kommt schon. Wir sollten schnell alles einpacken, die letzte Besorgung erledigen und dann nach Hause gehen oder Kara macht uns einen Kopf kürzer.«

Nachdem wir in der Metzgerei eingekauft hatten und auf dem Heimweg waren, ließ ich die beiden schwören, niemandem zu erzählen, was passiert war. Ich wollte nicht, dass sich Julian vor dem heutigen Abend noch mehr Sorgen machte. Zwar hatte ich durchaus vor, es ihm irgendwann zu erzählen, konnte jedoch nicht erklären, woher ich wusste, dass meine Magie das Schweigen dieser Männer sicherstellen würde.

Aber all meine Pläne, mich ruhig und gelassen zu verhalten, wurden in dem Moment über den Haufen geworfen, als wir vor den Stallungen ankamen und Stefanos zu mir sagte: »Nochmals vielen Dank dafür, dass du uns gerettet hast.«

»Wer wurde wovor gerettet?«, wollte eine tiefe Stimme hinter uns wissen.

Ich drehte mich um und sah dort Julian mit Volkans Zügeln in der Hand stehen. Sein Blick war so, wie er in meiner Anfangszeit hier häufig gewesen war – kalt und hart. Er trug eine lockere Tunika mit roter Borte an den Ärmeln und einen roten Gürtel. Es war noch früh, aber ausgerechnet heute war er bereits zu Hause. Was mich nicht wundern sollte, schließlich würde er ein Fest veranstalten.

»Stefanos« – ich reichte ihm meinen Korb – »gib das Kara. Ivo, bring ihr doch das Fleisch.«

Ivo und Stefanos eilten durch den Hof zum Kücheneingang.

»Sag mir, wovon er gesprochen hat, Malina.«

»Du musst dir keine Sorgen machen.«

Er streckte die Hand aus und schlang die Finger um meinen Unterarm. Als ich zusammenzuckte, ließ er Volkans Zügel sofort los, hob meinen Arm sanft an und senkte den Kopf. An der Unterseite meines Arms prangten bereits violette Blutergüsse.

»Wer war das?« Seine Stimme klang rau und dunkel.

»Einige Männer, wahrscheinlich Sklaven, zweifellos auf Befehl ihres Gebieters. Sie griffen uns auf der Straße an. Einer hat versucht, mich zu entführen.«

»Wessen Männer?«

»Ich konnte seinen Namen auf einem Halsband der Männer erkennen.« Ich tippte auf meins, das über den Kragen meiner Tunika ragte. »Den gleichen Namen habe ich heute auch im Forum gehört. Ciprian.« Als sein

goldener Blick den meinen traf, fügte ich hinzu: »Ist das nicht der Mann, der heute Abend in deinem Haus geehrt werden soll?«

»Ich werde diesen elenden Mistkerl umbringen.« Seine Stimme vibrierte vor Zorn und blieb dabei jedoch leise und unheimlich ruhig.

»Wer ist er?«

»Schon bald ein sehr toter Mann.«

»Nein, Julian.« Ich packte seinen Arm, als er versuchte, sich abzuwenden. »Wer ist er?«

Er mahlte mit dem Kiefer und starrte zurück zum Haus. »Ein Rivale.«

»Dein Rivale soll heute Abend in *deinem* Haus geehrt werden? Warum würde er versuchen, dich zu verärgern, indem er uns angreift?«

»Er will einen Krieg zwischen uns auslösen. Ein anderer Grund fällt mir nicht ein.«

»Aber warum?«, fragte ich mich.

»Weil ich der nächste Anwärter auf den Kaiserthron bin und er diese Position für sich begehrt.« Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Ciprian weiß, dass er dich mir nur wegnehmen muss, um mich rasend zu machen und dazu zu bringen, gegen ihn vorzugehen.«

»Wie könnte ihm das in Caesars Augen von Vorteil sein?«

»Es wäre illegal, wenn ein römischer Offizier einen anderen angreift wegen …« Er schluckte schwer und seine Miene ließ seine Abneigung erkennen, als er fortfuhr. »Wegen Besitzstreitigkeiten. Über derartige Dispute entscheidet der Kaiser höchstpersönlich. Und Ciprian weiß, dass mein Onkel es nicht gutheißen würde, wenn ich wegen einer Frau irrationale Gefühle an den Tag legen würde.«

»Noch dazu wegen einer Sklavin«, ergänzte ich. »Caesar würde ein solches Verhalten als schwach ansehen.«

Er nickte mir nur starr zu. Wir schwiegen einen Moment, während die Sonne hinter seinem Haus unterging.

»Ciprian wird dich heute Abend provozieren und versuchen, dich wütend zu machen. Du darfst ihm diesen Gefallen nicht tun.«

Julian stieß einen angewiderten Atemzug aus und nahm mich sanft in die Arme. »Ihn hier in meinem Haus zu haben, bringt mich dazu …« Er drückte mich etwas fester an sich und biss die Zähne zusammen, während ein dunkles Grollen in seiner Brust vibrierte.

Ich schlang ihm die Arme um die Taille, presste meinen Körper gegen seinen und übermittelte ihm instinktiv eine Welle der Ruhe. Obwohl ich durch den Einsatz meiner Gabe innerhalb der letzten Stunde erschöpft war, würde ich für Julian meine letzten Reserven nutzen.

Er presste brummend den Mund auf meinen Scheitel. »Sagte ich nicht, dass du deine Gabe nicht bei mir einsetzen sollst?«

»Das ist mir egal. Du wirst sie annehmen, ob du nun willst oder nicht.«

Er gluckste und drückte mich fest. »Ist alles in Ordnung? Haben sie dir wehgetan?«

»Mir geht es gut.«

»Warum hat Stefanos dir dafür gedankt, dass du sie gerettet hast?«

»Weil ich meine Gabe gegen diese Männer eingesetzt habe.«

Er rückte von mir ab, damit er mir in die Augen sehen konnte, und runzelte die Stirn. »Wie?«

»Ich habe sie in Angst und Schrecken versetzt und sie glauben lassen, dass die Götter sie und alle, die sie lieben, töten werden.«

»Kannst du so etwas tun?«

»Emotionen sind mächtig.«

»Das sind sie in der Tat.« Er grinste. »Da ist er ja.«

»Wer?«

»Mein temperamentvoller Feuervogel. Ein Beweis dafür, dass du für mich bestimmt bist. Mein Drache würde nur ein so starkes Wesen wie dich als Gefährtin auswählen.«

Mein Herzschlag dröhnte in meinen Ohren und meine Kehle wurde ganz trocken, als ich mich daran erinnerte, dass Trajan genau das Gleiche gesagt hatte. Sein Lächeln verblasste, als er mein Gesicht sanft umfasste und mir mit dem Daumen über eine Wange strich.

»Oh, Malina. Du weißt, dass es wahr ist. Warum schaust du so überrascht?«

»Das tue ich doch gar nicht. Aber wenn du es laut aussprichst, fühlt es sich so …«

»Echt an?«

Ich nickte, mein Brustkorb schnürte sich zusammen und meine Knie wurden durch den Energiestoß ganz weich. Er senkte den Kopf und drückte mir einen sanften Kuss auf die Lippen.

»Du gehörst mir und du gehörst ihm. Wir würden sterben, um dich zu beschützen«, hauchte er leise gegen meine Lippen. Dann drückte er seine Stirn an meine. »Wenn wir jemals dem Mann gegenüberstehen, der dich am Arm verletzt hat, wird der Drache aus meinem Körper hervorspringen und ihn bei lebendigem Leib auffressen.«

»Ich würde das ja für eine Übertreibung halten, wenn ich es nicht schon einmal mit eigenen Augen gesehen hätte.«

»Ganz genau«, murmelte er. »Keiner tut meiner Frau etwas an.«

Eine schmerzhafte Vorahnung durchbohrte meine Brust. »Sei vorsichtig, Julian.«

»Das bin ich immer.«

»Ich meine es ernst. Dieser Ciprian versucht, dich zu provozieren.«

»Ich bin mir dessen bewusst.«

»Dann tappe nicht in seine Falle. Erlaube es nicht. Es ist so, wie du gesagt hast: Er versucht, Ärger zwischen dir und deinem Onkel zu stiften.«

Er richtete sich zu seiner vollen Größe auf, ohne die Hand aus meinem Nacken zu nehmen. »Das wird nicht passieren.«

»Deine Mission ist wichtiger«, erklärte ich mit Nachdruck. »Wir werden es schaffen, wenn wir einen kühlen Kopf bewahren.«

Sanft drückte er meinen Nacken. »Mach dir keine Sorgen. Ich habe alles unter Kontrolle.«

Doch als wir beide ins Haus zurückkehrten und die Sonne unterging, wob sich eine unheilvolle Vorahnung durch meinen Geist. Ein warnendes Flüstern mahnte mich, wachsam und bereit zu sein. Ich war mir nicht sicher, wofür ich mich wappnen sollte, aber es fühlte sich wie ein aufkommender Sturm an. Doch unheimlicherweise war keine einzige Wolke am Himmel zu sehen.

OceanofPDF.com

24

Julian

Der Klang von Flöten hallte durch den großen Saal neben dem Atrium. Gäste schlenderten lachend herum, tranken Wein und bedienten sich an den bereitgestellten Speisen. Der Abend hatte gerade erst begonnen, doch für mich konnte er gar nicht schnell genug vorbei sein.

Ich hatte für heute zusätzliche Dienstboten von einem Nachbarn eingestellt, der mehr Sklaven hielt, als er brauchte. Nun beobachtete ich sie bei der Arbeit und wie sie, zusammen mit Malina, eine von vielen von Karas beeindruckenden Platten anrichteten – eine gestaffelte Auslage aus mit Honig beträufelten Feigen, Birnen und Granatäpfeln. Malina hielt den Kopf gesenkt und kehrte rasch in die Küche zurück. Ich atmete erleichtert aus und drehte mich um, damit ich den Blick durch den Raum schweifen lassen konnte.

Es war mir gelungen, die Musikanten aus der Taverne anzuwerben, in die ich Malina gefolgt war. Aber ich hatte sie gebeten, leichtere, feierliche Lieder zu spielen, und nicht die melancholische Melodie, die ich in der Taverne gehört hatte. Bis jetzt machten sie ihre Sache gut.

Ich hatte auch Tänzerinnen aus einem der Bordelle der Stadt angeheuert und der Madame zusätzliche Denare versprochen, falls einer meiner Gäste mehr wollte, als ihnen nur beim Tanzen zuzusehen. Das war meine Aufgabe. Ich besorgte Prostituierte für Ciprians Gäste und die meines Onkels.

Es waren auch mehrere Damen aus adligen Häusern anwesend. Eigentlich hätte mir das die Sorge nehmen müssen, dass meine eigene Feier zu einer Orgie werden könnte, aber ich kannte Ciprian. Und ich kannte meinen Onkel. Ich fürchtete den Moment, in dem dieses Fest in Ausschweifungen ausartete. Nicht nur weil mich ihre hedonistischen Praktiken anwiderten, sondern auch, weil Malina sie mit ansehen würde.

»Schöne Gästeliste.« Trajan trat mit einem Becher Wein in der Hand neben mich.

»Nicht wahr?«, erwiderte ich trocken.

»Da ist dieser verdammte Valerius. Der Inbegriff einer falschen Schlange.«

Ich mochte Trajans Talent, abscheuliche Dinge mit einem fröhlichen Lächeln auszusprechen. Valerius, einer der Konsuln – der Caesar am treuesten ergeben war –, stand neben Igniculus und plapperte über etwas, das meinem Onkel ein Lächeln entlockte. Er war geschmeidig und drahtig für einen älteren Drachen. Obwohl sein Haar mehr grau als schwarz aussah und er seine Tage nicht auf dem Schlachtfeld verbrachte, wäre er in einer körperlichen Auseinandersetzung nicht leicht zu besiegen.

Erst vor sechs Monaten war Valerius spät in der Nacht auf der Straße von einer Gruppe von Schlägern überfallen worden, die ihm seine Geldbörse rauben wollten. Wahrscheinlich hielten sie ihn für einen Menschen und nicht für einen Drachen, weil es dunkel war und er ohne Eskorte herumlief. Es gelang ihm, einem der Räuber den Arm zu brechen und dem anderen mit dem Messer, das er gegen Valerius verwenden wollte, ins Auge zu stechen. Dann wechselte er in Drakengestalt und tötete die anderen drei.

»Wir müssen den Plan, ihn auszuschalten, gut vorbereiten«, sagte ich leise.

»Keine Sorge. Großvater und ich haben einen perfekten Plan.«

»Wir sollten uns morgen treffen.« Trajan sah mich erstaunt an, aber ich richtete den Blick weiter auf meine Gäste. »Wir müssen bald handeln.«

»Was ist passiert?«

»Noch nichts. Aber Ciprian wird zum Problem. Er scheint mich als seinen Hauptkonkurrenten auserkoren zu haben und will Unruhe zwischen mir und meinem Onkel stiften. Wir müssen den Plan in die Tat umsetzen, bevor Ciprians Intrigen uns in die Quere kommen.«

»Dann also morgen.« Er entfernte sich und begrüßte Fausta aus der Media-Nocte-Linie, eine frischgebackene Witwe, die vielleicht auf der Suche nach einem neuen Ehemann war. Sie richtete die glasblauen Augen über seine Schulter hinweg auf mich, schenkte mir ihr strahlendes Lächeln und hielt den Hals in einer unterwürfigen Pose.

So gab sie anderen Drachen zu verstehen, dass sie unterwürfig war und flirtete. Ihre Stola aus schwarzer Seide umschmeichelte ihren schlanken Körper und an einer Schulter hing eine Drachenkopfbrosche mit Augen aus funkelnden Rubinen. Die andere Schulter war entblößt und ließ erkennen, dass der Stoff ihres seidenen Kleides perfekt zu ihrer hellen Haut passte. Ihr honigbraunes Haar war zu einem kunstvollen Zopf geflochten und fiel ihr locker auf die Schulter. Sie war der Inbegriff einer römischen Schönheit.

Ich nickte zur Begrüßung, hielt mich jedoch davon ab, zu ihr hinüberzugehen und eine Unterhaltung anzufangen. Mein Onkel hatte sie zweifelsohne eingeladen. Er hatte mehr als einmal erwähnt, dass sie eine gute Ehefrau abgeben würde. Statt mich auf Fausta einzulassen, blieb ich am Rande der Feier und nutzte meine Rolle als Gastgeber, um mich abzugrenzen und mich zu vergewissern, dass alles zur Zufriedenheit meiner Gäste verlief.

Wie aufs Stichwort erschien Ruskus an meiner Seite. »Dominus, der Schädelträger und seine Assistenten sind eingetroffen.«

Dass dieses widerliche Ritual in meinem Haus stattfinden würde, behagte mir ganz und gar nicht. »Sie sollen alles auf der Terrasse aufbauen. Ich sage dem Kaiser Bescheid.«

Mein Blick fiel auf Malina, die durch den Raum ging und Weingläser auffüllte. Ich hatte allen Dienstboten förmliche Kleidung aushändigen lassen – weiße Tuniken mit roten Schärpen –, um mein Haus zu repräsentieren. Aber diese brachte Malinas Schönheit nur noch mehr zur Geltung. Ihre sonnengebräunte Haut und ihre glänzenden schwarzen Locken bildeten einen herrlichen Kontrast zu dem reinen Weiß der eng anliegenden Tunika. Auch ihre Figur kam gut zur Geltung, was mich noch nervöser machte.

Wäre es mir möglich gewesen, hätte ich sie in einen schäbigen Sack gesteckt. Aber Onkel Igniculus wäre beleidigt gewesen. Wie alle Drachen wollte er von schönen, auserlesenen Dingen umgeben sein. Und der Versuch, sie zu verstecken, hätte nur unterstrichen, wie wichtig sie mir war.

»Julianus«, rief mein Onkel quer durch den Raum und winkte mich zu sich. Mein Magen zog sich zusammen.

Ciprian stand jetzt neben ihm und sah so selbstgefällig wie immer aus. Ich durchquerte langsam den Raum und blieb hier und da stehen, um einen Gast zu begrüßen. Die meisten von ihnen gehörten, wie erwartet, der Media-Nocte-Drachenlinie an. Ciprian musste dafür gesorgt haben, dass viele seiner eigenen Sippe anwesend waren, um dem Ritual beizuwohnen.

»Salve, Ciprian. Ich habe Euch gar nicht hereinkommen sehen.«

»Salve«, erwiderte er. »Danke, dass Ihr mein Schädelritual ausrichtet, Julian.«

Die Art und Weise, wie er meinen Namen derart beiläufig benutzte, ließ mich unmerklich erschaudern. »Natürlich. Ich freue mich, den neuesten General zu diesem prestigeträchtigen Anlass empfangen zu können.«

»Das höre ich gern.« Igniculus legte mir liebevoll eine Hand auf die Schulter. »Die beiden aufsteigenden Sterne Roms kommen zusammen.«

Ciprians drohender Blick entging mir nicht, bevor er breit lächelte. »In der Tat, Caesar.«

»Der Schädelträger ist da«, fügte ich rasch hinzu. »Wir können also jederzeit anfangen.«

Ich wollte es so schnell wie möglich hinter mich bringen.

»Ja, lasst uns beginnen«, verkündete mein Onkel.

Ich gab den Musikanten einen Wink, die sogleich verstummten. Der Mann mit der großen Trommel zwischen den Knien, deren Fell fest um eine breite Krempe gezogen war, stand auf und trug sein Instrument leise auf die Terrasse. Er würde das Ritual als Einziger musikalisch begleiten.

»Freunde und Gäste«, rief ich in den Raum hinein. »Bitte begebt euch auf die Terrasse. Das heilige Totenschädelritual wird in Kürze beginnen.«

Ein aufgeregtes Gemurmel ging durch die Menge. Priester oder Priesterinnen wurden nicht benötigt. Dieses Ritual fand auch nicht in einem Tempel oder im Forum statt, sondern im Haus eines Generals, den der Kaiser ausgewählt hatte. Denn dieses Ritual war eigentlich gar nicht heilig. Igniculus hatte es ins Leben gerufen, um seine Macht und die seiner Elitegeneräle der größten Armee der Welt zu feiern. Und jeder, der ihm beiwohnte, galt als der Privilegierteste der Drachenwelt.

Igniculus grinste und fasste Ciprian an die Schulter. »Bereit, in die höchsten Ränge aufzusteigen?«

»Das bin ich, Caesar.«

»Wer wird Euer *sanguis auctor* sein?«, fragte er.

Die Rolle des Blutspenders galt als ehrenvolle Position und wurde stets von demjenigen bestimmt, der den Segen empfing.

»Ich denke, sie sollte genügen.« Ciprian nickte in Richtung Trajan, dessen Becher Malina gerade nachfüllte.

»Nein«, fauchte ich unweigerlich. Feuer leckte durch meine Adern und ich spannte die Muskeln an.

Ciprian gluckste. »Es ist meine Entscheidung, nicht wahr?«

»Aber das ist eine Sklavin«, argumentierte ich und versuchte, die durchdringenden Blicke meines Onkels zu ignorieren. »Habt Ihr keine

hochgeborene Frau mitgebracht, die Euch als *sanguis auctor* dienen kann? Ich nahm an, dass Fausta deshalb hier ist.« Schließlich waren sie Cousins und Cousinen.

»Fausta würde mich lieber ausweiden, als mir ihr Blut zu geben. Unsere Familien sind noch nie gut miteinander ausgekommen.« Er wandte sich an meinen Onkel. »Korrigiert mich, wenn ich falsch liege, aber der *sanguis auctor* muss doch kein Drache sein, oder? Ich hörte, General Antonios hätte seinen Lieblingssklaven für sein Totenschädelritual ausgewählt.«

»So ist es«, bestätigte Igniculus und starrte Malina mit neuem Interesse an, was mir ein unangenehmes Kribbeln über die Haut jagte. »Aber warum sie?«

»Das ist die Hexe, von der man sagt, sie hätte den Kelten irgendwie geholfen, Bastius und seine Männer zu besiegen. Die, die Julian vom Schlachtfeld entführt hat.«

Wäre es mir möglich gewesen, ihn auf der Stelle zu töten, weil er den Kaiser auf sie aufmerksam gemacht hatte, hätte ich es getan. Aber ich blieb wie versteinert stehen und starrte den Mistkerl nur finster an.

»Ah, verstehe«, sagte Igniculus. »Dein hübsches neues Spielzeug. Nicht wahr, Julianus?«

»Es wäre doch wohl angemessen, dass mir eine besiegte Sklavin, die einst unserem Feind diente, ihr eigenes Blut darbietet.« Ciprians Grinsen jagte mir einen Schauder über den Rücken. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf Malina, die sich gerade mit der Weinkaraffe in Richtung Küche schlängelte. »Außerdem, seht sie Euch an. Sie ist eine Augenweide, nicht wahr?«

»Du hast doch kein Problem damit, oder etwa doch, Julianus?« Die Frage meines Onkels war eher rhetorischer Natur.

»Natürlich nicht.«

»Gut.« Ciprian klopfte mir auf die Schulter, als wären wir Freunde. »Wir sehen uns gleich draußen. Ich muss mich vorbereiten.«

Meine anderen Gäste strömten auf die große Terrasse, die sich zur Stadt hin öffnete. Aber ich konnte den Blick nicht von Malina abwenden und konnte nicht glauben, worum ich sie gleich bitten müsste.

»Ich kann dich verstehen, mein Sohn«, sagte mein Onkel in seiner vertrauten, intimen Art, wie er es immer tat, wenn er einen Rat für mich hatte. »Ich war einmal besessen von einer meiner Sklavinnen, vor langer Zeit. Sie war die beste Fotze, die ich je gefickt habe.«

Seine Grobheit stieß mich ab.

»Was ist aus ihr geworden?«, fragte ich und sah zu, wie Malina im Korridor verschwand.

»Ich musste sie natürlich umbringen.« Er seufzte, als sei es eine lästige Pflicht gewesen. »Sie war ungehorsam.« Dann drehte er sich zu mir um und sein Blick war durchdringend. »Sie können einen in die Irre führen. Es wäre das Beste, wenn du sie bald loswirst.« Er beugte sich näher zu mir und ergänzte in diesem bestimmenden Tonfall: »Ficke sie noch eine Woche lang hart, dann verkaufe sie. Behalte sie nicht.«

Das war ein Befehl.

Ich schluckte die Galle hinunter, die mir die Kehle hinaufgestiegen war, und nickte nur. »Natürlich, Onkel. Ein guter Rat.«

»Glaub mir. Du kannst keine gerissene Hure in deinem Haus gebrauchen.«

»Du hast ja recht«, stimmte ich ihm erneut zu und zwang mich, passiv zu bleiben, während ich innerlich tausend Tode starb. »Ich werde sie anweisen, was sie zu tun hat.«

Rasch marschierte ich in Richtung Küche, während mir das Grauen wie ein Messer in den Bauch stach. Mir blieb nun noch genau eine Woche Zeit, um unseren Plan in die Tat umzusetzen. Denn mein Onkel machte keine Vorschläge. Er ging davon aus, ich sei von einer Sklavin verhext worden, und das wollte er nicht zulassen. Nicht bei seinem geschätzten Neffen.

Selbstverständlich hatte sie mich mit Leib und Seele verzaubert. Ich war glücklich. Glückselig verzaubert worden von meiner Gefährtin.

Sie füllte gerade die Karaffe nach, während Kara neben ihr weitere Speisen für das folgende Festmahl vorbereitete.

»Malina«, rief ich.

Die Übelkeit schwoll an, als sie auf mich zukam.

»Was ist?«, fragte sie sofort.

»Du musst etwas für mich tun.«

Ich zog sie in eine Ecke, weg von den Dienstboten, die durch die Küche eilten, und erklärte ihr die Zeremonie, die in meinem Haus stattfinden sollte, und dass Ciprian sie als seinen *sanguis auctor* verlangte.

Vergeblich wartete ich darauf, dass sie sich weigerte oder zumindest ihren Abscheu erkennen ließ. Stattdessen legte sie mir eine Hand auf den Arm und spendete mir mit ihrer Berührung sanfte Wärme. »Natürlich, Julian. Was auch immer getan werden muss, ich bin bereit dazu.«

Ich spürte, wie dieses winzige Summen von Gelassenheit und berauschender Ruhe in mich hineinströmte. Sie nutzte ihre Gabe, um mich zu beruhigen, so wie sie es in letzter Zeit häufiger getan hatte.

»Danke«, sagte ich und schaute mich um, weil ich mich vergewissern musste, dass mich die neuen Dienstboten nicht hören konnten.

Sie würden sicherlich Gerüchte verbreiten, wenn sie mitbekamen, dass Julianus Ignis Dakkia seiner Sklavin dankte. Etwas, was der Kaiser und die meisten Römer missbilligten.

Sie beugte sich zu mir herüber und raunte mir zu: »Was immer nötig ist, um diese Nacht zu überstehen.«

Ihre grünen Augen glitzerten im Lampenlicht. Mehr sagte sie nicht, aber ich wusste genau, was sie dachte. Wir mussten die Farce lange genug aufrechterhalten, um die Nacht zu überstehen, um sicherzustellen, dass jeder – vor allem mein Onkel – glaubte, ich sei einer von ihnen.

Doch das war ich nicht. So wollte ich nicht sein. Die Geister meiner Mutter und meines Vaters verfolgten mich in meinen Träumen. Mehr als einmal war ich schweißgebadet aufgewacht, die leisen Schreie meiner Mutter hallten aus einem Albtraum wider und ihre Scham wegen dem, was aus ihrem Sohn geworden war, schien zu einem ständigen, stechenden Schmerz in meinem Herzen geworden zu sein.

Malina richtete sich auf und hatte diesen furchtlosen Ausdruck im Gesicht, den ich so gut kannte. »Gehen wir.«

OceanofPDF.com

25
Malina

Es war schon faszinierend, dass Kaiser Igniculus alle Nicht-Römer als Barbaren bezeichnete, und doch war er der wahre Wilde. Das Totenschädelritual war nichts weiter als eine barbarische Zeremonie, um die Grausamkeit und Brutalität der Drachenherrschaft zu unterstreichen. Der Herrschaft *dieses* Kaisers. Und ich sollte ein Teil davon sein.

Ich stand direkt neben dem Schädelträger, so, wie es mir Julian aufgetragen hatte, und wartete geduldig. Der Schädelträger trug eine schlichte schwarze Toga, die seine Zugehörigkeit zum Haus Media Nocte repräsentierte. Sein Kopf war glatt rasiert und sein Gesicht skelettartig bemalt.

Die Gäste standen hinter einer Reihe von Fackeln in der Nähe des langen Geländers auf der anderen Seite der Terrasse. Sie blickten zum Haus, während die Lichter der Stadt unterhalb des Hügels funkelten. Alle gehörten dem Drachenvolk an und hatten sich aufgereiht, um diesem Ritual in Stille beizuwohnen. Ihre hoch aufragenden Gestalten und königlichen Gewänder sowie die schlangenartigen Augen, die in der Dunkelheit glitzerten, gaben ein bedrohliches Schauspiel ab. Ein kalter Schauder durchfuhr mich.

Für diese Zeremonie war ein langer karmesinroter Teppich quer über die Terrasse gelegt worden. Zu beiden Seiten des Teppichs standen zehn der zwölf römischen Generäle in einer Reihe, wobei Julian am weitesten von mir entfernt war. Neben ihm saß Kaiser Igniculus auf einem kunstvollen

Thron aus Messing, dessen Arme wie Drachenklauen geformt waren und aus dessen Rückenlehne Stacheln herausragten. Den Thron hatte man auf ein Podest gestellt, damit er die Zeremonie von oben überwachen konnte. Oder er schaute einfach gern auf seine Untergebenen herab, um sie an seinen Status zu erinnern. Vielleicht war es auch ein bisschen von beidem.

Der Thron musste zusammen mit dem Schädelträger und seinen Assistenten eingetroffen sein, die ebenfalls wie Totenköpfe bemalte Gesichter hatten und hinter mir im Schatten standen.

Direkt am Ende des Teppichs wartete Ciprian mit nacktem Oberkörper. Er trug lediglich seine Lederscheide mit dem darüber geschnallten Gladius und einem schwarzen Leinentuch, das locker um seine Taille gewickelt war.

Julian hatte mir den Ablauf der Zeremonie erklärt, sodass ich wusste, was ich zu erwarten hatte. Aber etwas zu wissen und es zu erleben, ließ sich schlichtweg nicht miteinander vergleichen.

Ein langsamer Trommelschlag gab das Signal für den Beginn des Rituals. Hätte nicht das gleichmäßige Summen der Drachenkraft in der Luft gehangen, hätte ich allein durch das übernatürliche Glühen ihrer Augen im Halbdunkel gewusst, dass ich mich inmitten der gefährlichsten Raubtiere der Welt befand.

Ich wandte mich dem Schädelträger zu, der den vergoldeten Schädel auf einem Kissen in den Händen hielt. Den Schädel des Königs, den Ciprian getötet hatte, wie ich annahm. Sacht hob ich das grässliche Ding, das im Mondlicht glänzte, hoch und drehte es um, sodass die leere Schädelhöhle des Toten zu einer Schale wurde. Der hintere Rand war zu einer perfekten Mulde geglättet worden, aus der man trinken konnte.

Der Schädelträger goss Wein in den leeren Schädel, bis er halb voll war. Dann drehte ich mich um und setzte zum langen Marsch über den mit rotem Teppich ausgelegten Gang an.

Vor dem ersten General, einem Ungetüm von einem Mann mit kantigem, flachem Gesicht und einer schrecklichen Narbe über einem Auge, hielt ich

die Schale hoch. Er zückte seinen Gladius, zog die Klinge über seine Handfläche und ließ etwas Blut in den Schädel tropfen. Nach ein paar Sekunden zog er die Hand weg und steckte die Klinge zurück in die Scheide.

Ich ging diagonal über den Teppich, wie Julian es mir aufgetragen hatte, und der kühle Wind strich über meine Tunika. Aber es lag nicht an der Kälte in der Luft, dass sich mir die Nackenhaare aufstellten, sondern am leisen, tiefen Grollen der Drachen, während die Trommel weiter geschlagen wurde.

Dieses kam nicht nur von den an der Zeremonie beteiligten Generälen, sondern auch von allen Gästen und erinnerte an einen Chor von Bestien, die bei dieser obszönen Darbietung harmonierten. Ich hielt den Blick gesenkt, wenn ich nicht gerade dem nächsten General den Schädel präsentieren musste.

Mit gesenktem Kopf und erhobener Schädelschale schritt ich immer weiter die Reihe entlang, während sie ihr Blut in den provisorischen Kelch schütteten. Als ich endlich bei Julian ankam, hielt ich den Blick weiterhin gesenkt. Ich wollte nicht, dass jemand bemerkte, wie ich ihn ansah, oder dass seine Entschlossenheit ins Wanken geriet, wenn er auch nur einen Funken Angst in meinen Augen bemerkte. Denn ich hatte Angst, große Angst.

Meine Gabe der Götter konnte wundervoll sein, aber in diesem Moment wünschte ich mir, die Blutlust nicht bemerken zu müssen, die mich umbrandete und versuchte, sich in meine Psyche zu bohren. Die Bestien auf dieser Terrasse rochen frisches Blut und sie alle wollten es kosten. Außer vielleicht meinem Drachen.

Ich wagte es nicht, ihm in die Augen zu sehen, als er sich in die Handfläche schnitt und sein Blut in die Schale tropfen ließ. Danach ging ich langsam weiter und blieb vor Ciprian stehen. Bis jetzt hatte ich den Schädelpokal in beiden Händen gehalten.

Ich hatte keine Ahnung, was passieren würde, wenn ich etwas vom Inhalt verschüttete, aber ich wusste, dass die Strafe dafür hart sein würde. Und Julian würde entweder tatenlos zusehen müssen oder, schlimmer noch, sogar eingreifen. Das wäre unser beider Todesurteil.

Ich hielt den Schädel in einer Hand, den Daumen fest um den vergoldeten Unterkiefer des toten Königs gekrallt, und präsentierte Ciprian meine linke Handfläche.

Ein Drache kann kein Blut schmecken und sich nicht verwandeln. Er wird Drakengestalt annehmen.

Julians Worte hallten durch meinen Kopf, die Worte, die er mir in der Küche schnell zugeflüstert hatte, um mich auf das Unvermeidliche vorzubereiten. Trotzdem konnte ich mein Zittern nicht verhindern.

Ciprian packte mein Handgelenk und zückte seine Klinge. Seine Brust schwoll an, seine Schultern wurden breiter, sein ganzer Körper wurde größer, doch er blieb größtenteils in menschlicher Gestalt.

»Sieh mich an, Hexe«, befahl er.

Ich ignorierte das tiefere Knurren, das Julian zu seiner Linken ausstieß, wie ich erkennen konnte. Das Geräusch und die Präsenz seines Drachen waren mir inzwischen sehr vertraut.

Ich gehorchte Ciprians Befehl und hob den Blick zu seinen roten Augen, die wie die einer Schlange geschlitzt waren. Beim Grinsen entblößte er eine Reihe geschärfter Zähne, von denen zwei Eckzähne länger wurden, als ich ihn wie betäubt anstarrte.

Er holte mit seinem Gladius aus und zog einen flachen Schnitt über meine Handfläche. Ich zuckte nicht einmal zusammen, dann tropfte mein Blut auch schon in die Schüssel.

»Mmm«, murmelte Ciprian und schnupperte, immer noch mehr Mensch als Drache. »So ein verlockendes Opfer.«

Es war eine Verhöhnung der Götter, dies als Opfer zu bezeichnen. Es gab keine Priester. Keine Priesterinnen. Dieses Ritual wurde vom selbst

ernannten Gott Igniculus geleitet. Einem unheiligen Scheusal.

Ciprian packte mein Handgelenk fester, neigte den Kopf und leckte mir mit der langen, gespaltenen schwarzen Zunge über die Handfläche. Ich stieß einen leisen verzweifelten Laut aus und bemerkte aus dem Augenwinkel, dass Julian hinter mir zusammenzuckte, aber sofort wieder erstarrte. Ich wagte nicht einmal, zu ihm hinzusehen.

Ciprian sah mich mit seinen roten Augen an. Ich spürte, wie mir das wahre Böse entgegenblickte. Dann grinste er und ließ mich los. Sofort ergriff ich den Schädel mit beiden Händen und kniete zu seinen Füßen nieder, wobei ich die Schale hoch über meinem Kopf präsentierte, so, wie Julian es mir aufgetragen hatte.

Fast vorbei, fast vorbei, wiederholte ich in meinem Kopf.

Ich starrte auf Ciprians nackte Füße und hörte das Knacken von Knochen und sein kehliges Stöhnen, als seine Flügel und Hörner hervortraten und sein Körper noch größer wurde. Alles, was ich sehen konnte, waren seine Füße, die immer länger wurden, während scharfe schwarze Krallen aus seinen Zehen wuchsen.

Dann spürte ich seine schwere Hand auf meinem Kopf. Abermals zuckte ich zusammen, weil ich befürchtete, er könnte ihn mir abreißen. Aber er knurrte nur genüsslich und seine Stimme war undeutlich, als er leise sagte: »Gut.«

Ob er mich meinte oder die Tatsache, dass ich unterwürfig vor ihm kniete, wusste ich nicht. Er tätschelte mir den Kopf, als wäre ich sein Hund. Nur kurz, dann war seine Hand weg und die Schüssel wurde mir aus den Händen genommen.

Aber es war nicht Ciprian, der die Schale hochgehoben hatte. Ich hatte nicht einmal bemerkt, dass der Kaiser von seinem Thron aufgestanden war und nun neben ihm stand. Igniculus’ raue, dröhnende Stimme erschütterte mich, während ich mit gesenktem Blick auf dem Boden kniete.

»Römer! Kinder der Götter! Hört mich an.« Das Brummen und die Trommeln verstummten augenblicklich. »Ich erhebe diesen goldenen Kelch, geschaffen durch unsere Macht und unsere Kraft, der einmal mehr unser Recht beweist, über diese Welt zu herrschen.«

Ein Chor von Beifallsbekundungen und ein paar Anfeuerungsrufe erhoben sich aus dem Publikum, als wären sie nur im Theater. Dann verstummten sie alle. Der Wind geisterte flüsternd über die Terrasse, ein paar verirrte Blätter raschelten auf dem Marmor. Mir schlug das Herz bis zum Hals und die bedrückende Energie in der Luft drohte, mich zu ersticken, während ich zitternd auf den Knien verharrte. Ich legte eine Hand um die andere, von der noch immer Blut aus der Wunde auf den weißen Stein tropfte, und drückte zu, um die Blutung zu stoppen. Der Schmerz sorgte aber auch dafür, dass ich in diesem schrecklichen, surrealen Moment bei Verstand blieb.

»Wir haben uns heute Abend versammelt, um Ciprian Media Nocte Seneca zu feiern. Er hat sich seinen ersten Königsschädel verdient und sein Recht, unter den Generälen Roms zu stehen. Wir grüßen ihn.«

Wieder gab es Applaus, diesmal vermischt mit dem Knurren von Drachen. Ich blickte auf und sah, wie Igniculus den goldenen Schädel über seinen Kopf hob, eine grausige Trophäe, in der sich unter anderem auch mein Blut befand.

»Wir heißen ihn willkommen. Legatus Ciprian Seneca.«

Ciprian ging an mir vorbei auf den Kaiser zu und fuhr mit dem Schwanz an meinen Oberschenkeln entlang, wobei sich die Schwanzspitze in einer besitzergreifenden Bewegung leicht krümmte, bevor er außer Reichweite war. Das Publikum klatschte noch emsiger, während die Trommel wieder geschlagen wurde. Ich blickte auf und beobachtete, wie Ciprian das Gemisch aus Blut und Wein aus dem goldenen Schädel trank, doch dann fiel mein Blick auf Julian.

Bona dea.

Er war der Einzige, der nicht applaudierte oder jubelte oder lächelte oder Ciprian überhaupt ansah. Sein goldener Blick war lodernd und erbost auf mich gerichtet. Schließlich fasste ich zaghaft durch unsere Verbindung nach ihm und zuckte angesichts des Zorns, der sein ganzes Wesen erfüllte, zusammen. Ich schluckte schwer gegen die Wut an, die ihn zu verschlingen drohte, und ließ meine Zuneigung und meine Gelassenheit durch das Band strömen.

Zunächst zeigte es überhaupt keine Wirkung. Julian blieb starr und schäumte, während der Rest der Adligen vortrat, um Ciprian zu gratulieren. Er schrumpfte langsam in seine menschliche Gestalt zurück und umklammerte das Leinen an seiner Taille, das sich gelöst hatte.

Die ganze Zeremonie war ein seltsames Nebeneinander von Ungeheuerlichem und Bürgerlichem. Die Patrizier applaudierten ihm, als würde er bei einem Triumph mit einem Lorbeerkranz geehrt. In Wirklichkeit stand er halb nackt da und hielt den in Gold getauchten Schädel eines Mannes in der Hand – seinen neuen, wertvollen Kelch.

Trajan trat neben Julian und flüsterte ihm etwas zu, bevor er sich näher zu mir bewegte, immer noch applaudierend und den Blick auf Ciprian gerichtet, gab er weiterhin vor, den Mann zu feiern. Als Trajan nahe genug war, dass ich ihn verstehen konnte, flüsterte er: »Du kannst aufstehen und zurück in die Küche gehen. Am besten bleibst du die restliche Nacht außer Sichtweite.«

Im nächsten Moment war ich auf den Beinen und eilte an dem Trommler und dem Schädelträger vorbei, um diesem Albtraum so schnell wie möglich zu entkommen.

OceanofPDF.com

26

Julian

Ciprian hatte eigentlich gar nicht auf unserer Liste der Personen gestanden, die bei unserem Coup ihr Leben verlieren sollten. Doch jetzt fand er sich auf meiner Liste an erster Stelle wieder. Die meisten anderen von unserer Liste waren gerade anwesend. Zu schade, dass Legatus Drussus seinen Feldzug in Bthynia anführte. Er war in Sachen Grausamkeit und Brutalität praktisch der Zwilling meines Onkels. Trajans Großvater bestand darauf, dass er in Rom sein musste, bevor wir unseren Plan in die Tat umsetzten.

Als ich Ciprian dabei beobachtete, wie er seine goldene Trophäe in der Hand hielt und mit meinem Onkel lachte, wurde mir klar, dass ich nicht mehr lange warten konnte. Mein einziges Verlangen war es gerade, Ciprians Kopf von seinem Körper abzutrennen. Erst recht jetzt, da mir mein Onkel eine Woche Zeit gegeben hatte, um Malina loszuwerden. Ich konnte sie nicht wegschicken, ohne sie zu begleiten. Möglicherweise konnte Trajan sie in seinem Haus oder anderswo verstecken. Er und seine Familie besaßen Häuser in nahen und fernen Provinzen.

Ciprian warf den Kopf zurück und lachte über etwas, das mein Onkel sagte. Ich war mir durchaus bewusst, dass sein Spiel mit Malina – dass er ihre Hand abgeleckt und sie mit dem Schwanz gestreichelt hatte – nur dazu dienen sollte, mich zu provozieren. Und das war ihm voll und ganz gelungen. Sie war aber auch der einzige Grund, aus dem ich mich nicht in Drakengestalt verwandelt hatte und ihm an die Gurgel gegangen war.

Wieder einmal hatte sie mir ihre Gabe übermittelt, um mich davor zu bewahren, vor Wut den Verstand zu verlieren. Und es hatte funktioniert. Ich hatte nicht nur mein Biest zurück in seine Höhle gezwungen, sondern war jetzt ruhig genug, um unsere Gäste in mein Haus zu führen, wo ein großes Festmahl und Tänzerinnen zur Unterhaltung auf sie warteten.

»Caesar und Gäste«, rief ich laut aus dem bogenförmigen Eingang, durch den Licht auf die Terrasse fiel, »kommt und feiert.«

Ich ignorierte Ciprians selbstgefälligen Blick und führte die anderen zurück ins Haus.

Kara und die Dienstboten hatten eine wunderbare Auswahl an gebratenem Fasan, Wildschwein und Wildbret sowie dekorative Platten mit gewürztem Fisch und ganzen gerösteten Knoblauchzehen zubereitet. Platten mit knoblauchgewürzten Endivien, Spargel und Lauch standen bereit und silberne Schalen mit Hülsenfrüchten stapelten sich auf den Tischen. Es gab außerdem Käseplatten, Oliven und marinierte Artischocken sowie Körbe mit Honigkuchen, Beerenküchlein und frisch gebackenem Brot sowie Karaffen mit Öl und Honig.

Einige der Gäste schnappten hörbar nach Luft, als sie die Fülle der Speisen erblickten, die auf den niedrigen Tischen und Kissen ausgebreitet waren, und die vielen Öllampen tauchten den Raum in einladendes Licht. Die Musikanten spielten eine lebhafte Melodie, aber ich sah keine Tänzerinnen.

Die Gäste machten es sich auf den Kissen und Liegen bequem und griffen eifrig zu. Doch ich wollte mich nur noch in die Küche schleichen, um nach Malina zu sehen.

Ich nahm einen Becher Wein von einem der neuen Dienstboten entgegen und schlenderte durch das Atrium in Richtung der Musikanten. Ruskus kam mit besorgter Miene aus dem Eingangsbereich auf mich zu. Ich ging ihm entgegen, damit er sich nicht unter die Gäste mischen musste.

»Was ist?«, fragte ich.

»Die Mädchen aus dem Bordell. Sie werden nicht kommen.«

»Warum nicht?«

»Es gab eine Auseinandersetzung im Bordell. Einige Ausländer stritten sich um ein Mädchen, was in ein Chaos ausartete und einen Brand auslöste. Einige der Frauen wurden verletzt. Madame entschuldigt sich und gibt Euch die Denare zurück.«

»Sohn des Dis«, fluchte ich.

Von einem Gastgeber wurde bei derartigen Veranstaltungen stets Unterhaltung verlangt. Und Musik war traditionell nicht genug. Die Römer mochten es, von schönen Frauen unterhalten zu werden. Ich hatte daher Prostituierte angeheuert, die damit umzugehen wussten, wenn die Grobiane genug getrunken und gelacht hatten und mehr wollten.

»Mach dir keine Sorgen. Wir improvisieren.«

»Wie meint Ihr das?«

Igniculus trat an meine Seite. Ruskus verschwand wieder in Richtung Küche.

»Komm, Julian. Kennst du Fausta schon?« Er führte mich zu dem weiblichen Drachen aus dem Haus Media Nocte, dem ich schon öfter begegnet war.

»Ja, wir hatten bereits das Vergnügen.« Ich nickte ihr zu. »Willkommen in meinem Haus, Fausta.«

»Ich freue mich, heute Abend unter Euren edlen Gästen sein zu dürfen, Julianus. Wollt Ihr Euch nicht zu mir setzen?«

Das Grinsen meines Onkels war äußerst vielsagend. Er wollte, dass ich mich an ein Adelshaus band und einen reinblütigen Erben zeugte. Wenn die Gerüchte stimmten, hatte er immer nur Bastarde gezeugt, die direkt nach der Geburt getötet worden waren. Ich hatte ihn einmal gefragt, ob er vorhabe, jemals zu heiraten. Seine ekelhafte Antwort daraufhin lautete, dass die einzige Frau, die er jemals zu seiner Frau machen würde, in der

Drachengrube hinter seinem Palast lebte. Ich vermutete, dass meine Tante Camilla das wusste und deshalb in Drachengestalt blieb.

»Was für ein üppiges Mahl Ihr uns doch präsentiert«, sagte Fausta, die sich seitlich auf die Kissen drapierte, wobei ihr Kleid so weit verrutschte, dass die elegante Rundung ihrer Schulter zum Vorschein kam. »Es ist mir eine Freude.« Ich streckte mich auf einer anderen Liege aus, wandte mich ihr zu und versuchte, möglichst entspannt zu erscheinen.

»Euer Haus ist sehr schön.« Sie starrte das Mosaik auf der gegenüberliegenden Seite des Atriums an, das Diana mit im Wind wehenden Haar bei der Jagd mit ihrem Bogen, ausgebreiteten Flügeln und sich windendem Schwanz zeigte. »Habt Ihr eine Vorliebe für die Göttin der Jagd? Oder nur für schöne Frauen?«, neckte sie.

»Es wäre doch töricht, wenn ich mich nicht an der Schönheit anmutiger Frauen erfreuen würde, nicht wahr?«

Sie neigte den Kopf und entblößte ihren Hals erneut in dieser unterwürfigen Pose, wobei ihre Locken über die seidige Haut ihrer Schulter glitten.

Ciprian ließ sich, nun wieder in menschlicher Gestalt und in seine Toga gekleidet, neben uns nieder und schloss unseren Kreis. »Julian mag schöne Frauen. Nicht wahr?« Er nahm eine Olive von dem Tablett zwischen uns und steckte sie sich in den Mund. »Wo ist denn Eure hübsche Sklavin?«

»Ihr seid Gast in meinem Haus, Ciprian. Ich gewähre zwar allen Gästen die Annehmlichkeiten und Vergnügungen, die ich ihnen bieten kann, aber meine Dienstboten gehören nicht dazu.«

»Ihr wollt sie also ganz für Euch allein behalten?« Er steckte sich die nächste Olive in den Mund und zerkaute sie auf widerliche Weise. »Höchst bedauerlich. Ich habe den Geschmack ihres Blutes genossen.«

Fausta verzog vor Verärgerung oder Abscheu oder auch beidem das Gesicht. Ich wusste, dass sie aus einer nobleren Familie stammte als ihr entfernter Cousin Ciprian, und offensichtlich schien seine Vulgarität sie

abzustoßen. Sie wandte sich den Musikanten zu und tat so, als könne sie seine obszönen Worte nicht hören.

Ciprian beugte sich zu mir herüber und flüsterte so laut, dass sie es noch immer hören musste: »Habt Ihr sie gekostet?« Er gluckste düster. »Was frage ich da? Natürlich habt Ihr das. Deshalb wollt Ihr sie ja auch nicht teilen.« Dann erhob er die Stimme. »Fausta.«

Sie drehte sich um und sah ihn mit unverhohlener Verärgerung an.

»Wenn du Julian zum Mann nehmen solltest, dann verkauf als Erstes seine Sklaven. Eine nehme ich dir mit Kusshand ab.« Er lachte laut los, während wir ihn stumm ansahen.

»Eher sterbe ich«, knurrte ich, konnte den Mund einfach nicht halten.

Ciprian grinste vergnügt. »So gut ist sie also? Scheint, als müsste ich sie mir mal vornehmen.«

Schon war ich auf den Knien auf der anderen Seite des Teppichs und hatte die Vorderseite seiner Toga gepackt. »Ich weiß, was Ihr heute versucht habt.«

»Fast hätte ich sie auch gehabt«, gab er freimütig und ungeniert zu. »Ich wette, sie kann mit ihren vollen Lippen so einiges anstellen.«

»Noch ein Wort und ich bringe Euch auf der Stelle um.«

»Julianus!«

Ich erstarrte und drehte mich zu meinem Onkel um, der neben dem vernarbten General Sabinus stand. Das Gemurmel der Gäste verstummte, alle Augen waren auf uns gerichtet.

»Lass ihn los, Julianus.« Der Kaiser starrte mich finster an, seine Missbilligung ließ sich nicht überhören.

Ich gab Ciprian frei und stand auf. »Ich bitte um Entschuldigung, Caesar.«

Er runzelte die Stirn, aber seine Stimme klang schon deutlich entspannter. »Es scheint, als müsstet ihr beide ein wenig Blut vergießen, bevor sich diese Rivalität legt. Das kann ich nachvollziehen.«

Es hatte rein gar nichts mit unserer Rivalität zu tun, sondern lag allein daran, dass er meine Gefährtin weiterhin beleidigte und bedrohte. Aber das wusste außer Trajan niemand. Es durfte auch niemand erfahren, sonst würde man mich sofort als Verräter Roms anklagen. Ein Drache, schicksalhaft verbunden und vereint mit einer gewöhnlichen Bürgerin, wurde von den Göttern als Fluch betrachtet. Wenn es um eine Feindin ging, sah die Sache noch schlimmer aus. Mein Onkel würde diese Schande nicht dulden und mich zusammen mit Malina öffentlich hinrichten lassen.

»Das ist nicht nötig«, erklärte ich und ballte an den Seiten die Fäuste.

»Ich hätte nichts dagegen, ihn ein wenig bluten zu lassen«, meinte Ciprian und widmete sich einem gebratenen Fasanenflügel.

Igniculus gluckste. »Es ist nötig. Wenn Drachen aufeinander losgehen, wird es keinen Frieden geben, bevor sie nicht gegeneinander gekämpft haben. Deshalb trefft ihr beide morgen in Drakengestalt aufeinander. Im Kolosseum.«

Ein aufgeregtes Gemurmel ging durch die Reihen der Gäste. Ein öffentlicher Kampf erfreute die Einwohner Roms immer, vor allem wenn er zwischen zwei Drachen stattfand. Doch nur selten trafen sie auf dem Boden des Kolosseums aufeinander.

»Ich akzeptiere«, sagte Ciprian, nagte an seinem Fasanenflügel und blickte lächelnd zu mir auf, da ich noch immer vor ihm stand.

Ich nickte nur zustimmend.

»Gut.« Igniculus klatschte in die Hände und rieb die Handflächen aneinander. »Und wo bleibt unsere Unterhaltung, Julianus?«

Ich wollte mich gerade entschuldigen – ich war in Gedanken immer noch bei der Tatsache, dass ich morgen in der Arena gegen Ciprian kämpfen würde –, als die Musik verstummte und nur noch das Tympanum einen gleichmäßigen Takt anschlug.

»Meine Güte«, staunte Ciprian. »Ihr habt Euch also entschlossen, sie doch noch aus ihrem Versteck zu holen.«

Ich drehte den Kopf in Richtung Atrium, wohin alle anderen starrten, und hätte fast vor Schmerz aufgestöhnt.

Malina schritt dramatisch und anmutig zum Takt der Trommel um den Brunnen herum. Sie trug nicht länger ihre Sklaventunika und auch sonst nur sehr wenig. Ein Tuch aus roter Seide verbarg ihre Brüste und war im Nacken zusammengebunden. Ihr Bauch war völlig entblößt. Ein hauchdünner weißer Stoff reichte von der Hüfte bis zu den Knien, war jedoch seitlich aufgeschlitzt, um ihr Beinfreiheit zu verschaffen. Sie hatte offensichtlich vor zu tanzen.

Ich entfernte mich von Ciprian und lehnte mich etwas abseits der Gäste an eine Säule.

Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen und wippte mit den Hüften im leichten Rhythmus der Trommel, den Blick zur Seite und nach unten gerichtet, die Haarsträhnen verdeckten ihr Gesicht und fielen ihr bis zu den Hüften. Dann stimmten die Flötenspieler ein und spielten eine Melodie, die mir bekannt vorkam. Mein Puls beschleunigte sich, als ich mich daran erinnerte, wo und wann ich ein ähnliches Lied gehört hatte. Dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen – unter den Karpaten im Mondschein.

Malina hob den Kopf und fing an zu glänzen wie das Juwel, das sie ja auch war. Ihre mit schwarzem Kajal schattierten Augen verliehen ihr ein geheimnisvolles Antlitz und ließen ihre grünen Augen im Lampenlicht noch heller funkeln. Sie wirbelte und sprang herum, wobei sich die Bahnen ihres Rocks weit öffneten und ihre gebräunten, straffen Beine enthüllten. Ich war von ihr fasziniert, genau wie beim ersten Mal, als ich sie damals auf der Bühne gesehen habe.

Nur war sie jetzt eine erwachsene Frau, deren Körper so schön und anmutig aussah, als sie im Kreis durch das Atrium wirbelte und sich vom weißen Brunnen hinter ihr abhob. Einige der Gäste staunten, als sie den Rücken krümmte, bis ihr Haar den Boden bedeckte, sich dann mit den

Händen auf dem Marmor abstützte, die Beine ganz herumschwang und sich wieder wegdrehte.

»Oh, wie schön!«, schwärmte eine der Ehefrauen irgendwo rechts von mir und klatschte begeistert.

Einige andere fielen mit ein und alle waren hingerissen von meiner Tänzerin des heutigen Abends, die ich nicht einmal angeheuert hatte.

»Nicht schlecht«, grunzte Konsul Valerius. »Aber ich habe eine viel Schönere zu Hause.«

Ich nahm seine Beleidigung oder den Applaus um mich herum kaum wahr, da sich mein Magen vor Sorge zusammenzog, weil sie sich in ganzer Pracht vor allen zeigte.

Was denkt sie sich nur dabei?

In diesem Moment ging mir auf, dass Ciprian ihr keine Obszönitäten entgegenschrie oder sich selbst befriedigte, während er ihr zusah. Dies hätte ich zumindest erwartet. Aber nein, stattdessen war er fast eingeschlafen. Er hatte die Augen halb geschlossen und sein Kopf ruhte auf seiner Schulter, während er auf der Seite lag.

Ich schaute in Richtung Küche, weil ich Ruskus erwischen und herausfinden wollte, ob sie ihm vielleicht etwas in den Wein getan hatten. Sie würden ihn gewiss nicht vergiften, wo er doch Ehrengast in meinem Haus war, denn dann müsste ich dafür bezahlen.

Dann bemerkte ich, dass Igniculus ebenfalls auf einer Liege Platz genommen hatte und ihm die Augen zuzufallen schienen. Als ich die Gesichter der anderen Gäste betrachtete, fand ich keine Anzeichen von Schläfrigkeit. Das verstand ich nicht.

Malina tanzte weiter, wirbelte herum und bewegte sich im Takt und hypnotisierte die Menge mit ihrem bezaubernden Tanz und ihren geschmeidigen Bewegungen. Das Lied ging weiter und weiter und Malina hörte nicht auf. Eine Schweißperle rann ihr die Schläfe hinunter und tropfte auf den weißen Marmor.

Ich wollte gerade eingreifen und den Tanz unterbrechen – Etikette hin oder her –, als die Musik ein Crescendo erreichte. Malina drehte sich immer schneller, bis sie eine letzte Pose einnahm, die mich an das Mädchen auf der Bühne in Dakien erinnerte.

Alle applaudierten, während Igniculus kaum reagierte und Ciprian auf meinem Teppich tief und fest schlief. Mein Onkel richtete sich mühsam auf und schlenderte auf mich zu, wobei er mehr als nur ein bisschen betrunken wirkte, obwohl ich wusste, dass er nicht annähernd genug intus hatte, um berauscht zu sein.

»Danke für die Einladung, Neffe. Ich gehe jetzt besser.« Er klopfte mir gähnend auf die Schulter. »Es war ein langer Tag.«

»Ja, Onkel. Ich bin dir immer gern zu Diensten.«

Während er auf das Foyer zuhielt und seine Prätorianerwachen aus dem Schatten traten, um ihn zu flankieren, rief er über die Schulter: »Morgen im Kolosseum. Zur Mittagsstunde.«

Mein Magen krampfte sich zusammen, wenngleich mich ein Gefühl der Erleichterung durchströmte. Der Aufbruch des Kaisers bedeutete, dass auch alle anderen bald gehen würden. Die ersten Gäste bedankten sich für den schönen Abend, während ich Ruskus mit einem Finger herbeizitierte.

Als er an meiner Seite war, beugte ich mich hinunter und sagte: »Hol Ciprians Sänftenträger, um ihn von meinem Teppich zu schaffen.«

»Ja, Dominus.«

Fausta blieb stehen und verbeugte sich vor mir. »Ich danke Euch, Julianus, dass ich in Eurem Haus Gast sein durfte.«

Ihre Stimme hatte einen kühlen Ton angenommen und sie machte auch keine Annäherungsversuche mehr. Ich fragte mich, ob sie die weibliche Intuition besaß und verstand, dass Malina mir mehr bedeutete, als es eine Sklavin tun sollte. Sie warf mir den missbilligenden Blick zu, den ich in solch einer Situation erwartet hatte. Ich reckte jedoch das Kinn stur in die

Luft. Ihr Blick war kalt und von der Gelassenheit einer Frau der Drachenaristokratie erfüllt.

»Gute Nacht, Fausta. Danke für Euer Kommen.«

»Gute Nacht.« Sie folgte den anderen, die durch mein Foyer hinausgingen, wo ihre Sänftenträger und Sänften schon die ganze Zeit darauf gewartet hatten, sie nach Hause zu tragen.

Trajan blieb vor mir stehen. Wie immer hatte er sich weitestgehend von mir ferngehalten. Obwohl er mein Militärtribun war, versuchten wir, abseits des Schlachtfeldes als gerade mal flüchtige Bekannte zu erscheinen.

»Tja«, murmelte er mit düsterer Miene, »ich nehme an, dass wir uns morgen nicht mit meinem Großvater treffen werden.«

»So ein Mist!« Mein Temperament hatte alles aus dem Ruder laufen lassen. »Es tut mir leid, Trajan.«

»Du musst dich nicht entschuldigen. Ehrlich gesagt bist du weitaus ruhiger geblieben, als ich erwartet hatte.«

»Lange hätte ich es nicht mehr ausgehalten.«

»Dann kam dir Malina zu Hilfe. Ihr Tanz schien alle abzulenken.« Er beobachtete, wie vier von Ciprians großen Sklaven ihn zum Ausgang trugen, ohne dass er wach wurde. »Anscheinend hat Ciprian zu viel getrunken. Kann das am Blut liegen?«

»Nein.« Ich suchte das Atrium ab, konnte aber keine Spur von Malina entdecken. »Nicht das Blut hat ihm das Bewusstsein geraubt.«

Trajan schien eine weitere Frage stellen zu wollen, nickte dann aber nur. »Ich melde mich.« Dann wandte er sich an General Sabinus und beglückwünschte ihn zu der Kriegsbeute, die er von seinem letzten Feldzug aus Mazedonien mitgebracht hatte.

Trajan wusste immer, wie er die Leute für sich gewinnen konnte und wie er sie dazu brachte, ihn zu mögen. Mir fehlte diese Fähigkeit. An diesem Abend war ich so liebenswürdig und herzlich gewesen, wie ich nur konnte.

Aber jetzt wollte ich nur noch, dass sie endlich gingen. Ich begehrte keine andere Gesellschaft als die ihre.

Ich stürmte an die Stelle zurück, an der sie ihre letzte Pose eingenommen hatte, atmete tief ein und folgte ihrem Duft den Korridor entlang in Richtung meines Schlafgemachs.

OceanofPDF.com

27
Malina

Ich stand am Eingang zu Julians privater Terrasse in seinem Schlafgemach. Von hier aus konnte ich eine Ecke der Straße einblicken, über die seine Gäste in ihren Sänften den Hügel hinunter zu ihren Häusern getragen wurden. Ich hielt mich im Schatten einer Säule, damit mich niemand sehen konnte.

Sobald alle Sänften verschwunden zu sein schienen und ich die Sandalenträger nicht mehr auf der steinernen Straße hörte, atmete ich schließlich erleichtert auf.

Doch dann spürte ich ihn in meiner Nähe. Als ich mich umdrehte, stockte mir der Atem. Er stand nur wenige Meter entfernt und bewegte sich mit räuberischer Ruhe. Seine Augen brannten so hell, als wären sie glühende Kohlen.

»Ich weiß, dass du wütend bist.« Dass ich nicht tanzen und mich in Ciprians Blickfeld aufhalten sollte, war mir durchaus bewusst gewesen. »Aber ich wusste, dass ich zwei Probleme auf einmal lösen konnte. Du hattest keine Unterhaltung und ich bin Tänzerin. Aber außerdem« – ich schluckte schwer, als er langsam auf mich zuschritt – »wusste ich, dass ich Ciprian und den Kaiser an mich binden konnte, um sie so müde zu machen, dass sie heimkehren wollen.«

Als sich Ruskus und Kara in der Küche wegen der ausbleibenden Tänzerinnen gestritten hatten, war mir die Idee gekommen, ihren Platz

einzunehmen. Auch wenn mir diese Erkenntnis seltsam erschien, wusste ich, dass sie richtig war.

Ich spürte ihn – diesen harten, starken Machtimpuls, der mich von innen heraus erleuchtete. Das gleiche Gefühl hatte ich gehabt, als Julians Drache auf die Verbindung reagierte und mir etwas von seiner Kraft schenkte. In diesem Moment wusste ich, dass ich einen mächtigen, gefährlichen Mann wie Caesar an mich binden konnte. Aus diesem Grund hatte ich auch nicht gezögert, denn ich wusste, was ich tun musste, um diese schreckliche Nacht zu beenden.

»Du hast Ciprian ins Koma versetzt.« Er kam langsam auf mich zu.

»Gut«, flüsterte ich aus dem Schatten heraus. »Dann kannst du morgen nicht gegen ihn kämpfen.«

»Wie hast du das gemacht?« Er blieb nur wenige Zentimeter von mir entfernt stehen und seine Stimme war rau, als er seine Toga auszog. »Schlaf ist kein Gefühl.«

Ich starrte ihn an, als er den feinen roten Stoff löste und seine Augen von innen heraus leuchteten. »Nicht? Jeder kann sich schläfrig fühlen.«

»Es war mehr als das.« Er ließ seine Toga zu Boden fallen und zog sich die feine weiße Tunika, die er darunter trug, über den Kopf, sodass sein nackter Körper mit den angespannten Muskeln zum Vorschein kam. Seine Wunde war gerötet, aber vollständig verschlossen und verheilte. »Schlaf ist etwas Körperliches«, sagte er ruhig, während ich schwer atmete.

Sein Körper war so schön, so stark und kraftvoll. Er schloss seine Hand um seine wachsende Erektion und streichelte sich. Ich war keine Jungfrau mehr, denn ich hatte in dem Jahr vor dem Angriff auf unser Dorf mehrmals mit Hanzi geschlafen. Aber Hanzi war eher ein Junge gewesen, kein Mann und schon gar kein Drache von Julians Ausmaß.

»Jedes Gefühl ist etwas Körperliches«, flüsterte ich atemlos, ohne den Blick von ihm abzuwenden.

»Da hast du allerdings recht, Malina.« Seine Stimme war samtig dunkel, als er noch näher kam. »Und meine Gefühle waren die ganze Nacht in Aufruhr.«

Er schob die Hände unter mein Haar und zu dem Knoten, mit dem ich den roten Stoffstreifen festgebunden hatte, und löste den Stoff langsam, bis ich mit nacktem Oberkörper vor ihm stand. Ich blieb vollkommen reglos.

»Die Gefühle, die du in mir auslöst, sind allumfassend geworden. Etwas schmerzhaft Körperliches, das ich nicht länger ertragen kann.«

»Julian, ich …« Ich hob die Hände zu seiner Brust, aber er umschloss meine Handgelenke schnell mit einer Hand und drückte sie über meinen Kopf gegen die Säule in meinem Rücken.

Er senkte den Kopf, bis wir uns Auge in Auge gegenüberstanden. Himmel, sein Blick war so wild.

»Ich werde vielleicht in der Unterwelt brennen für all das Böse, das ich getan habe.« Seine große Hand umschloss eine meiner Brüste und drückte sie, bis ich vor Lust wimmerte. »Aber, bei den Göttern, ich werde meine Gefährtin nehmen, bevor ich dorthin geschickt werde.«

Schon lagen seine Lippen auf meinen und ein tiefes Knurren vibrierte in seiner Kehle, während er seine Zunge in meinen Mund gleiten ließ. Ich konnte nichts anderes tun, als ihn gewähren zu lassen, als er seinen harten Körper gegen meinen presste, mich an die Säule drückte. Seine wachsende Härte rieb an meinem nackten Bauch, während ich mich auf die Zehenspitzen stellte, um ihn besser zu erreichen. Hitze sammelte sich zwischen meinen Schenkeln und durchnässte den Stoff, den ich mir unter den Rock gebunden hatte, um beim Tanzen mein Geschlecht zu verbergen.

Mit einem Knurren löste er sich von mir und fiel auf die Knie. Er griff nach dem Stoff meines Rocks, fuhr die Krallen aus, schlitzte ihn auf und riss ihn herunter, wobei er darauf achtete, meine Haut nicht zu verletzen.

»Julian.« Ich schob die Finger in sein Haar, kurz bevor er sich einen meiner Schenkel grob über eine Schulter schob und seinen heißen Mund auf

meine Mitte presste.

»Juno, steh mir bei!«, murmelte ich und ließ den Kopf gegen die Säule hinter mir sinken.

Julian verschlang mich mit gieriger Intensität und ich konnte nichts anderes tun, als zu wimmern und mich gegen seinen Mund zu drücken.

»Mehr, Julian. *Oh Götter!*«

Er zog seine Krallen ein und schob eine Hand zwischen meine Schenkel, um dann mit zwei Fingern in mich einzudringen. Sein hitziger Blick war auf mich gerichtet, während er mit seiner gespaltenen Zunge über meine Klitoris leckte.

Ich keuchte auf und kam nach wenigen Atemzügen. Er pumpte seine Finger rhythmisch in mich hinein und saugte meine pochende Klit in seinen Mund, als ich mit einem tiefen Stöhnen, bebenden Schenkeln und geballten Fäusten zum Höhepunkt kam.

Noch bevor ich mich wieder erholt hatte, hob er mich in seine Arme. Er trug mich weiter in seinen Schlafbereich und schob mich zwischen den Baldachinvorhängen hindurch in die Mitte seines Bettes. Ich winkelte die Beine an und spreizte sie, um ihm Platz zu machen, aber er ließ sich an meinen Füßen nieder und lehnte sich auf die Fersen zurück. Dann packte er meine Hüften und stützte meinen Po auf seine Unterschenkel, um dann mit seiner Härte über meine feuchte Mitte zu fahren und sich zu benetzen.

»Ich brauche dich, Malina«, knurrte er, eine verzweifelte Sehnsucht spiegelte sich auf seinem Gesicht wider.

Ich stöhnte auf, als er langsam in mich eindrang, dann keuchte ich, als er meine Hüften packte und sich bis zum Anschlag in mich hineinbohrte. Ein Schauder durchlief seinen ganzen Körper, dann ließ er die Hüften sinnlich kreisen und erlaubte meinem Körper, sich auszudehnen und ihn richtig aufzunehmen. Dieses Gefühl der Ausgedehntheit raubte mir den Atem.

Er schloss die Augen und runzelte die Stirn, als ob er Schmerzen hätte, während er murmelte: »Die Götter mögen mir beistehen. Du fühlst dich so

gut an, Liebste.«

Er machte dieses leise, säuselnde Geräusch tief in seiner Brust und zog sich ein Stück aus mir heraus, um mit schönen, langen Stößen immer wieder in mich einzudringen. Seine genüsslichen Bewegungen ließen mich wimmern, während ich die Hände in die Laken krallte. Sein goldener Blick wanderte langsam von der Stelle, an der wir vereinigt waren, den ganzen Weg über meinen Oberkörper und meine Brüste zu meinem Gesicht.

»Süßer, als ich es mir je hätte ausmalen können«, sagte er auf eine kühle Art. Aber ich bemerkte die Rauheit in seinem Ton und die leidenschaftliche Sehnsucht in seinen Augen.

Mein Verlangen traf auf das seine und mich überkam das inständige Bedürfnis, ihn überall zu spüren. Ich hob die Arme, konnte ihn aber nicht erreichen.

»Ich muss dich berühren.«

Langsam beugte er sich vor, stützte die Hände links und rechts neben meinem Kopf ab und spreizte meine Oberschenkel, während er seinen Körper auf den meinen senkte. Wir stöhnten beide auf, als ich die Fersen über die Rückseite seiner Oberschenkel gleiten ließ.

Er ließ sich auf die Unterarme sinken und sein Gesicht war nur wenige Zentimeter von meinem entfernt. Aber er küsste mich nicht. Er legte mir eine Hand auf den Hinterkopf und umfing ihn zärtlich, während er mich mit sengender Hitze in den drachenschlitzförmigen Augen anstarrte.

»So schön«, flüsterte er.

Ich legte die Handflächen auf seinen muskulösen Rücken. Dann zog er sich zurück und drang in dieser Position noch tiefer in mich ein. Ich wimmerte bei dieser Intensität und krallte die stumpfen Nägel in seine Haut, um mich irgendwo festhalten zu können.

»Ja, mein Feuervogel«, murmelte er, zog sich bis zur Spitze zurück und stieß wieder hinein. »Markier mich überall.«

»Mehr«, bettelte ich.

Sein dunkles Knurren vibrierte in seiner Brust und ließ meine Brustwarzen kribbeln, als er schneller und tiefer vordrang.

»Oh … Ja, Julian. Ich brauche mehr von dir.«

Julian beugte sich vor, küsste mich hart, während er in mich eindrang – wieder und immer wieder. Er schwoll in mir an, als ich die Nägel fest über seinen Rücken zog. Obwohl seine Eckzähne schärfer geworden und gewachsen waren, knabberte er an meinen Lippen, ohne die Haut zu verletzen. Noch war er nicht in Drakengestalt, aber Teile seines Drachen drangen durch, wollten erkannt und gesehen werden.

Keuchend krallte ich die Finger in sein Haar und zog seinen Kopf näher an mich heran, damit ich ihm ins Ohr flüstern konnte. »Ist dein Drache auch da?« Ich erschauderte, denn ich wusste genau, dass die Dominanz, die ich auf der Haut spürte und die sich in meine Seele presste, von der Bestie in ihm stammte. »Erhebt er ebenfalls Anspruch auf mich?«

Er riss sich los und zog sich so schnell aus mir heraus, dass ich aufkeuchte. Dann drehte er mich um, sodass ich die Wange auf die Matratze presste und den Hintern in die Luft reckte. Im nächsten Moment war er auch schon wieder tief in mir und umfing mit einer Hand meinen Schoß, legte die andere nach vorn an meine Kehle, während er seinen großen Körper über mich legte und sich gegen meinen Rücken drückte.

Seine Härte und sein Körper hielten mich an Ort und Stelle. Ich konnte mich nicht bewegen. Und es war herrlich.

Ein gutturales Grollen drang aus seiner Brust und er presste die Lippen an mein Ohr.

»So ist es richtig, Malina.« Er stieß sich langsam und tief in mich hinein, während er mit dem Zeigefinger mit absoluter Präzision kreisförmig über meine Klitoris rieb. Seine Hand umschloss sanft meinen Hals. »Du gehörst mir.« Seine Stimme war so tief, dass ich sie kaum wiedererkannte. »Diese süße Enge, dieser schöne Körper, deine strahlende Seele.« Er stieß fester zu. »Das alles gehört *mir*.« Er drückte mir zärtlich die Kehle zu. »Sag es.«

»Ja«, flüsterte ich, als er den Mund unter mein Ohr schmiegte und an meinem Hals leckte und knabberte. »Ich gehöre allein dir.«

Das tiefe, grollende Knurren kehrte zurück, während er mich streichelte, sich an mir rieb, mich drückte und an mir saugte. »Du verbrennst mich, Feuervogel.« Er stieß immer heftiger und schneller zu. »Ich wusste immer, dass du das tun würdest.«

Sein starker Körper hielt mich im eisernen Griff, während er tiefer und tiefer in mich eindrang. Sein Drache spie Feuer direkt in meine Seele, brannte sich den Weg frei und hinterließ eine feurige Spur in und auf mir, von der ich wusste, dass sie Narben hinterlassen würde. Auch er markierte mich auf allen Ebenen.

Ich schrie meinen Höhepunkt hinaus und wusste, dass ich nie wieder dieselbe sein würde. Dass kein Mann Julian jemals ersetzen konnte. Er war derjenige, den die Götter für mich vorgesehen hatten. Unser Band vibrierte vor Emotionen – eine Myriade von Bedürfnissen und Wünschen und verzweifelter, überwältigender, obsessiver Zuneigung. Liebe.

Er stöhnte bei jedem Stoß und drang schließlich ein letztes Mal in mich ein, während sich sein Griff um meinen Schoß und meine Kehle verkrampfte und er in mir kam. Sein Stöhnen war animalischer Natur, schroff und wild, als er tief in mir verharrte und seinen Höhepunkt auskostete.

Er keuchte und drückte mir Küsse in den Nacken. »Malina.« Seine Stimme brach vor Rührung und er presste mir die Lippen sanft auf den Hals. »Was hast du nur mit mir gemacht?«

»Nicht mehr, als du mit mir«, hauchte ich.

Sanft zog er sich aus mir zurück und rollte mich unter sich auf den Rücken.

Sein Blick nahm mich voll und ganz gefangen. Das Feuer in seinen Augen war erloschen, aber darin schimmerte noch immer eine

übernatürliche Glut. Die Bestie verweilte in der Nähe. Aber es war die tiefe Zuneigung, die ich darin sah, die mich tief ergriff.

Wir sagten nichts, während ich mit der Spitze eines Zeigefingers die scharfen Linien seines Gesichts nachzeichnete. Er starrte mich einfach nur an, als wir beide weiterhin schwer atmeten.

»Ich will nicht, dass du morgen gegen Ciprian kämpfst«, sagte ich schließlich leise.

Er sah mir ins Gesicht, ohne seine ehrfurchtsvolle Miene zu verlieren. »Ich muss es tun.«

»Wann planst du, euer Vorhaben mit Trajan umzusetzen?«

Es gab nur einen Plan, aber selbst in der Stille seines Schlafgemachs traute ich mich nicht, Revolution oder Rebellion zu sagen. Oder es als das zu benennen, was es war – ein Attentat. Ich hatte Angst, dass der Kaiser es irgendwie erfahren würde, wenn ich solche Worte laut aussprach.

Igniculus. Er war ein grauenerregender Drache von bestialischer Natur. Selbst in seiner menschlichen Gestalt wirkte er furchterregend. Die Art, wie er den Raum im Blick behielt, schien immer berechnend zu sein.

»Bald«, antwortete Julian und rollte sich seufzend auf den Rücken, wobei er mich auf seine Brust zog.

Ich schlang einen Arm um seine Taille und kuschelte mich an ihn, während er eine Decke über uns zog.

»Dein Onkel«, sagte ich leise, »ist furchterregend.«

Julian strich mir mit einer Hand über den Rücken, um mich zu beruhigen. »Er ist verrückt.«

»Warum ist er so anders als dein Vater? Dein Vater schien ein guter Mann zu sein.« Nach dem wenigen, was ich über ihn wusste, musste er das genaue Gegenteil seines Bruders gewesen sein.

»Wusstest du, dass mein Onkel in Drakengestalt auf die Welt kam?«

Ich setzte mich auf, weil ich Julians Gesicht sehen wollte. »Ist das ungewöhnlich?«

Er nickte. »Die meisten Römer werden entweder als Mensch oder als Drache geboren.«

Ich zuckte zusammen. »Wie kann eine Frau die Geburt eines Drachen überleben?«

»Wenn sie in Drachen- oder Drakengestalt geboren werden, sind sie von einer weichen Membran umgeben. Und bei der Geburt haben sie keine Hörner.«

»Oh.« Ich atmete aus und er musste angesichts meiner Unwissenheit lächeln. »Das wusste ich nicht.«

»Woher hättest du das auch wissen sollen?« Er streichelte mir mit einer Hand die Hüfte. »Anhand der Gestalt, in der wir geboren werden, sagen uns die Götter, wer uns am meisten beherrschen wird. Der Mann oder die Bestie.«

»Oder die Frau. Es gibt weibliche Drachen.« Ich versuchte, die aufflackernde Eifersucht zu unterdrücken, die mich überkommen hatte, als ich heute Abend die vornehme Frau mit Julian flirten sah.

»Ja. Wenn ein Drache, ob Mann oder Frau, in Drakengestalt geboren wird, glauben manche, dass der Drache für immer verdorben ist.«

»Wie das? Die Drakengestalt ist doch nur eine andere Form ihrer Bestie.«

»Nein«, widersprach er mir und starrte mich an, während er eine meiner Haarsträhnen um einen Finger zwirbelte. »Das stimmt nicht. In Drakengestalt sind wir weder Mensch noch Bestie. Wir sind eine unnatürliche Kreatur, in der beide um die Vorherrschaft kämpfen. Schon früh wird uns beigebracht, unseren Blutdurst in Drakengestalt zu kontrollieren. Es ist, als würde die Bestie um die Dominanz ringen, wenn wir keines von beidem sind. Es ist nie gut, zu lange in Drakengestalt zu bleiben.«

Ich legte die Wange wieder an seine Brust. »Du warst es auf dem Schlachtfeld.«

»Und dort war es unser primäres Ziel, den Feind zu töten. Es bestand also kein Bedarf an Kontrolle. So können wir unseren Urtrieben freien Lauf lassen. Deshalb verlangt der General, dass die Männer nach der Schlacht im Lager wieder menschliche Gestalt annehmen. Das ist auch der Grund, warum es einem Römer verboten ist, in der Stadt in Drakengestalt zu wechseln, es sei denn, er wird angegriffen und muss sich verteidigen.«

»Ich hätte erwartet, dass deinem Onkel das egal wäre.«

»Er will kein wahlloses Töten. Schließlich braucht er ja ein Reich, über das er herrschen kann. Wenn er zulässt, dass der Drachenwahn die Oberhand gewinnt, wäre das katastrophal für die Bürger, vor allem für den Pöbel.«

»Was interessiert ihn der denn schon? Allem Anschein nach kümmert er sich doch nur um die Bedürfnisse der Patrizier.«

»Obwohl die kleinen Leute nicht über die Drachenmacht verfügen, stellen sie nun mal die Macht des Volkes dar. Wenn es zu Unruhen kommt, wird er dafür verantwortlich gemacht und gehasst. Und dieser Hass überträgt sich auf beide Klassen, da wir alle in der gleichen Stadt leben und arbeiten.«

»Es muss Unruhen gegeben haben, als er anfing, die Bastardkinder der Drachen aus den Häusern zu holen und in die Gladiatorengruben zu werfen.«

Er schwieg, fuhr aber weiterhin federleicht und beruhigend über meinen Rücken. »Ja und nein. Es gab natürlich einige Proteste, aber mein Onkel hat sich schnell und leise im Schutze der Nacht darum gekümmert.«

»Er hat die Aufständischen töten lassen?«

»Genau. Dann ließ er den Prälaten im Forum lange Vorträge über die Unantastbarkeit der Ehe halten und dass nur eheliche Kinder echte Römer seien.«

»Das ist lächerlich. Er kann sich nicht wirklich um die Heiligkeit der Ehe scheren, oder? Nach allem, was ich gehört habe, ist er selbst ein

Hurenbock.«

»Du hast ja keine Ahnung. Er ist schlimmer als jeder Heuchler, aber er weiß, wie man manipuliert. Und er kennt die Tradition der Römer, denen Ehe und Familie heilig sind.«

»Er hat also die Schuldgefühle und Scham der Mütter ausgenutzt, die außerehelich Kinder bekamen?«

»Ja. Und er log und sagte ihnen, dass die Götter sie bestrafen würden, indem sie den Drachenwahn über sie brächten, dass die unehelichen Kinder eine Anomalie seien, die den Verstand verlieren und sie im Schlaf umbringen würden.«

»Was für eine furchtbare Lüge.« Ich dachte an den süßen Stefanos und wusste tief in meiner Seele, dass er niemandem etwas antun könnte, am allerwenigsten uns, seiner Familie.

»Allerdings«, stimmte er mir seufzend zu. »Als eine letzte Heuchelei gab er allen Plebejern fünfundzwanzig Denare und veranstaltete ein Fest, bei dem er im Forum Brot und Fleisch spendierte, um allen zu zeigen, was für ein gütiger Kaiser er doch sei.«

Igniculus war wirklich ein Ungeheuer.

Eine grässliche Erinnerung drang aus den Tiefen meiner Seele hervor. Eine Erinnerung an den Mann, der mir vor so langer Zeit von der Vernichtung meines Dorfes berichtet hatte.

»Mir wurde erzählt, dass der Angriff auf mein Dorf durch den Drachenwahn verursacht wurde.«

Julian hielt inne und spreizte dann die warme Hand auf meinem Rücken. »Die Römer haben in Drakengestalt angegriffen?«, fragte er leise.

»Das haben sie.« Ich erinnerte mich an das raubtierhafte Glitzern in ihren Augen. »Wir hatten uns dem Kaiser gegenüber nichts zuschulden kommen lassen. Unser Dorf war so klein und lag fernab der anderen römischen Provinzen. Ich habe nie verstanden, warum sie zu uns gekommen sind und alle umgebracht haben.«

Er schlang die Arme um mich, drückte mich fest an sich und presste den Mund auf meinen Scheitel. »Es tut mir so leid, Malina. Es hört sich an, als wären sie vom Blutrausch erfasst worden.« Erneut drückte er mich und flüsterte fast zu sich selbst: »Den Göttern sei Dank, dass du entkommen konntest.«

»Ich habe die Götter früher verflucht, weil sie mich entkommen ließen.«

Er drehte uns beide auf die Seite, sodass wir uns in die Augen sehen konnten, stützte sich auf einen Ellbogen und legte mir eine Hand an die Wange. »Warum? Hättest du dir etwa lieber den Tod gewünscht?«

Ich schnaubte. »Fragst du das allen Ernstes, Julian? Nachdem ich diesen Albtraum als Einzige aus meinem Dorf, aus meiner Familie, überlebt habe? Ich dachte, die Götter hätten mich vielleicht aus einem bestimmten Grund verschont. Und als ich in der Lage war, den Kelten im Kampf zu helfen, glaubte ich, dass die Götter mich vielleicht zu diesem Zweck dorthin geschickt hatten.« Immerhin hatte mir meine Bunica das immer gesagt. Dass ich die Menschen retten könnte. »Aber dann wurden die Kelten besiegt.«

»Von mir«, murmelte er säuerlich.

»Von dir. Und ich wurde gefangen genommen.«

»Von mir.«

»Ja.« Ich runzelte die Stirn.

»Du hast also geglaubt, deine Bestimmung wäre vergebens. Dass die Götter dich im Stich gelassen hätten.«

Ich schwieg, denn es entsprach der Wahrheit.

Er fuhr mir mit den Fingern über die Kehle und hob die Münze an, die ich immer noch um den Hals trug. Ich hatte mein Sklavenhalsband für die Nacht abgenommen, jedoch nicht die Münze, die er mir einst geschenkt hatte.

»Du wurdest aus einem bestimmten Grund von den Göttern verschont.«

»Was?« Ich schnaubte erneut. »Um deine Geliebte zu sein?«

»Um meine Frau zu werden.« Er drückte seine Stirn gegen meine. »Um meine Partnerin in dieser höllischen Welt zu sein. Um als meine Gefährtin zusammen mit mir das Römische Reich zu zerschlagen und ein neues aufzubauen.«

Mein Herz schlug schneller, das Blut rauschte wild durch meine Adern. »Du willst das wirklich alles.«

»Ein neues Rom aufbauen? Das sagte ich doch schon.«

Ich wich zurück, um seine Augen besser sehen zu können, und schüttelte dann scheu den Kopf. »Das meine ich nicht.«

Als sein Lächeln immer breiter wurde, spürte ich eine unbändige Wärme in meiner Brust. »Dass du meine Frau wirst?«

»Ich habe heute auf deiner Feier eine sehr schöne Römerin gesehen. Sie schien mit genau dieser Rolle zu liebäugeln.«

Sein Glucksen machte mich wütend. »Du bist eifersüchtig.«

Ich schubste ihn weg, drehte mich um und schlug die Decke zurück. Bevor ich mich aus seinem Bett befreien konnte, hatte er mich um die Taille gepackt und zu sich zurückgezogen, wobei er nun aus vollem Herzen lachte.

»Hör auf damit!«, verlangte ich. »Lass mich los.«

»Nein. Niemals«, raunte er mir ins Ohr, während ich mich halbherzig bemühte, mich zu befreien. Er hielt meine Arme fest und drückte mich enger an sich. »Diese Frau ist ein schwaches, sterbendes Licht am Nachthimmel im Vergleich zu dir. *Bei den Göttern*, Malina. Du warst heute Abend so unfassbar schön, dass es mir im Herzen wehtat, dich überhaupt anzusehen. Und doch konnte ich nicht wegschauen.«

Er holte tief Luft und drückte die Lippen an meinen Hals. Ich konnte nicht anders, als den Kopf zu neigen, damit er besser an meine Haut herankam. Er knurrte leise.

»Weißt du, was das unter Drachen bedeutet?«

»Was meinst du?«

»Wenn du deinen Hals beugst und deinen Nacken vor mir entblößt?«

»Es bedeutet, dass du ihn küssen sollst.«

Er gluckste und drückte einen keuschen Kuss auf meine empfindliche Haut. Ich erschauderte.

»Es bedeutet, dass du dich mir unterwirfst. Dass du dich mir hingibst.« Er drückte seinen inzwischen wieder steinharten Penis gegen meinen nackten Hintern. »Bietest du dich mir an, Malina?«

»Du nimmst mich doch trotzdem«, brachte ich schwer atmend heraus, wölbte den Rücken und rieb den Hintern an seiner Härte.

Er atmete zischend ein und ließ die Hand von meinem Bauch weiter nach oben wandern, um meine Brust zu umfassen und meine Brustwarze zu drehen und zu liebkosen, bis ich aufstöhnte.

»Sag mir, dass du dich mir hingibst«, verlangte er und bedeckte meinen Hals mit sanften, leichten Küssen.

»Immer«, hauchte ich aufrichtig. »Immer, Julian.«

Mit einem Stöhnen versank er von hinten in mir, doch mein Inneres war noch empfindlich und wund von unserer recht groben ersten Vereinigung. Er schien es zu wissen, denn er glitt dieses Mal mit sanften und reibenden Stößen in mich hinein. Dabei massierte er meine Brüste, zwickte leicht hinein und fuhr mit geöffnetem Mund federleicht über meinen Hals. Dann fing er an, süße, unsinnige Dinge zu murmeln, durch die mein Körper nur noch mehr nach ihm verlangte.

»So schön, mein Feuervogel.« Er küsste meine Kehle direkt an der Stelle, unter der mein Puls raste, und leckte darüber. »Ich möchte dich in eine dunkle Höhle bringen. Weit weg.« Sanfte, tiefe Stöße. »Wo uns niemand finden kann. Wo ich dich für immer behalten kann. Und dich wieder und wieder nehmen kann.« Er kniff mir in die Brustwarze, bis ich vor Schmerz aufschrie, dann fuhr er mit der Hand über meinen Bauch. »Ich würde dich ausfüllen, bis du rund wirst mit meinem Kind.«

»*Unserem* Kind«, korrigierte ich mit einem keuchenden Atemzug.

Ein tiefes, befriedigendes Grummeln vibrierte in seiner Brust. Er umklammerte meinen Oberschenkel und hob mein Bein an. Ich schob es nach hinten, bis sich mein Knöchel hinter seinem Oberschenkel verfangen hatte. Er ließ die Finger in die Feuchtigkeit zwischen meinen Beinen wandern, die noch von unserer letzten Vereinigung zurückgeblieben war.

»Ich will dir völlig den Kopf verdrehen«, flüsterte er und drückte leicht auf meine Klitoris.

Ich zuckte und wimmerte, griff nach hinten und krallte die Finger in seine Hüfte.

»Ich will, dass du mit mir gefüllt bist, damit jeder Drache weiß, dass du mir gehörst.«

Ich wölbte den Rücken und beugte mich vor, damit er tiefer in mich eindringen konnte. »Dann tu es, Julian.«

Und er tat es. Er ertränkte mich in seinem Verlangen, seiner Anbetung und seiner Liebe. Als sich unsere Verbindung am Ende zusammenzog, ergoss sich ein überwältigender Schwall dieser bedingungslosen Gefühle in meinen Körper und meine Seele. Es war so real wie mein Herz, das unregelmäßig in meiner Brust schlug. Es war ein lebendiges, atmendes Wesen. Ich war umgeben, verschlungen von Liebe.

Überwältigt von diesen Gefühlen, liefen mir Tränen über die Wangen, bis er mich leise murmelnd beruhigte. »Sch, ich bin bei dir«, raunte er immer wieder, bis ich schließlich einschlief.

OceanofPDF.com

28

Julian

Donnerndes Gebrüll hallte von den Massen oben in der Arena in die unterirdische Kammer herunter, in der ich mich befand. Im Kellergang unter mir standen Männer bereit, um ein riesiges Rad zu drehen und so eine Luke zu öffnen, durch die ich das Kolosseum betreten konnte.

Ich schloss die Augen und versuchte, das Beben der Furcht zu beruhigen, das mich erfasste. Ich hatte nicht etwa Angst vor dem Kampf gegen Ciprian, sondern vor etwas, das ich nicht sehen konnte. Ich fürchtete, dieser Kampf könnte außer Kontrolle geraten und Ciprian zu einem Problem werden, das ich nicht beseitigen konnte, ohne ihn auszuschalten. Aber wenn ich es wagte, ihn auf dem Arenaboden zu erschlagen, wäre Caesar nicht glücklich darüber. Schlimmer noch, er würde Verdacht schöpfen und misstrauisch werden. Dann würde alles auseinanderbrechen.

Plötzlich öffnete sich der Arenaboden und das Sonnenlicht drang in die Kammer, aus der die Gladiatoren wie Götter hervorstiegen. Als ich die Stufen erklomm, ließ das Geschrei des Publikums die Luft vibrieren. Mir gegenüber trat Ciprian aus einer anderen Kammer.

Wir standen in unmittelbarer Nähe der überdachten Loge, aus der der Kaiser und seine Lakaien das Spektakel beobachten würden. Ich blickte nicht einmal in seine Richtung, meine Aufmerksamkeit galt allein Ciprian.

Er grinste, als wüsste er genau, wie gern ich ihn verstümmeln und zerfleischen wollte. Wir hatten beide bereits Drakengestalt angenommen

und trugen nichts als Pteruges, einen ledrigen Schutzrock, um die Hüften und unsere Gladii in den Händen. Seine schwarzen Schuppen schimmerten in der Mittagssonne, die direkt über uns am Himmel stand. Er war kleiner als ich, selbst in Drakengestalt, was meinen Drachen schnauben ließ, der es kaum erwarten konnte, ihn brutal niederzumetzeln.

Nicht weit entfernt hielten Dienstboten nahe der Kolosseumsmauer andere Waffen für uns bereit. Ich schloss die Faust um den Griff meines Gladius und sehnte mich danach, ihm die Klinge tief in die Brust zu bohren.

Er stellte eine Bedrohung dar. Nicht nur für mich. Auch für Malina. Ciprian hatte den Kaiser auf sie aufmerksam gemacht und nun lief mir die Zeit davon. Wir mussten bald handeln. Ich hatte Trajan nur noch eine eilige Nachricht übermitteln können, bevor ich mich in der Arena melden musste. Nachdem ich spät aufgewacht war, hatte ich Malina schlafen lassen, weil ich darauf hoffte, wieder zu Hause zu sein, wenn sie wach wurde. Schließlich hatte ich sie bis tief in die Nacht, fast schon bis zum Morgen, wachgehalten.

Süßer Nektar meines Lebens, meine Malina. Meine Gefährtin.

»Bis einer unterliegt oder sich ergibt!«, brüllte Igniculus und holte mich in die Gegenwart zurück. »Nicht bis zum Tod, Generäle.«

»Natürlich, Caesar!«, rief Ciprian auf die Tribüne.

»Julianus.«

Mein Blick zuckte ruckartig zu ihm hoch. »Ja, Caesar.«

»Dann fangt an!« Er klatschte einmal in die Hände und gab das Signal für den Kampfbeginn.

Die edlen Römer, Bürgerlichen, Freigelassenen und Sklaven auf den Tribünen johlten aufgeregt und ihnen dürstete es nach Blut und Gewalt.

Genau wie mich.

Ich umkreiste Ciprian und peitschte erwartungsvoll mit dem Schwanz durch die Luft, während sich meine Bestie in der Tiefe sprungbereit machte. Mein Drache war die ganze Nacht bei mir gewesen und hatte seine Gier

nach seiner Gefährtin gestillt. Jetzt war es an der Zeit, unseren Blutdurst zu stillen.

Ciprian griff zuerst an und stürzte mit einem harten Schwerthieb vor. Ich wich aus und seine Klinge glitt an meiner entlang, während ich ihn einen Schritt zurückdrängte. Dann setzte ich zum ersten Schlag an, aber er war schnell. Wie erwartet. Ich wollte ihn auslaugen, ihn niederringen, bevor ich das erste Blut vergoss.

Er wirbelte herum, fegte mit dem Schwanz über den Sand und schleuderte ihn mir ins Gesicht, sodass ich nichts mehr sehen konnte. Bevor er jedoch meine Brust traf, schlug ich mit den Flügeln und flog rückwärts, blieb knapp außerhalb seiner Reichweite und rieb mir den Sand aus den Augen. Die Menge kreischte vor Begeisterung über den Beinahetreffer.

Das Lachen meines Onkels hallte über die offene Arena. Mit einem Flügelschlag erhob ich mich in die Luft und stürzte nach unten, wobei ich Ciprian zu Boden warf. Als er erstaunt die Augen aufriss, frohlockte mein Drache. Ich schlug ihm den Schwertgriff gegen das Kinn. Einmal, zweimal … beim dritten Mal rollte er sich zur Seite und schlug mit den Flügeln, um in die Luft zu entkommen. Er landete mit einem dumpfen Aufprall und dem Scharren seiner Krallen auf der gegenüberliegenden Seite der Arena im Sand.

Das kleine rote Rinnsal an seiner Lippe ließ die Bestie in mir knurren, die bei diesem Anblick unbändige Freude empfand. Doch das war nicht genug.

Ich griff an, wich seinem ersten Schlag aus und hieb die Klinge gegen seinen Flügelknochen. Ein befriedigendes Splittern von Knochen erfüllte die Luft.

»Ahhh!« Ciprian schrie auf und Blut tropfte aus der Wunde.

»Oooooo!«, rief die Menge und war begeistert von diesem Anblick.

Ich umkreiste ihn grinsend und schlug spielerisch mit meinem Gladius in die Luft. »Diese Schulter muss genäht werden, wenn Ihr Euch zurückverwandelt.«

»Bei Junos Fotze.« Ciprian spuckte rot aus. »Ich tränke den Sand mit Eurem Blut, bevor wir hier fertig sind.«

»Ihr seid tot, bevor wir fertig sind«, versprach ich ihm.

Er ging lachend in die Hocke und machte sich mit angezogenen Schultern zum Angriff bereit. »Na, na, Julian. Euer Onkel sagte, wir sollen einander nicht töten«, stichelte er.

»Wer sagt denn, dass ich es hier und jetzt tun will?«

Dann stürzte er sich wieder auf mich. Ich war darauf vorbereitet, packte den Griff meines Gladius mit beiden Händen und schwang es, als seine Klinge auch schon gegen meine prallte. Mit einer geschickten Drehung schlug ich ihm das Schwert aus der Hand.

Ciprian knurrte frustriert und ging auf die Dienstboten zu. »Den Dreizack!«, brüllte er.

Der junge Mann stürzte vor und gab ihm die neue Waffe, während ich auf meine Seite zuhielt.

Ich bedeutete meinem Dienstboten, mir ebenfalls den Dreizack zu bringen. Er trug die Waffe zu mir und machte plötzlich einen Satz von mir weg.

Mit einem gewaltigen Flügelschlag und einem schrillen Schrei stürzte Ciprian von hinten auf mich zu und durchbohrte mir beinahe die Kehle. Er verfehlte mich nur knapp, da ich sofort nach rechts auswich und ihm die Spitze meiner Gladiusklinge über die Rückseite seines Oberschenkels zog.

Trotz der Schuppen durchbohrte die scharfe Klinge die Haut. Ciprians brüllendes Knurren hallte bis zum Himmel hinauf.

»Bastard!«, brüllte er und kam mit blutverschmierter dunkler Schnauze auf mich zu.

Das Klirren von Dreizack gegen Schwert hallte durch die Arena und die Menge war völlig gefesselt, verlangte lauthals nach mehr, schrie nach Blut.

Die Anzeichen dafür, dass mein Gegner immer schwerer atmete und schwächer wurde, schien die Bestie in mir zu wecken. Ich stürzte vor,

schlug gleichzeitig heftig mit den Flügeln und rammte ihm die Füße gegen die Brust, sodass er heftig mit den Armen rudernd nach hinten taumelte.

Er sprang sofort wieder auf die Beine, taumelte und erstarrte. Er war außer Atem und schien von dem harten Schlag überrascht zu sein. Mehr brauchte ich nicht.

Ich drehte den Körper ruckartig zur Seite und fegte ihn mit meinem Schwanz zu Boden. Sein Dreizack segelte durch die Luft und landete außer Reichweite.

Bevor er danach greifen konnte, war ich über ihm, hatte einen Fuß an seiner Kehle, meinen Gladius über seinem Herzen. Plötzlich, fast augenblicklich, verwandelten sich die Schreie der Menge von sinnlosem Gebrüll in einen gleichmäßigen Sprechgesang. Ein Mantra.

»Eroberer! Eroberer! Eroberer!«, riefen sie.

Jemand rief von einem der unteren Balkone herunter: »Tötet ihn, Eroberer!«

Immer mehr verlangten den Tod und das Blut dieser armseligen Ausrede für einen Römer. Der Gedanke verankerte sich tief. Ich konnte es sehen, seine Macht spüren. Ich sollte ihm das Leben nehmen und die Welt von einem weiteren Möchtegern-Tyrannen befreien.

Ich wandte den Blick nicht von Ciprian ab, der mich ebenfalls anstarrte, während die Welt nach seinem Kopf verlangte. Wir waren wie erstarrt, verharrten an Ort und Stelle und warteten. Ich legte die Hand fester um den Schwertgriff. Schweiß tropfte an meinem rot geschuppten Arm herunter und glitzerte im Sonnenlicht. Es wäre so einfach, ihn zu töten, die Bedrohung für Malina zu beenden.

Ich würde ihn ausschalten.

Die Tatsache, dass Caesar mich wegen der Missachtung eines direkten Befehls hinrichten konnte, schien keine Rolle mehr zu spielen. Die knurrende Bestie in mir kroch hervor und erweckte in mir den unbändigen Wunsch, diesen erbärmlichen Rivalen ein für alle Mal zu beseitigen.

Die Rufe wurden lauter. Ich hob den Kopf, um das römische Volk zu betrachten, und mir fuhr eine Eiseskälte bis tief in die Knochen. Ich konnte über dieses Volk herrschen und zu dem römischen Kaiser werden, den es immer gebraucht hatte.

Abermals blickte ich auf Ciprian hinunter, auf dessen Kehle ich weiterhin den Fuß presste, und beugte mich über ihn. Ciprian wand sich unter meinem Gewicht, konnte sich aber nicht befreien. Ich grinste, während ich meinen Gladius fester umklammerte und …

Nein, Julian.

Ein Kribbeln in meinen Adern und ihre Stimme in meinem Kopf ließen mich innehalten.

Tu es nicht.

Malina.

Ich drehte den Kopf in Richtung Publikum. Sie war hier irgendwo.

Plötzlich bemerkte ich rechts von mir eine Bewegung. Kaiser Igniculus erhob sich von seinem Thron unter dem Baldachin und trat an den Rand der Loge. Er hob eine Hand. Als hätte er ihnen eine Schlinge um den Hals gelegt, verstummte die Menge schlagartig.

»Gut gemacht, Julianus! Ein wahrer Sohn der Ignis-Drachen!«

Es folgten Beifall und Jubelschreie, die jedoch sofort wieder abklangen.

»Jetzt habt ihr das Blut des jeweils anderen gekostet. Es ist vollbracht!«

In seiner Stimme lagen Stahl und Gewalt. Was ausreichte. Ich nahm den Fuß von Ciprians Kehle und trat zur Seite. Ciprian rappelte sich mühsam auf und schien sofort wieder auf mich losgehen zu wollen.

»Tretet vor, Generäle«, rief Igniculus.

Schwer atmend gingen wir beide näher an die Loge des Kaisers heran und blieben darunter stehen. Die Sonne stand hoch am Himmel und brannte heiß auf uns herab.

»Ihr habt euch beide gut geschlagen. Und obwohl dies ein Unentschieden ist …«

»Ich habe ihn besiegt«, brüllte ich.

»Ich habe nicht aufgegeben«, widersprach Ciprian gleichzeitig.

»Weil ich Euch gerade die Kehle aufschlitzen wollte!« Ich starrte ihn wutentbrannt an.

»Genug!« Igniculus' Befehl hallte bis hinauf in die Dachsparren.

Außer dem Rauschen des Windes durch die Arena war nichts zu hören, Caesars Zorn jedoch deutlich zu spüren.

»Das reicht«, sagte er ruhiger, aber immer noch laut genug, dass die Patrizier in den unteren Logen es hören konnten. »Damit ihr beide besänftigt seid, wird jeder von euch einen Besitz meiner Wahl aufgeben, um diese Fehde ein für alle Mal zu beenden.«

Er hielt inne und ich ahnte, was kommen würde.

»Ciprian wird Julian seinen wertvollen Andalusierhengst schenken.« Ciprian zischte leise, sagte aber nichts. »Julian überlässt Ciprian seine keltische Sklavin.«

Ich zuckte innerlich zusammen, zwang mich jedoch, mir nichts anmerken zu lassen, und umklammerte den Schwertgriff nur umso fester. Für alle anderen musste das wie ein unfairer Handel erscheinen. Eine Sklavin war bei Weitem nicht so wertvoll wie ein Andalusierhengst. Aber sie hatten ja keine Ahnung, dass mir meine *Sklavin* kostbarer war als mein eigenes Leben.

Nicht, flehte mich ihre Stimme erneut durch unsere Verbindung an.

Jede Widerrede oder Weigerung hätte meinen Tod bedeutet. Und Malina brauchte mich.

Ciprian rief dem Kaiser lächelnd zu: »Ja, Kaiser! Wie Ihr wünscht.«

Ich blieb wie erstarrt stehen, als wäre ich eine Statue in Drakengestalt, und starrte zu meinem Onkel hinauf, der mit ernster Miene auf meine Unterwerfung wartete.

»Ja, Kaiser«, sagte ich schließlich mit tiefer, klarer Stimme. »Wie Ihr wünscht.«

Während die Römer lachend und gut gelaunt aus der Arena strömten, verbeugte ich mich vor meinem Kaiser und verließ das Kolosseum mit einer furchtbaren Düsternis in mir, die jegliches Licht in meiner Seele auslöschte.

OceanofPDF.com

29

Malina

»Nein!«, brüllte Julian. »Das werde ich nicht zulassen!«

Ich war nur wenige Augenblicke nach ihm zu Hause angekommen und hatte Julian immer noch verschwitzt, blutig und wütend vorgefunden. Er wollte nicht, dass ich mir die Wunde an seiner Schulter ansah.

»Ich kann ihn kontrollieren«, sagte ich nun schon zum dritten Mal. »So wie ich es gestern Abend schon auf dem Fest getan habe.«

Schließlich hörte er auf, hektisch umherzulaufen, kam direkt auf mich zu und packte meine Oberarme. »Hör mir zu, Malina.« Seine Augen waren wild und sein Verhalten völlig unkontrolliert, was überhaupt nicht zu ihm passte. »Ich weiß, was er mit dir machen wird, und ich kann das verdammt noch mal nicht zulassen.« Er zog mich an sich und presste seine Stirn an meine, wobei sein ganzer Leib bebte. »*Bei den Göttern*, ich werde noch wahnsinnig.«

»Ganz ruhig, Julian.« Ich presste ihm die Hände an den Unterkiefer. »Hör mir bitte zu.« Ich strich mit einer Hand über sein Haar. »Ich kann seine Gefühle nach Belieben manipulieren. Er wird mir nicht wehtun. Ich habe es doch schon einmal getan.«

Julian starrte mich ängstlich, aber auch liebevoll an.

»Was glaubst du, wie ich die ganze Zeit überlebt habe?«, fügte ich hinzu.

»Wir sollten auf der Stelle verschwinden«, knurrte er leise. »Lass uns ganz weit weg gehen, an einen Ort, an dem sie uns nicht finden werden.«

»Und was ist mit deiner und Trajans Mission? Was ist mit den Einwohnern Roms?«

Er antwortete nicht und spannte nur die Kiefermuskeln an.

»Sie hat recht«, sagte eine Stimme hinter uns.

Ich drehte mich um und sah Trajan im Korridor stehen, der zu den Stallungen führte.

Er trat aus dem Schatten am Rande des Atriums, wobei das leise Rauschen des Brunnens im Moment eher bedrohlich als beruhigend wirkte.

»Du musst sie zu ihm schicken«, fuhr Trajan fort, »sonst sind alle unsere Pläne hinfällig.«

Julian packte mich an den Schultern und drückte die Brust gegen meinen Rücken, als müsste er sich an mir festhalten, um nicht zu vergehen. »Du hast leicht reden, schließlich ist es ja auch nicht deine Frau, die du weggeben musst.«

Trajan schüttelte den Kopf und seine dunklen Augen wirkten traurig. »Nein, mein Freund. Es ist alles andere als leicht. Aber bedenke, was passiert, wenn du dich weigerst, sie gehen zu lassen. Der Kaiser weiß, dass du an ihr hängst. Das ist der einzige Grund, aus dem er dich zwingt, sie aufzugeben.«

Julian schnaubte angewidert. »Er kann nicht zulassen, dass ich in eine Sklavin verliebt bin, sondern muss sie mir wegnehmen.«

Ich drehte mich schnell in seinen Armen um, legte ihm die Hände auf die Brust und sah ihm ins erboste Gesicht. »Du bist in mich verliebt?«

Er riss den leidenden Blick von Trajan los und sah zu Boden. Seine Miene wurde weicher, als er murmelte: »Das weißt du.«

Ich strich mit den Fingerspitzen über die Falten auf seiner Stirn. Trajan schwieg einen Moment lang und schien zu begreifen, dass wir eine Atempause brauchten.

Doch dann ergänzte er leise: »Ja, Julian. Er weiß, dass du sehr an ihr hängst.«

»Wegen dieses verdammten Ciprians«, fauchte Julian, während er mich weiterhin ansah, die Hände auf meinen Schultern hatte und mit den Daumen über die nackte Haut an meinem Hals fuhr.

»Ja, seinetwegen. Und der Kaiser wird nicht zulassen, dass du eine seiner Meinung nach unglückliche Verbindung eingehst, so, wie es dein Vater getan hat.«

Julian strich mir über die Wange. »Dafür ist es zu spät.«

Ich lächelte, legte meine Handfläche auf seinen Handrücken und drückte die Wange an ihn.

»Wir stehen so kurz davor, Julian.«

»Wie kurz?« Schließlich hob er den Kopf und schaute über meine Schulter.

Ich drehte mich ebenfalls zu Trajan um.

»Sie wollen sich morgen Abend treffen. Sie *alle*.«

»Wo?«

»Im Haus meines Großvaters in Vulsinii. Wir dürfen es nicht riskieren, zusammen gesehen zu werden, und müssen uns daher außerhalb von Rom treffen.«

»Dann warten wir zumindest so lange«, bot ich an und drehte mich zu ihm um.

»Hast du eine Ahnung, was du da von mir verlangst? Dass ich dich freiwillig einem Monster überlasse?«

»Ich werde mit Ciprian fertig.« Ich legte ihm eine Hand direkt über dem Herzen auf die Brust und spürte das schnelle Schlagen unter seiner Haut. »Und überleg doch mal, Julian. Vielleicht kann ich euch sogar helfen.«

»Auch wieder wahr«, stimmte Trajan mir zu. »Wenn sie in seinem Haus ist, kann sie uns Informationen über sein Kommen und Gehen liefern. Und wie wir ihn am besten töten können.«

Ich warf einen Blick zurück, da mir erst jetzt aufging, dass Ciprian auch auf ihrer Todesliste stand. Was mich eigentlich nicht wundern sollte. Ich sah

erneut Julian an.

»Auch das könnte ich übernehmen«, schlug ich vor.

Er legte mir die Hände an die Wangen und ein trauriges Lächeln umspielte seine Lippen. »Da ist mein Feuervogel wieder. Stürzt sich ohne Angst in die Gefahr.«

Ich hatte sogar sehr große Angst, was ich ihm gegenüber jedoch nicht zugeben wollte, denn das hätte die Sache nur noch schlimmer gemacht.

Ruskus betrat das Atrium. »Dominus. Ciprians Männer sind mit dem Hengst hier«, sagte er düster, den Blick ernst auf mich gerichtet. »Wegen des Austauschs.«

Julian versteifte sich und presste die Kiefer zusammen. »Wegen des Austauschs«, knurrte er und Wut durchzog jedes Wort.

»Alles wird gut.« Ich wich zurück, aber er zog mich an sich und umarmte mich fest.

»Wenn irgendetwas passiert, fliehst du und kommst zu mir«, flüsterte er, dann zwang er mich, ihn anzusehen, und küsste mich.

Ich erstarrte vor Schreck, schließlich befanden wir uns in der Gesellschaft von Trajan und Ruskus. Doch Julians Lippen auf den meinen brachten mich dazu, den Mund zu öffnen, und ich vergaß alles außer ihm. Ein paar kurze Sekunden lang gab es nur Julian und mich. Meine große, süße Liebe.

Als er mich fester umklammerte, wurde mir klar, dass ich diejenige sein musste, die das Ganze beendete. Er würde das niemals übers Herz bringen. Ich schob ihn von mir weg und löste die Lippen von seinen.

»Mach dir keine Sorgen.«

Er hob eine zitternde Hand, strich mir über die Wange und flüsterte mit herzzerreißender Stimme: »Bei den Göttern, ich hoffe inständig, dass er dir nichts tut.«

»Ich werde ihn davon abhalten.« Ich hob seine große Hand und drückte einen Kuss auf die Handfläche. »Das verspreche ich.«

Dann drehte ich mich um und folgte Ruskus durch den Vordereingang auf die Straße. Julian kam nicht hinterher und ich war froh darüber. Ich hätte es nicht ertragen können, dass er zusah, wie ich weggebracht wurde.

Als ich das Foyer durchquerte, stand Kara in einer Nische und sah mich ernst an.

Ich bemerkte, dass Ivo hinter ihr stand und Stefanos neben ihm. Lautlos liefen dem Jungen Tränen über die Wangen. Notgedrungen zwang ich mich zu einem Lächeln und sagte zu ihnen allen: »Julian wird einen Weg finden. Macht euch keine Sorgen.«

»Pass auf dich auf, Mädchen.« Kara machte wie immer ein finsteres Gesicht, auf dem sich jedoch ihre Besorgnis abzeichnete.

»Mache ich.«

Ich huschte durch den letzten Korridor auf die Straße, die sich an den schönsten Häusern des Palatins entlangschlängelte. Die Männer, die auf mich warteten, waren dieselben, die von mir verflucht worden waren, nachdem sie Stefanos' wahres Wesen erkannt hatten. Ein Anflug von Furcht erfasste mich, aber Ciprians Männer, einschließlich des großen, bärtigen, der mich angegriffen hatte, wirkten fast verängstigt, als er Ruskus die Zügel des Hengstes übergab.

»Ivo!«, rief er aus.

Ivo eilte herbei, nahm die Zügel entgegen und schenkte mir zum Abschied ein trauriges Lächeln, bevor er das Pferd in die Gasse zu den Stallungen führte.

»Komm mit, Mädchen«, knurrte der Bärtige, ohne mich zu berühren, und machte sich auf den Weg nach unten.

Der andere folgte mir, als ich zu meinem neuen Zuhause eskortiert wurde. Ich ging erhobenen Hauptes davon, während hinter mir aus dem Haus das laute Geräusch von Zerbersten und das grauenerregende Gebrüll eines wütenden Drachen gen Himmel hallten.

OceanofPDF.com

30
Malina

»Das musst du abnehmen«, sagte das blonde Mädchen und deutete auf mein Sklavenhalsband mit Julians Namen.

Ihr Name war Rhea. Sie hatte mir erzählt, sie sei in sehr jungem Alter verkauft worden und wisse nicht, woher sie ursprünglich stamme, obwohl sie fand, dass sie wie viele Kelten aussah, die sie getroffen hatte. Seitdem ich hier war, plapperte sie in einer Tour.

Ich nahm das Halsband ab, aber als Rhea es an sich nehmen wollte, zog ich es zurück und drückte es an meine Brust. »Ich behalte es.«

Sie runzelte die Stirn, dann zuckte sie mit den Achseln. »Wie du willst. Aber lass es Dominus nicht sehen. Er ist bei seinen Sklaven sehr besitzergreifend.« Um dann ehrlich zu ergänzen: »Er wird es dir wegnehmen, wenn er es sieht.«

Ich machte mir nicht die Mühe, ihr mitzuteilen, dass ich weder seine Sklavin war noch jemals wieder das Eigentum eines Mannes sein würde. Auch wenn man mich mit Gewalt in dieses grauenvolle Haus gebracht hatte, verfolgte ich doch eine eigene Mission. Ich musste den einfachsten Weg finden, Ciprian Seneca zu töten.

Ich starrte auf Julians Namen auf dem Zinnschild auf meinem Halsband. »Das soll er ruhig versuchen.«

Sie kicherte. »Du bist ein lebhafter kleiner Feuervogel, was?«

»Wie bitte?«

»Oh, ich wollte dich nicht beleidigen.«

»Nein, warum hast du mich Feuervogel genannt?« Das hatte ich mich schon so lange gefragt und Julian hatte sich nie die Mühe gemacht, es mir zu erklären.

Sie zuckte mit den Achseln. »Das ist nur eine Redensart. Aus dieser Geschichte über Aurelia. Die goldene Drachin.«

»Ich kenne die Geschichte nicht.«

»Wie ist das möglich? Sie ist doch allseits bekannt.«

»Ich komme aus Dakien, nicht aus Rom.«

Rhea runzelte die Stirn. »Natürlich.« Sie ging zu der kleinen Truhe, die am Fußende meines neuen Bettes stand, und öffnete sie. »Es ist eigentlich eine wunderbar tragische Liebesgeschichte.«

»Erzähl sie mir.«

Rhea lächelte, was ihr hübsches Gesicht sogar noch hübscher machte. Ich bemerkte die leichten Blutergüsse an ihren Handgelenken, als sie eine schwarze Tunika aus der Truhe holte, die genau wie die ihre aussah und mit einem Lederband als Gürtel zusammengebunden wurde. Der Stoff war dünn und durchsichtig, sodass man ihren Körper dadurch vollständig sehen konnte.

»Hier, zieh das an. Dominus mag es, wenn wir alle seine Farbe tragen.«

Zähneknirschend wandte ich mich ab und fing an, mich umzuziehen. Scham wallte in mir auf, als ich mir den Stofffetzen über den Kopf zog. Es gab keinen Sichtschirm, der mir etwas Privatsphäre gewährt hätte. Die Sklavenquartiere waren kleiner, dunkler, kälter und fensterlos, ganz anders als in Julians Haus.

»Erzähl mir die Geschichte«, forderte ich sie erneut auf.

»Aurelia war die letzte goldene Drachin. Sie lebte vor Jahrhunderten. Sie war die einzige Tochter und das einzige Kind der bedeutendsten Familie in Rom. Weil sie eine goldene Drachin war, das letzte gebärfähige Weibchen ihrer Art, wollte der Kaiser sie zur Frau nehmen.«

»Welcher Kaiser?«

»Crusus der Rote lautete sein Name. Doch Aurelia war ein trotziges Kind und bekannt dafür, hitzköpfig und leichtsinnig zu sein. Ihr Vater hatte sie mit dem unabhängigen Willen eines Sohnes erzogen. Außerdem war Aurelia in einen anderen verliebt. In den Sohn eines niederen Adligen. Als ihr Vater von ihr verlangte, den Kaiser zu heiraten, weigerte sie sich.«

»Das kam beim Kaiser vermutlich nicht gerade gut an«, meinte ich und drehte mich zu ihr um, während ich meine alte Tunika zusammenfaltete und sie auf meine Halskette in die Truhe legte.

»Ganz und gar nicht.« Rhea lachte auf. »Sie hat zu ihrem Vater gesagt, dass er ruhig versuchen solle, sie dazu zu zwingen, diesen brutalen Kaiser zu heiraten. Bevor sie sich ihm hingeben würde, wollte sie eher sterben. Als Crusus von ihrer Weigerung erfuhr, versammelte er sofort seine Prätorianer und marschierte zu ihrem Haus, um sie mit Gewalt in den Palast zu verschleppen.«

Ich saß neben Rhea auf der harten Matratze, deren Augen beim Erzählen aufgeregt funkelten.

»Dann«, sagte sie dramatisch, »stürmten sie ihr Haus und Aurelia floh in den Vorhof, wo sie sich in ihre goldene Drachin verwandelte. Sie stieß ein lautes Brüllen aus und flog davon. Natürlich verwandelten sich die Prätorianer und der Kaiser ebenfalls und jagten ihr hinterher.«

»Und, haben sie sie erwischt?«

Rhea grinste. »Nein, haben sie nicht. Sie war so schnell, dass sie sich schon über Hispanien befand, bevor sie sie schließlich einholten.«

Rheas Gesichtsausdruck wurde trauriger.

»Aurelia wusste, dass sie nicht lange vor ihnen davonfliegen konnte, und sie weigerte sich, einen anderen als ihre wahre Liebe zu heiraten. Sie wusste auch, dass der Kaiser ihren Geliebten töten würde, sobald sie sie nach Rom zurückgebracht hatten. Darum ließ sie zu, dass sie sich ihr näherten. Einer der Prätorianer spie Feuer, um sie zu warnen, dass sie die

Flucht aufgeben sollte. Aber darauf hatte Aurelia nur gewartet. Sie saugte sein Feuer in ihren Mund und schluckte es herunter.«

»Was?« Ich war verwirrt. »Aber wie?«

»Sie war ein *goldener* Drache.«

»Was soll das bedeuten?«

»Goldene Drachen hatten die Fähigkeit, Feuer zu verstärken, indem sie es in sich aufsaugten und zehnmal stärker wieder ausspien, um so eine Feuerexplosion zu erzeugen.«

»Sie konnte sie also verbrennen und entkommen?«

Rhea schüttelte den Kopf. »Nur den einen. Der Kaiser hielt sich zurück und wartete. Daher tat sie das Einzige, was ihr noch übrig blieb. Sie verlangsamte ihren Flug und entblößte ihren Hals, um ihm zu zeigen, dass sie sich ihm unterwarf. Und als der Kaiser den Köder schluckte, sich mit seinen Klauen an ihr festkrallte und mitten in der Luft ihre Kehle packte, verstärkte sie das Feuer, das in ihr brannte, und ließ ihren eigenen Körper in Flammen aufgehen.«

Ich zuckte zusammen. Auf dieses Ende war ich nicht vorbereitet gewesen.

»Sie stürzte in den Tod, aber sie riss den Kaiser mit sich. Daher kommt auch der Begriff Feuervogel.«

»Tja, ich besitze jedoch nicht die Fähigkeit, jemanden zu verbrennen. Aber ich danke dir für das Kompliment.« Meine Gedanken wanderten zum hundertsten Mal seit meiner Ankunft zu Julian und ich erinnerte mich daran, wie er mich damals in Dakien zum ersten Mal Feuervogel genannt hatte. Ich lächelte bei der Vorstellung, dass er mich mit Aurelia, der goldenen Drachin, verglichen hatte.

Rhea lachte leise. »Du hast aber den gleichen Mut. Nur« – sie zog die Stirn in Falten und legte mir eine Hand auf den Arm – »sei in der Nähe des Gebieters ja vorsichtig.«

Ich deutete auf die blauen Flecken an ihren Handgelenken. »Tut er dir oft weh?«

»Eigentlich nicht.« Sie berührte zaghaft eine der Prellungen. »Halt einfach still, wenn er sich an dir vergeht. Normalerweise wird er nur gewalttätig, wenn man sich wehrt.«

»Und du hast dich gewehrt?«

»Ich? Bei den Göttern, das würde ich niemals tun.« Sie schüttelte den Kopf.

Und doch zierten ihren Arm blaue Flecken, weil er sie grob behandelt hatte. Als mir bewusst wurde, in welcher Hölle ich hier gelandet war, wurde mir das Herz schwer. Ciprian war in der Tat der Inbegriff von Grausamkeit und Brutalität, was mich nur noch entschlossener machte, einen Weg zu finden, ihn zu töten.

»Rhea«, sagte ein großer, stämmiger Mann, der ebenfalls Ciprians Halsband trug. »Dominus möchte, dass du und das neue Mädchen ihm heute Abend das Abendessen servieren.«

Rhea wurde augenblicklich ernst und ihr Lächeln verschwand. »Ja, Adriano.«

»Die Köchin hat das Abendessen in einer Stunde fertig.«

Mir drehte sich vor Schreck der Magen um. Auch wenn ich voller Mut hierhergekommen war, schien er mir bei diesem unheilverkündenden Ruf vollends zu vergehen. Aber ich hatte Julian geschworen, dass ich auf mich aufpassen würde, und genau das hatte ich auch vor.

»Keine Sorge«, versicherte mir Rhea und nahm meine Hand. »Er wird dich nicht schlagen, es sei denn, du bist ungehorsam. Also« – sie zuckte mit den Achseln – »gehorche einfach seinen Befehlen und alles wird gut.« Sie lachte, aber nicht mehr ganz so herzlich wie zuvor. »Sei heute Abend nicht der Feuervogel, Malina.«

Ich schenkte ihr ein Lächeln, obwohl ich ganz genau wusste, dass ich auf keinen Fall etwas anderes sein konnte.

»Stell dich hierher, damit ich dich gut sehen kann.«

Ciprians Stimme glitt wie eine sich windende Schlange über meine Haut und hinterließ eine Gänsehaut auf meinen Armen. Ich stellte das Tablett mit dem gebratenen Fleisch und Gemüse auf den niedrigen Tisch vor seiner Liege und trat dahinter, damit sich der Tisch zwischen uns befand.

Hocherfreut bemerkte ich, dass seine gesamte Schulter genau wie seine Brust verbunden war. Aufgrund der vielen Leinenwickel trug er keine Tunika und nur einen schwarzen Pteruges, der über den Knien endete. Sein linkes Auge war geschwollen und violett und eine weitere Wunde zog sich von seinem Kiefer bis zu seinem Hals. Ciprian schien dem tödlichen Schlag nur um Haaresbreite entgangen zu sein.

Während ich den Schaden betrachtete, den ihm mein Gefährte zugefügt hatte, nahm er mein Gesicht und meinen Körper ausgiebig in Augenschein, den er dank der durchsichtigen Tunika, die ich gezwungenermaßen tragen musste, deutlich erkennen konnte. Es war ein anstößiges Kleidungsstück und genau das, was ich von einem Mann wie ihm erwartet hatte.

Ich hielt das Kinn hoch und starrte ihn direkt an, ohne ihm zu zeigen, dass ich mich in meinem neuen Gewand unwohl fühlte.

»Ja«, sagte er schließlich, »so langsam verstehe ich, was Julian in dir sieht. Aber eins musst du mir verraten, Hexe.«

Er hielt inne, während Rhea ihm Wein einschenkte, dann stellte sie sich an die Rückwand seines kleinen Salons. Sein Haus war nicht annähernd so prunkvoll wie Julians – keine Marmorböden oder Skulpturen und auch kein großes Atrium mit Pflanzen oder einem Brunnen. Es lag zwar am Fuße des Hügels, aber immer noch darauf, was ihn als Patrizier auswies. Dennoch war offensichtlich, dass seine Familie nicht so zur Aristokratie gehörte wie Julian. Nicht einmal ansatzweise.

Demzufolge fragte ich mich nun umso mehr, wieso er in derart hoher Gunst des Kaisers stand, der nur die Gesellschaft der reichsten und ältesten Familien Roms zu schätzen schien. Ciprians Familie mochte vom alten Adel sein, war aber gewiss nicht die reichste.

»Raus mit der Sprache.« Ciprian starrte mich grinsend wie der dämonische Teufel, der er ja auch war, an. »Wie hast du den Kelten geholfen, Bastius dreimal zu besiegen, bevor Julianus auftauchte und die Sache regeln konnte?«

»Ich weiß nicht, was Ihr meint. Wie sollte eine einfache Frau Kriegern im Kampf helfen?«

Meine Miene blieb ausdruckslos und zeigte keinerlei Emotionen.

Er gluckste und nippte an seinem Wein. »Eine einfache Frau kann das nicht. Eine *Hexe* schon.«

»Und was meint Ihr mit Hexe? Glaubt Ihr etwa, ich hätte die Römer verzaubert, gegen die meine keltischen Brüder und Schwestern gekämpft haben?«

»Es hieß, du hättest eine Art Hexerei gegen sie eingesetzt und die Männer dazu gebracht, ihre Legion und die Schlacht zu verlassen. Aber seltsamerweise kann sich niemand, der dabei war, an irgendetwas erinnern.«

»Und woher sollte ich eine solche Gabe haben, um Krieger vom Feld weglocken zu können?«

»So etwas kann nur eine Hexe. Eine, die von der Göttin Minerva berührt wurde. Der böse Kräfte geschenkt wurden, um sie gegen die Menschen einzusetzen.«

»Ich bin weder römisch noch keltisch. Ich bin Dakerin und wir beten eure Götter nicht an.« Doch das war genau genommen eine Lüge. Ich hatte an Proserpinas Altar bereits für die Seelen meiner Schwestern, Enids und meiner Familie gebetet. »Warum sollte Minerva mir ein solches Geschenk machen? Ich bin keine Römerin.«

»Minerva ist eine boshafte Göttin.« Seine Stimme wurde tiefer und zorniger. »Sie glaubt, sie wäre was Besseres als ihr Vater Jupiter und ihre Onkel Neptun und Pluto, die die rechtmäßige Ordnung verkünden.«

»Die rechtmäßige Ordnung von was, Dominus?«, fragte ich und spielte die neugierige, unterwürfige Sklavin.

Er verlagerte lächelnd das Gewicht, legte sich eine Hand in den Schritt und streichelte sich. »Deiner Stellung. Minerva würde ihre Kräfte an jeden weitergeben, von dem sie glaubt, dass er sie gegen die Männer einsetzen kann. So, wie sie es bei Medusa getan hat.«

Ein Schauder der Erkenntnis lief mir kalt den Rücken herunter. Medusas Geschichte kannte ich. Bunica hatte sie mir und meinen Schwestern unzählige Male erzählt. Es war mir immer ein Rätsel gewesen, warum sie eine römische Geschichte derart faszinierend fand, bis ich spürte, wie die Macht in meinem Geist und meiner Seele Wurzeln schlug. Bis zu jenem ersten Mal, als ich mich mit meiner Gabe an meine Mutter band, während sie um ihren Vater trauerte, und ich ihren Schmerz zu lindern vermochte. Es geschah rein instinktiv. Ich verstand meine Gabe nicht, aber ich spürte, dass sie tief in meinem Fleisch und meinen Knochen lebte und atmete.

Und als Bunica danach die schreckliche Geschichte von Medusa und den Gaben der Minerva erzählte, verstand ich den intensiven Blick in den braunen Augen meiner Großmutter und den Grund, warum sie uns immer wieder daran erinnerte. Minerva hatte uns diese Gaben geschenkt. Und jetzt war ich die Einzige, die sie einsetzen konnte.

»Also beantworte mir meine Frage, Malina.« Ciprians Reibeisenstimme holte mich in die Gegenwart zurück. »Bist du eine Hexe?«

»Natürlich nicht, Dominus«, erwiderte ich leichthin. Aber ich war durchaus eine von mächtiger Mystik erfüllte Frau und hatte vor, diese mit unbarmherziger Entschlossenheit gegen ihn einzusetzen.

Er trank noch mehr Wein, rührte sein Essen jedoch nicht an, sondern musterte mich mit zusammengekniffenen Augen. »Was sagt Julian über

mich?«

»Was meint Ihr, Dominus?«

»Spiel nicht die Schüchterne. Ich weiß, dass er über mich spricht.« Er grinste breit, als wäre er stolz auf diese Tatsache. »Und Männer reden gern nach einem guten Fick. Was hat er gesagt?«

Ich presste die Lippen aufeinander und wollte ihm nicht antworten. Doch seine Andeutung, dass ich nichts weiter als ein Körper sei, den Julian benutzt hatte, machte mich wütend. Wir waren so viel mehr füreinander, als er sich jemals vorstellen konnte – er, der neben Julian bestenfalls ein blasser Abklatsch eines Mannes war.

»Er sagt, dass Ihr arrogant seid. Dass Ihr versucht, Euch über Euren Stand zu erheben, um dem Kaiser nahe zu sein, und dass Ihr ihn niemals ersetzen werdet, weil das Blut der Dakkia-Familie durch seine Adern fließt.« Ich hielt inne, während Rhea nach Luft schnappte. »Euer Blut sei seinem nicht ebenbürtig, demzufolge werdet Ihr nie gut genug sein, um die höheren Ränge der römischen Aristokratie zu erklimmen.«

Er starrte vor Wut schäumend vor sich hin und sein Gesicht lief puterrot an, vom Alkohol wie vor Zorn.

»Du hast eine spitze Zunge«, fauchte er. »Dann sollst du sie auch einsetzen.«

Er leerte seinen Becher und knallte ihn auf den Tisch, um danach seinen Gürtel zu lösen und den vorderen Teil seines Pteruges zur Seite zu schlagen.

»Rhea!«, brüllte er, obwohl sie direkt hinter mir stand. »Komm und lutsch meinen Schwanz. Zeigen wir der Neuen, wie ich es gern habe. Danach ist sie an der Reihe.«

Wut schoss durch meinen Körper. Dieser abscheuliche Dreckskerl. Er wollte mich in die Schranken weisen, aber nicht bevor er Rhea vor meinen Augen erniedrigt hatte.

Rhea kniete sich bereits hastig vor ihn auf die Liege. *Wie oft hat er sie schon dazu gezwungen?*, fragte ich mich für den Bruchteil einer Sekunde,

bevor ich meine *Hexenkraft*, wie Ciprian sie genannt hatte, zu mir rief.

Mit einem jähen Ruck griff ich nach seiner Essenz. Wie letzte Nacht war sein Geist auch jetzt kalt und faulig und wand sich unter der Verbindung, doch ich hielt ihn trotzdem fest und wickelte mein Energieband darum. Letzte Nacht hatte er nur einschlafen sollen, aber jetzt wollte ich, dass er Schmerzen hatte. Unerträgliche Schmerzen.

Er hatte eine Hand auf Rheas Kopf gelegt, während sie am Verschluss seines Rocks herumfummelte. Schon drückte er sie weiter nach unten zu seiner Erektion. »So ist es richtig. Zeigen wir ihr, wie das geht.«

Dann sah er grinsend zu mir auf.

Ich hatte so etwas noch nie gemacht, suchte jedoch instinktiv nach der aufgewühltesten, übelkeitserregendsten, abscheulichsten Emotion, die mir einfallen wollte, und jagte diese dann wie einen vergifteten Pfeil durch die Verbindung.

Eben grinste er noch und weidete sich an der Macht, die er über ein hilfloses Mädchen wie Rhea hatte, doch auf einmal wurde sein Gesicht geisterhaft blass, er schoss in die Höhe und stieß Rhea von sich weg. Schon erbrach er einen roten Strahl über sich – den Wein, den er anscheinend den ganzen Abend über getrunken hatte. Das war scheinbar eine ganze Menge gewesen.

»Bei Plutos Schwanz!«, keuchte er, würgte und sank neben der Liege auf die Knie, würgte erneut und übergab sich auf den Boden.

Rhea sprang schreiend auf und huschte davon. Ich aber stand ganz still und sah zu, wie der Gebieter des Hauses seinen gesamten Mageninhalt ausspie, bis ihm die Galle auf höchst ekelhafte Weise vom Kinn tropfte. Andere Sklaven kamen in den Raum gerannt.

»Dominus! Lasst mich Euch helfen!« Der Große, der uns den Befehl gegeben hatte, das Essen zu servieren, ging neben ihm zu Boden, half ihm auf. Er schleppte ihn weg, während Ciprian sich krümmte, vor Schmerzen stöhnte und zwischendurch immer wieder fluchte.

Selbst als Ciprians Leibsklave ihn aus dem Zimmer und, wie ich annahm, in sein Schlafgemach gebracht hatte, konnten wir ihn noch schreien und vor Qualen stöhnen hören.

»Was ist passiert?«, rief die Köchin, eine dicke Frau, die in der gegenüberliegenden Tür auftauchte. »Welches Gericht hat ihm den Magen verdorben?« Sie rang ängstlich die Hände.

»Er hat nichts angerührt«, antwortete ich ruhig, »sondern nur den Wein getrunken. Hat ihm der Arzt vielleicht etwas gegeben?«

Die Köchin runzelte die Stirn und nickte. »Gut möglich. Der Arzt hat mir etwas gegen die Schmerzen gegeben, das ich in seinen Weidenrindentee tun sollte.« Dann eilte sie zurück in die Küche und murmelte dabei: »Er wird einen Schlaftrunk brauchen.«

Ich drehte mich zu Rhea um, die mich mit offenem Mund und vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen anstarrte. »Glaubst du, er wurde vergiftet?«, flüsterte sie.

»Nein«, erwiderte ich.

Rhea blinzelte. »Ich schätze, wir sollten das besser aufräumen.«

Wir starrten beide auf die eklige Sauerei, die er hinterlassen hatte. »Das ist weitaus angenehmer, als ihm einen blasen zu müssen«, stellte ich trocken fest.

Rhea brach in Gelächter aus, dann hielt sie sich aber sofort wieder den Mund zu. »Ja«, sagte sie leise, »da hast du recht.«

»Na, dann lass uns das schnell erledigen, damit wir zu Bett gehen können.«

Sie starrte den Flur hinunter und wirkte auf einmal verzweifelt. »Glaubst du, er kommt zurück, nachdem …?«

Ein weiteres lautes Stöhnen hallte durchs Haus.

»Nein. Heute macht er gar nichts mehr. Außerdem bereitet ihm die Köchin doch einen Schlaftrunk zu.« Ich hielt die Verbindung aufrecht, obwohl sie jetzt, wo er nicht mehr in meiner Nähe war, blasser wurde.

Bisher war es mir noch nie gelungen, jemanden lange festzuhalten, den ich nicht sehen konnte. »Machen wir hier sauber.«

Es war eine widerliche Arbeit, dennoch lächelte ich die ganze Zeit. Als wir die Böden ein zweites Mal mit Seifenwasser wischten, knickten meine Arme ein und ich schlug beinahe mit dem Kopf auf dem Steinboden auf.

»Geht es dir gut?«, erkundigte sich Rhea.

»Ich bin nur müde.« Mein Körper war geschwächt, nachdem ich bei Ciprian so viel Energie aufgewandt hatte. Seit meiner Zeit bei den Kelten, in der ich die römischen Soldaten aus Legatus Bastius' Legion beeinflusst hatte, war ich nicht mehr so erschöpft gewesen.

Während wir mit dem Putzen beschäftigt waren, hatte die Köchin Ciprian den Schlaftrunk gebracht, trotzdem hielt ich ihn weiterhin fest, damit er sich nicht erholte und erneut etwas von mir und Rhea verlangen würde. Ich hielt die Verbindung aufrecht, bis ich fast völlig ausgelaugt war.

»Komm.« Rhea half mir auf die Beine. »Es ist Zeit, ins Bett zu gehen.«

Ich widersprach ihr nicht, als sie unsere Lappen in den Eimer warf und ihn mit uns in unser Quartier nahm. Wir wuschen uns in ihrer Kammer, die ich mir mit ihr teilte. Es gab kein freies Zimmer mehr.

Erschöpft legte ich mich neben sie in das schmale Bett und zog mir die Decke bis unters Kinn. Dann drehte ich mich auf die Seite, um die Türöffnung im Auge behalten zu können. Die Schlafkammern der Dienstboten hatten keine Türen. Offenbar war Ciprian der Meinung, dass Sklaven keine Privatsphäre brauchten, und weigerte sich, Türen einbauen zu lassen. Eine weitere Erniedrigung für die Menschen, die hier lebten.

Rhea hatte sich in die andere Richtung gedreht, aber ich spürte ihre Körperwärme, die mir an diesem kalten Ort ein kleiner Trost war.

»Sucht er dich auch tagsüber auf?«, fragte ich, weil ich befürchtete, dass er am Morgen zurückkommen könnte.

»Nein«, antwortete sie schläfrig und als ob es keine Rolle spielen würde. »Er ist jetzt den ganzen Tag über mit seinen neuen Soldaten und Offizieren

beschäftigt und bereitet sich auf seinen ersten Feldzug vor. Der Kaiser muss ihm nur noch mitteilen, wohin es gehen soll.«

Ich stieß einen leisen Seufzer aus und gab die Verbindung nun endlich auf, mit der ich Ciprians dunkle Seele gefesselt hatte. Ein Gefühl der Erleichterung durchflutete mich, sobald ich von ihm befreit war. Augenblicklich fiel ich in einen tiefen Schlaf.

In dieser Nacht hatte ich einen lebhaften Traum. Einen Albtraum.

Ich flog über den Nachthimmel, hatte die Arme weit ausgebreitet und trug ein wallendes weißes Gewand, das sich um meine Fußknöchel schlang. Ein furchterregendes Gebrüll ließ mich aufschrecken und in der Luft herumwirbeln. Es war Ciprian in Drachengestalt, dessen schwarze Schuppen im Mondlicht glitzerten. Seine roten Augen glühten und er schnappte mit seinen Kiefern zu, als er auf mich zustürmte. Ich schwebte in der Luft und wartete auf ihn.

Sobald er sein Maul aufriss, um mich zu fressen, schlang ich die Arme um seine Schnauze und mein Band – ein greifbares goldenes Seil – brach aus meiner Brust hervor und schlängelte sich um seine Beine und Flügel, um ihn zu fesseln. Ich starrte in eines seiner leuchtend roten Augen und flüsterte: »Brenn.«

Dann stürzten wir hinab und die Sterne fielen mit uns, fielen wie brennende Seelen auf die Erde. Bevor wir auf dem Boden aufschlugen, ging ich in Flammen auf und hörte Julian meinen Namen schreien.

OceanofPDF.com

31

Julian

Gaius’ Haus in Vulsinii stand auf einer kleinen Klippe mit Blick auf einen großen See, der jetzt im Mondlicht glitzerte. Dieses Haus war seit über einem Jahrhundert im Besitz seiner Familie.

Ich stand mit all unseren Verbündeten auf der Terrasse und hörte kaum zu, während ich die Marmorstatue der ersten römischen Drachen betrachtete, die unter den Flügeln ihrer Adoptivmutter, einer uralten Drachin, aneinandergekuschelt ruhten. Sie war in die konkave Wölbung einer Mauer eingebettet und von einem Springbrunnen umgeben, dessen Rand mit türkisfarbenen Kacheln verkleidet war.

Die Geschichte verrät uns nicht, was mit den alten Drachen geschah, die nur Bestien waren und nicht über die Gabe der Verwandlung verfügten. Sie verschwanden einfach in der Versenkung, als die Drachenwandler die Welt bevölkerten und beherrschten. Ich fragte mich, ob die ersten Römer sie ausgerottet hatten, weil sie nicht mit ihnen um die Vorherrschaft über das Land wetteifern wollten. Es hätte mich kaum überrascht.

»Ja, dieses Risiko gehen wir alle ein. Wenn du nicht in Betracht gezogen hast, dass das Ganze mit deinem Tod enden könnte, warum bist du dann überhaupt hier?«, fuhr Gaius Appius an, einen älteren, ehrwürdigen Senator aus der Sapphirus-Linie, der auch Gaius’ Cousin war.

»Ich bin mir durchaus bewusst, dass der Tod eine mögliche Konsequenz darstellt.« Ich konnte mir Appius’ tiefe Stimme gut im Senat vorstellen.

»Ich möchte lediglich darüber diskutieren, ob es das Risiko wert ist. Werden wir alle umsonst sterben? Oder haben wir einen erfolgversprechenden Plan?«

Das Dutzend Männer, das sich auf der Terrasse versammelt hatte, zankte sich lautstark. Trajan lehnte mit verschränkten Armen und finsterer Miene an einer goldbemalten Säule.

Die anwesenden Männer waren ein bunter Haufen aus Senatoren und Soldaten. Männer, die wir nach sorgfältiger Prüfung und im Laufe der Zeit in unsere Reihen aufgenommen hatten und deren stille, aber offensichtliche Verachtung für den Kaiser und sein Regime Gaius, Trajan oder ich persönlich miterlebt hatten. Wir waren vorsichtig vorgegangen. Ein Teil ihres Hasses auf Caesar rührte daher, dass seine Gesetze ihren eigenen Aufstieg zur Macht und mehr Reichtum verhinderten. Manche schlossen sich uns aus Angst vor der gewalttätigen Welt an, die Caesar geschaffen hatte, und der Befürchtung, dass es noch schlimmer kommen könnte. Und es gab auch andere, die sich nach einem gerechten, fairen und wohlhabenden Rom ohne die Brutalität sehnten, die Caesar verkörperte.

Ich trat vor und hob eine Hand – ich kannte alle Beweggründe dieser Männer. Fast augenblicklich herrschte Stille. Ich ließ die Hand sinken und hielt kurz inne, bevor ich das Wort ergriff.

»Die Götter haben uns die Macht verliehen, uns in ein Wesen zu verwandeln, das über Himmel und Erde herrschen kann. Und was haben wir mit dieser Gabe gemacht?«

Ich starrte jeden der sehr mächtigen Männer an, die vor mir standen.

»Wir haben gebrandschatzt, geplündert und erobert. Wir haben versklavt und getötet und uns am Elend anderer ergötzt. Ergötzt an jenen, die zu hilflos waren, um sich gegen die Stärke der Drachen zu wehren.«

Das Schweigen wurde durch die Wucht meiner Worte noch erdrückender.

»Durch unsere Macht sind wir inzwischen mehr Monster als Mensch. Wir haben uns an Gier und Blut überfressen. Und *jetzt* ist es an der Zeit, das

zu ändern«, brüllte ich und meine Worte hallten in der Nacht wider.

»Ihr glaubt vielleicht, dass mein Onkel nicht noch verdorbener werden könnte oder dass er Rom nicht in eine Grube stürzen kann, die so dunkel ist wie der Tartaros selbst, aber da irrt ihr euch«, flüsterte ich mit vor Emotionen schwerer Stimme. »Igniculus ist kein Gott. Er wurde auch nicht von ihnen gesegnet, sondern verflucht. Er ist eine verdrehte, deformierte Kreatur, die unser Volk immer tiefer in die Hölle zieht, die sie geschaffen hat.«

Ich spürte, wie mein Drache erwachte und hinter meinen Augen aufleuchtete.

»Habt ihr nicht alle von Caesars letzten Demütigungen gehört, die einige von euch sogar selbst mit ansehen mussten? Wie er Othos neue Braut vor den Augen aller Adligen Roms nahm? Habt ihr nicht selbst in den letzten Jahren miterlebt, wie er die Frauen und Töchter anderer Römer vor den Augen aller Anwesenden vergewaltigt hat?«

Ich hielt einen Finger nach dem anderen hoch, während ich sie aufzählte.

»Clarissa Media Nocte Isthmus. Leta Chrysocolla Evander. Phaedra Amethystus Opius. Sylva Sapphirus Thetis.«

Beim letzten Namen sah ich Gaius an. Sie war die Tochter seines Cousins und heute nur noch ein Schatten der stolzen Frau von einst.

»Und vergesst nicht, dass Leta sich lieber das Leben genommen hat, als mit der Schande zu leben. Jetzt müssen sich diese Frauen, römische Frauen, aus Scham verstecken und in Angst davor leben, dass er sie erneut für sein Vergnügen oder seine manipulativen Spiele auswählen könnte, um uns zu kontrollieren.«

Ich schnaubte und schaute von Mann zu Mann, um mich zu vergewissern, dass sie mir auch zuhörten. »Glaubt mir, meine Herren, er weist mit diesen Taktiken nicht einfach nur die Männer in ihre Schranken, die ihn beleidigt haben. Er stellt zudem sicher, dass jeder Einzelne von euch

weiß, dass er euch vernichten kann, indem er diejenigen zerstört, die ihr liebt, wenn ihr nicht genau das tut, was er verlangt.«

Ich machte eine Pause und hielt Horatius' strengem Blick stand. Er war der einzige Griseo im Senat, ein Tribun, der wegen seines Rufs in den Gladiatorenarenen vom Volk gewählt worden war. Von diesen Grausamkeiten hatte er durchaus schon gehört, sie jedoch nie selbst gesehen. Aber er hatte andere erlebt.

»Und so geht er mit den *Adligen* um. Lasst uns nicht die Grausamkeit vergessen, mit der er die Plebejer und die Sklaven behandelt.«

Beim Gedanken an Malina setzte mein Herz einen Schlag aus, doch ich musste mich konzentrieren.

»Als ich mich neulich mit Trajan und Gaius im Forum traf, bemerkte ich einen Mann in Drakengestalt, der an eine Wand gepfählt war. Er war tot.« Ich blickte Trajan an, der die Stirn runzelte. Ich hatte ihm noch nichts von meiner Entdeckung erzählt und er schien gespannt darauf, wohin meine Erzählung führen würde. »Ich habe meinen Mann Koska auf die Sache angesetzt. Ihr wisst vielleicht, dass er mir bei Feldzügen hilft, aber er ist auch eine Fundgrube an Informationen und weiß, wie man an sie herankommt.«

Ich ließ meine Stimme verklingen und auf ein ruhiges Timbre sinken. Gaius trat vor und sein Gesicht war von Sorge gezeichnet.

»Der Mann, ein Drache aus dem Hause Amethystus, der für sein Verbrechen in Drakengestalt hingerichtet wurde, hatte sich offenbar in die Tochter des Metzgers verliebt. Sie war Plebejerin und keine Adlige. Er beschloss, sich über Caesars Gesetz hinwegzusetzen, wonach Adlige nicht außerhalb ihrer Klasse heiraten durften, und nahm sie trotzdem heimlich zur Frau. Und nicht nur das, er bekam auch noch ein Kind mit seiner jungen Frau. Dies wurde seinem Legaten General Sabinus gemeldet.«

Ich trat näher an sie heran und hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt.

»Seine Verbrechen, die Frau aus einer niederen Schicht, die er liebte, zu heiraten und sie zu schwängern, hätte man ihm vielleicht noch verziehen, wenn er versprochen hätte, das Kind bei der Geburt zu töten oder es in die weit entfernten Gladiatorengruben auf der anderen Seite des Reiches zu schicken und sich in aller Stille von seiner jungen Braut scheiden zu lassen. Aber dieser Mann hat etwas weitaus Schlimmeres getan.«

»Er plante einen Staatsstreich«, warf Appius mit vor Emotionen schwankender Stimme ein.

Ich nickte ihm zu. »Das tat er. Er vertraute sich seinen Brüdern an, den Soldaten, die ihm in seinem Regiment unter General Sabinus am nächsten standen. Doch einer von ihnen verlor den Mut und meldete es Sabinus, der unverzüglich Caesar informierte, der wiederum den Befehl gab, den Mann zu pfählen. Alle seine Soldatenbrüder wurden ebenfalls getötet und in den Tiber geworfen, ohne dass auch nur einem von ihnen die entsprechenden Rituale oder Segen der Götter zuteilwurden.«

»Sein Name war Vincentus. Ich möchte ihn jetzt ehren, und sei es nur mit einem stillen Gebet, auf dass seine Seele den Weg in die Unterwelt finde.«

Eine schwere Stille senkte sich auf uns alle herab, nur das leise Plätschern des Brunnens war noch zu hören. Ich sprach ein lautloses Gebet an die Götter für Vincentus und seine Frau. Es war Horatius, der als Erster das Wort ergriff.

»Was ist mit seiner schwangeren Frau passiert?«

Ich drehte mich zu ihm um. »Sie hat sich mit dem Gladius ihres Mannes das Leben genommen.«

Jemand fluchte und ein anderer stieß ein leises Zischen aus.

»Hört mir zu, meine Herren. Dies ist nur ein Beispiel und ich habe noch nicht einmal die steigenden Steuern erwähnt, die er Adligen und Kaufleuten auferlegt. Wenn ihr glaubt, dass seine Orgien und seine brutalen Rituale alles sind, wozu er fähig ist, dann irrt ihr euch. Wenn ihr glaubt, dass die Gesetze, die von seinen Marionetten, den Konsuln, erlassen wurden, Rom

in einen traurigen Zustand versetzt haben, dann verspreche ich euch jetzt schon, dass sie nur ein Vorgeschmack für das sind, was noch kommen wird. Geschichten wie jene von Vincentus werden an der Tagesordnung sein, wenn mein Onkel sein Ziel erreicht hat. Aber ich für meinen Teil würde lieber denselben Weg wie Vincentus gehen, als zuzusehen, wie wir weiterhin von der Faust des Tyrannen erstickt und schlussendlich zerquetscht werden.«

Eine ganze Weile sagte niemand etwas, während sie meine Worte sacken ließen. Ich war davon überzeugt, dass mein Onkel gerade erst anfing. Ausschweifungen, Gewalt und Erniedrigungen waren es, die ihn am glücklichsten machten. Er würde nicht aufhören, bis er sich damit vollgestopft hatte. Und Rom würde zur Hölle auf Erden werden.

Appius hatte sich als Erster wieder gefasst. »Dann werden wir die Befreier Roms sein.« Er drehte sich zu den anderen Senatoren um und seine tiefe Stimme hallte über die Terrasse. »Wir werden das Risiko auf uns nehmen und unser Leben opfern, falls es nötig sein sollte.«

»Für ein freies Rom!«, rief Horatius. Er war ein großer und kräftiger Senator. Ich schätzte mich glücklich, ihn auf unserer Seite zu haben.

Andere nickten und stimmten ihm mit »Für ein freies Rom« zu.

Gaius strahlte mich voller Stolz an und kurz erinnerte ich mich an meinen Vater, der mich auch so angeschaut hatte. Die Erkenntnis, dass ich keine Familie mehr hatte, legte sich mir rührselig schwer auf die Brust. Außer Malina.

Malina. Mein Herz zerbarst schmerzhaft bei dem Gedanken an sie.

Ihr Götter, beschützt sie.

Gaius hob eine Hand, um uns zum Schweigen zu bringen. »Dann sind wir uns einig. Sobald Legatus Drussus von seinem Feldzug zurückgekehrt ist, werden wir zuschlagen.«

Das erregte meine Aufmerksamkeit. »Aber Drussus könnte noch wochenlang weg sein.«

»Laut unserer Spione wird es nicht mehr lange dauern«, erklärte Gaius. »Höchstens zwei Wochen. Möglicherweise drei.«

»Drei … *Wochen*?« Mein Drache brach durch und ließ meine Stimme tiefer werden.

Trajan, der sich bislang zurückgehalten hatte, trat vor. »Du weißt, dass Drussus der stärkste General des Kaisers ist, Julian, abgesehen von dir und möglicherweise Sabinus. Durch sein Blut aus der Ignis-Linie geht er sicherlich davon aus, dass er Anspruch auf den Thron hätte, falls wir Igniculus während seiner Abwesenheit ermorden. Wir dürfen ihn nicht am Leben lassen und die Attentate müssen alle auf einmal ausgeführt werden, damit niemand fliehen, sich verstecken und dann mit einer Armee zurückkehren kann.«

All das wusste ich. Ich war kein Narr. Aber mein Drache, mein Herz und meine Seele rebellierten gegen die Vorstellung, dass Malina noch drei Wochen lang in Gefahr schweben sollte.

»Dann muss Ciprian einen vorzeitigen Unfalltod erleiden«, verlangte ich. »Unverzüglich.«

Ciprian war einer von vielen auf unserer Liste, die alle in derselben Nacht sterben sollten. Aber ich konnte nicht warten, bis Drussus zurückkehrte, sondern musste ihn vorher ausschalten.

»Der Kaiser wird wissen, dass du es warst, Julian«, warnte mich Trajan.

»Dann müssen wir eine Möglichkeit finden, die jeden Verdacht von mir ablenkt und meine Beteiligung ausschließt.«

»Ich verstehe das nicht«, sagte Horatius. »Warum muss Ciprian jetzt sterben?«

Alle Anwesenden hatten davon gehört oder wahrscheinlich auch selbst gesehen, dass der Kaiser Malina im Kolosseum in Ciprians Besitz übergeben hatte. Aber keiner außer Trajan verstand, wie wichtig sie mir war. Und ich hatte nicht vor, meine Liebe zu Malina zu begraben oder beschämt zu verbergen.

»Weil Ciprian die Gefährtin meines Drachen in seinem Haus festhält. *Meine* Gefährtin.«

Sie stutzten und starrten mich schockiert an, denn es kam nur selten vor, dass sich ein Drache einen Menschen zur Gefährtin auserkor. Vielleicht lag es am Blut meines Vaters, das durch meine Adern floss. Sein Drache hatte ebenfalls einen von den Göttern bestimmten Menschen zu seiner Gefährtin gewählt. Oder vielleicht waren es einfach die Götter, die das Unrecht wiedergutmachten und mir eine mächtige, großartige Frau als Partnerin im Kampf gegen die Dämonen dieser Welt schenkten. Ich hatte nicht die geringste Ahnung. Und es war mir auch egal. Ich wusste nur, dass es richtig und wahr war.

»Seid Ihr Euch sicher?«, fragte Gaius, wobei sich Unbehagen auf seinem Gesicht abzeichnete.

»Ich bin mir sicher, dass die Götter Malina für mich bestimmt haben. Ich schwöre es beim Stein des Jupiters.«

Eine kühle Brise wehte vom Wasser herüber. Sie hätte mich beruhigen, mir in dieser heißen und drückenden Nacht etwas Erleichterung verschaffen sollen. Aber nichts würde mich oder meinen Verstand beruhigen, bis ich Malina wieder sicher in meinen Armen hielt.

»Das ist zu riskant«, sagte Appius. »Es könnte Caesar alarmieren.«

»Er hat recht«, stimmte Gaius ihm zu. »Wie können wir das nur tun, wo wir dem Erfolg doch so nahe sind?«

Ich versuchte, mich zu beherrschen, während mein Drache in meinem Bauch knurrte. »Ich kann es nachvollziehen, wenn keiner von euch mitmachen will. Aber ich werde sie um nichts in der Welt noch drei Wochen in Ciprians Haus lassen. Mein Drache wird das nicht dulden. Wenn ihr je eine Gefährtin hattet, dann könnt ihr das nachvollziehen.«

Gaius zuckte zusammen, denn er hatte eine lange Ehe mit seiner wahren, von den Göttern bestimmten Gefährtin hinter sich und verstand es. Sie alle

wussten, dass der Drache nicht aufzuhalten war, wenn er erst einmal von einem Besitz ergriffen hatte.

»Mein Haus liegt in derselben Straße wie seins«, sagte Horatius. »Meine Sklavin geht jede Woche mit einer von seinen zum Markt. Vielleicht können wir ihm Gift verabreichen.«

»Gift wäre zu offensichtlich«, widersprach ich. »Wir brauchen etwas anderes.«

»Ich wüsste da vielleicht was«, sagte Agrippa, ein angesehener Senator aus der Media-Nocte-Linie. Er war ein ernster Drache, der einen gestutzten Bart trug und meist ein finsteres Gesicht machte. »Ich hege keinerlei Liebe für meinen Cousin Ciprian. Mein Sohn ist sein neuer Präfekt und kann ihn vielleicht an einen Ort bringen, an dem er einen vorzeitigen Unfalltod erleidet.«

Zu meiner großen Erleichterung wandte sich das Gespräch den vielen Unfällen zu, die Ciprian in der Stadt zustoßen könnten: Ein voll beladener Getreidewagen könnte ihn bei einem Radbruch zerquetschen. Ein wütender Händler könnte sich in Drakengestalt verwandeln, wenn er vorbeikommt, und ihm versehentlich die Kehle aufreißen. Oder eine Straßenschlägerei könnte außer Kontrolle geraten, wobei er mitten ins Getümmel gezogen wird und mit einer Klinge im Herzen endet. Die letzte Variante gefiel mir am besten.

Während die Senatoren darüber stritten, was vorzuziehen sei, nahm ich Trajan beiseite.

»Ich brauche dein am weitesten entfernt liegendes Haus, um Malina nach Ciprians Tod zu verstecken.«

Er nickte. »Und du sollst es haben.«

»Ich danke dir, mein Bruder. Wenn Ciprian tot ist, werde ich sie hinfliegen und dann nach Rom zurückkehren.«

»Ihr dürft nicht beide fort sein, wenn Igniculus von Ciprians Tod erfährt. Er wird dich als Ersten verdächtigen.«

»Ich weiß. Deshalb müssen wir Ciprians Tod mindestens einen Tag lang geheim halten, sobald es vollbracht ist.«

»Mehrere Plebejer in der Stadt sind mir treu ergeben, und eine von ihnen könnte uns nützlich sein«, fügte Trajan nachdenklich hinzu. »Wir können den ›Unfall‹ in der Nähe ihres Ladens stattfinden lassen und die Leiche dort bis zum nächsten Tag verstecken.« Trajan beäugte mich. »Du wirst keine Zeit haben, bei ihr zu verweilen, sondern sofort zurückkehren müssen.«

Ich lächelte zum ersten Mal, seit sie von zu Hause weggebracht worden war. »Mach dir deswegen keine Sorgen.« Ich drückte seine Schulter. »Wenn ich sie sicher aus Rom herausbringen kann, werde ich mit Freuden zurückkehren, um meinen Onkel auszuschalten.«

Die Nacht verging mit ein wenig Wein und Essen und weiteren Diskussionen. Schließlich entschieden wir uns für die außer Kontrolle geratene Straßenschlägerei, um Ciprian zu erledigen. Horatius sagte, seine beiden Söhne würden die Tat gern ausführen, während Agrippas Sohn dafür sorgen wollte, dass er zur richtigen Zeit am richtigen Ort war. Horatius' Söhne würden sich wie Plebejer kleiden, sich unter die Menge mischen und die Sache schnell erledigen.

Wir kannten Ciprians tägliche Route zu den Trainingsplätzen, daher suchten wir die abgelegenste Stelle entlang des Weges. Solange Agrippas Sohn ihn dorthin brachte, würde unser Plan aufgehen. Und wir wollten ihn in drei Tagen ausführen.

»Ich danke Euch allen«, sagte ich zu ihnen, bevor wir uns trennten und auf die Rückkehr nach Rom vorbereiteten.

»Ich werde morgen in die Stadt zurückkehren«, sagte Trajan vor meinem Aufbruch auf der Terrasse zu mir. »Großvater möchte, dass ich ihm bei einigen Details helfe.«

»Ja, natürlich. Wir sehen uns dann in Rom.«

Ich verabschiedete mich von meinen Mitstreitern, begab mich auf die untere Terrasse und flog dann nach Hause. Wir hatten alle vor, zu

unterschiedlichen Zeiten aufzubrechen, um getrennt voneinander und im Schutz der Nacht in die Stadt Rom zurückkehren zu können.

Es war nicht ungewöhnlich, dass ein Drache nachts sein Haus verließ, obwohl dies Igniculus' Gesetzen widersprach, die besagten, dass sich nur das Militär innerhalb der Stadt verwandeln durfte. Manchmal wollte ein Drache einfach nur von den Menschen weg und in den Nachthimmel aufsteigen. Einer ließ sich leicht übersehen. Aber ein Dutzend von uns, das gleichzeitig zurückflog, würde sicherlich Aufmerksamkeit erregen. Wir hatten daher alle vorausschauend geplant, landeten außerhalb der Stadt und machten uns zu Fuß oder zu Pferd auf den Rückweg.

Mein Flug war nicht wie sonst eine Erleichterung. Häufig wirkte das Fliegen wie ein beruhigender Balsam für meine Sinne und meinen aufgewühlten Geist, aber nicht in dieser Nacht. Als ich auf dem Feld landete, wo ich Volkan im Schatten eines Baumes angebunden hatte, und nach Hause zurückkehrte, war ich unruhiger denn je.

Ich musste immer wieder an die schrecklichen Dinge denken, die in Ciprians Haus vor sich gehen könnten. Aber ich hatte Malina versprochen, darauf zu vertrauen, dass sie auf sich aufpassen konnte. Andererseits wusste ich aber auch, dass er ein schreckliches Monster und darüber hinaus kein Idiot war. Ich machte mir Sorgen, dass er ihr auf die Schliche kommen würde.

Als ich zu den Stallungen trabte, war Ivo schon da und nahm mir Volkan ab.

»Danke, Ivo.«

Ich marschierte durch das stille Haus und machte mich auf den Weg in mein Schlafgemach. Ohne mir den Schmutz von der Haut zu waschen, ließ ich mich in mein Bett fallen und stöhnte vor tiefem Kummer auf. Ihr Geruch war nach der vergangenen Nacht noch überall.

Die Erinnerung quälte mich und ich fiel in einen unruhigen Schlaf. Ihre seidige Haut, ihr weicher Mund, ihr betäubender Duft und ihre süße

Zuneigung ließen mich in quälender Ekstase ertrinken, während ich immer wieder ihren Namen rief. Aber sie antwortete nicht.

OceanofPDF.com

32
Malina

»Mina …«

Ich wachte schlagartig auf und hatte meine Tunika komplett nass geschwitzt. In diesem Raum zwischen Schlafen und Wachzustand war ich fest davon überzeugt, meine Bunica flüstern zu hören.

Mit klopfendem Herzen blickte ich mich im Zimmer um, halb in der Erwartung, sie in der Tür stehen zu sehen. Aber da war nichts, nur ein schwaches Gefühl des Schreckens, der Vorahnung.

Ich schlug die Decke zurück, eilte zum Wasserbecken und spritzte mir etwas Wasser ins Gesicht.

»Geht es dir gut?«, fragte Rhea und blinzelte verschlafen.

Das einzig Positive an der offenen Tür in einem fensterlosen Raum war, dass das Morgenlicht hereinfiel und es hell genug war, um etwas zu erkennen.

»Wäre es wohl möglich, dass wir heute einen Tempel besuchen, Rhea? Ich weiß, dass wir Pflichten haben, aber erlaubt uns Ciprian, das Haus zu verlassen?«

Sie setzte sich auf und strich sich das feine blonde Haar hinters Ohr. »Heute ist Markttag und die Köchin wird uns losschicken, um Obst und Gemüse einzukaufen. Ich kann Doro bestimmt dazu bewegen, es uns zu erlauben.« Sie zuckte mit den Achseln. »Er mag mich.«

Ich wusste nicht, welcher von ihnen Doro war, aber ich vertraute Rhea. Aus lauter Verzweiflung musste ich wohl oder übel irgendjemandem vertrauen.

»Welchen Tempel willst du denn besuchen?«, wollte sie wissen.

Mein ganzer Körper zitterte vor Verlangen und Gewissheit. »Minervas.«

Sie zog die Augenbrauen hoch, stand auf und zog die Decke wieder ordentlich zurecht. »Minerva ist eine mächtige Göttin. Welchen Gefallen willst du von ihr erlangen?«

Ich kaute auf der Unterlippe herum. »Das kann ich dir nicht verraten.«

So sehr vertraute ich ihr dann doch nicht. Aber Rhea schien nicht beleidigt zu sein, als sie sich mit sanfter Miene an mich wandte. »Ist es ein ernster Gefallen?« Sie runzelte die Stirn, als sie mein Zittern bemerkte.

»Ein sehr ernster sogar«, gab ich zu.

Sie trat näher und warf einen Blick zur Tür, bevor sie mich an den Schultern packte und flüsterte: »Dann brauchen wir eine Drachenhaut.«

Ich blinzelte verdutzt. »Was?«

Sie umarmte mich fest und versuchte, mich zu beruhigen, indem sie mir mit der Hand über den Rücken strich. »Es ist offensichtlich, dass du mehr als nur einen Gefallen von der Göttin brauchst. Du brauchst ein Wunder. Dafür brauchst du eine Drachenhaut.«

Als ich noch immer nicht verstand, worauf sie hinauswollte, erklärte sie es mir. Dann erwiderte ich die Umarmung und küsste sie auf die Wange, was sie zum Lachen brachte.

»Beeil dich! Wenn wir früh genug aufbrechen, können wir bis zum Mittag mit den Einkäufen fertig und im Tempel sein.«

Dann drängte sie mich, mir eine frische Tunika anzuziehen, die ich draußen tragen konnte. Zum Glück erlaubte Ciprian seinen Sklavinnen, auf der Straße etwas Sittsameres anzuziehen. Wahrscheinlich nur, um andere davon abzuhalten, seine Besitztümer zu berühren oder gar zu stehlen. Aber ich war froh über den kleinen Abstand.

Doro gehörte nicht zu den Sklaven rund um den Bärtigen, die mich, Stefanos und Ivo an jenem Tag auf der Straße angegriffen hatten. Er und die anderen, die ich verflucht hatte, waren mir seit meiner Ankunft nur selten über den Weg gelaufen. Wahrscheinlich hatten sie immer noch Angst vor mir. Angst vor der Hexe, die ich war.

Doro war groß und breit wie ein Ochse und sah Rhea mit einem sanften, zärtlichen Blick an. Ich bemerkte, dass sie verstohlen mit den Fingern über seinen Handrücken fuhr, als sie mit ihrem Korb an ihm vorbeiging. Sie hatte mir zwar erzählt, dass Doro sie mögen würde, aber ich bekam schnell den Eindruck, dass dies auf Gegenseitigkeit beruhte, was sie natürlich vor ihrem Gebieter geheim halten mussten.

»Zeit zu gehen, Doro.«

»Ja, Rhea.«

»Behalt sie genau im Auge«, verlangte die Köchin.

»Das werde ich.« Doro folgte uns hinaus auf die Straße.

Als ich mich in Richtung Forum wandte, hakte sich Rhea bei mir unter und drehte uns in die entgegengesetzte Richtung. »Nein, hier lang.«

»Wohin gehen wir?«

»Zum Aventin. Da gibt es die besten Schnäppchen.« Sie warf Doro einen süßen Blick zu, der hinter uns herlief. »Außerdem wohnen dort die ganzen Plebejer. Die freien Bürger. Ich laufe gern durch ihr Viertel und tue so, als wäre ich eine von ihnen.«

»Das ist ein schöner Wunschtraum.«

Sie flüsterte: »Eines Tages möchte ich dort leben und tatsächlich eine von ihnen sein.«

»Wie wäre das möglich?«

Sie zuckte nur mit den Achseln, aber es machte ganz den Anschein, als hätte Rhea eigene Pläne und Träume. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie ihre Flucht plante. Darauf standen Folter und Tod, wenn man erwischt wurde. Aber ich wollte Rhea nicht entmutigen oder ihr die Hoffnung auf

eine glücklichere Zukunft nehmen. Schließlich wusste ich ja, dass Ciprian bald tot sein würde.

»Na ja«, flüsterte ich zurück, »man weiß nie, was passieren kann.«

Sie warf mir einen fragenden Blick zu, dann lachte sie einfach auf. »Komm mit. Ich werde dir zeigen, wo du die saftigsten Pfirsiche in ganz Rom findest.«

»Pfirsiche? Das ist eine echte Delikatesse.«

»Ich kenne da eine alte Dame, deren Sohn einen Obstgarten auf dem Land hat. Er liefert ihr das beste Obst, das man sich vorstellen kann. Doro und ich stibitzen uns immer einen und teilen ihn uns auf dem Heimweg.«

Die nächsten zwei Stunden verbrachten wir damit, ein Geschäft nach dem anderen aufzusuchen. Ich beobachtete Rhea beim Feilschen, bei dem sie eine ungeahnte Unnachgiebigkeit an den Tag legte. Sie schien in den Straßen des Aventin zu Hause zu sein, wo das Leben geschäftig, betriebsam und laut war.

Frauen wuschen ihre Wäsche am öffentlichen Brunnen, während sie auf die kleinen Kinder aufpassten, die in ihrer Nähe bleiben mussten. Männer zogen Karren mit allen möglichen Waren – Getreide, Teppiche, Öllampen und Tontöpfe. Zwei junge Burschen hüteten mitten auf der Straße fünf Ziegen. Das Klappern der Karren, das Getrappel der Hufe und die Rufe der Verkäufer hallten durch die Luft.

Als wir alles erledigt hatten, trug Doro den Sack mit Lauch, Rüben, Pastinaken, Kohl und Endivien hinter uns her. Rhea und ich schulterten jeweils eine Tasche mit Obst.

»Hier entlang«, sagte sie und führte mich von der breiten Straße, auf der wir den ganzen Tag unterwegs gewesen waren, in eine schmalere Seitengasse.

Doro holte Rhea ein und hielt sie am Arm fest, damit sie stehen blieb. »Wohin gehen wir?«

»Zu Euphemia. Malina muss etwas Wichtiges besorgen.« Sie sah ihn flehentlich an. »Dann ein kurzer Halt am Tempel der Minerva. Der liegt sowieso auf dem Heimweg.«

Doro blickte stirnrunzelnd nach unten und beäugte mich dann skeptisch.

»Doro.« Rhea griff mit einer Hand in seine selbstgestrickte Tunika. »Bitte. Wir tun das für unsere neue Freundin.«

Mir brach bei ihren Worten das Herz. Nicht »die neue Sklavin«, sondern »unsere Freundin«. Wie Rhea so hell strahlen und so freundlich sein konnte, wo sie doch im Haus des Teufels lebte, war mir ein Rätsel. Aber ich bewunderte sie dafür.

Schließlich nickte Doro und wir machten uns wieder auf den Weg. Rhea bog noch zwei Mal in enge Gassen ab, bis die Hektik des Aventin in weiter Ferne zu liegen schien. Wir kamen an einem Bordell vorbei, über dessen Tür riesige Phalli gemalt waren. Das Lachen einer Frau drang aus einem offenen Fenster.

Rhea blieb vor einer Tür neben dem Bordell stehen und bat Doro: »Warte bitte hier.«

Er nickte, dann führte sie mich zwei Stufen hinauf in einen Laden, bei dem jemand das Wort *pharmakopoles* neben die Tür geschrieben und mit dekorativen grünen Palmen eingerahmt hatte. Ich kannte die Übersetzung des Wortes auf Dakisch nicht, wusste aber sofort, dass es sich um eine Apotheke handelte.

Reihen von Kräutern in gewickelten Bündeln trockneten entlang der Wand. Topfpflanzen säumten drei Regale an einer anderen Wand und auf dem Tresen brannte gewürzter Weihrauch, dessen Duft schwer in der Luft hing. Das flackernde Lampenöl auf dem Tresen zu meiner Rechten schien ebenfalls einen blumigen Geruch zu verströmen. Eine schlanke, grauhaarige Frau mit Kajal rings um die Augen trat durch einen Vorhang aus glitzernden durchsichtigen Stoffstreifen aus einem Hinterzimmer.

»Rhea! Wie schön, dich zu sehen, meine Liebe.« Sie kam hinter dem Tresen hervor und zu uns. »Dir ist doch nicht etwa schon das Silphium ausgegangen?«

»Oh, nein.« Rhea wurde rot und warf mir einen Seitenblick zu. »Davon habe ich noch genug.«

Ich erkannte den Namen des Mittels, das Frauen benutzten, um nicht schwanger zu werden.

»Euphemia, das ist meine Freundin Malina. Sie braucht etwas Besonderes.«

Euphemia kniff die dunkel umrandeten Augen zusammen, starrte mich berechnend über ihre lange Nase an und zog eine Augenbraue hoch.

»Aus meiner besonderen Sammlung, nehme ich an?«

»Ja. Du kannst ihr vertrauen. Ich verspreche es.«

»Du bürgst also für sie?«

»Das tue ich.«

Euphemia hatte den Blick noch nicht von mir abgewandt. »Wozu brauchst du so etwas derart Außergewöhnliches?«

Sofort verband ich mich mit ihrer Essenz. Sie war trotz ihrer dunklen und zerbrechlichen körperlichen Erscheinung warm, hell und einladend.

Ich verdrängte die Angst, die ich heute Morgen beim Aufwachen gespürt hatte, und gestand ihr: »Weil ich Minervas Hilfe brauche. Nur sie kann mir bei meinem Vorhaben helfen.«

»Was willst du damit bezwecken? Einen Geliebten verführen? Einen Feind töten?«

»Weder noch. Es geht um mehr als das. Ja, ich werde um Schutz für den bitten, den ich liebe, und um den Tod eines Feindes. Aber nicht nur eines Feindes… sondern *aller* Feinde der Unterdrückten.«

Wir drei, die wir hier standen, gehörten eindeutig zu den Unterdrückten Roms. Ich konnte spüren, dass eine Ära des Umbruchs nahte, in der die

Mächtigen fallen würden. Aber ich konnte weder Euphemia noch Rhea mehr verraten, da ich Angst hatte, zu großes Vertrauen in sie zu setzen.

»Ich muss die Göttin um einen Gefallen bitten«, flehte ich sie an. »Heute noch.«

Als die Apothekerin vor mir stehen blieb, stellte ich fest, dass sie zwar klein und dünn war, jedoch viel Kraft ausstrahlte.

»Gib mir deine Hände, Mädchen.« Sie hielt die Handflächen nach oben.

Ich legte meine Hände in ihre. »Ich lese Auren und ich kann erkennen, ob du lügst.«

Trotz ihrer Drohung, eine mystische Fähigkeit gegen mich einzusetzen, musste ich lächeln. »Stell mir deine Frage.«

»Schwörst du, niemandem zu verraten, woher du die Drachenhaut hast, wenn du gefragt wirst?«

»Ich schwöre es.« Ich übermittelte ihr über die Verbindung das Gefühl von Vertrauen und Mitgefühl.

Sie schnappte nach Luft, ließ meine Hände los und starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an. »Du bist eine Schwester der Geisterwelt.«

Ich wusste nicht, was das genau bedeutete, nur dass sie meine mir von der Göttin verliehene Gabe erkannt hatte, und nickte. »So ist es.«

Sie schnippte mit den Fingern. »Komm.« Dann drehte sie sich um und ging zurück durch den Vorhang.

Rhea grinste, dann folgten wir ihr beide. Hinter dem Vorhang befand sich ein kurzer Flur mit zwei Zimmern und einer Küche, ihr Wohnbereich. Sie hielt schnellen Schrittes auf das Zimmer am Ende zu. Als wir dort ankamen, schwenkte sie gerade ein Bücherregal wieder an seinen Platz, nachdem sie etwas aus einem versteckten Raum dahinter genommen hatte.

»Hier, das brauchst du.«

Sie reichte mir ein gefaltetes Tuch, eilte zu einem Tisch und zog eine Schublade auf. Aber es war nicht einfach nur ein Tuch. Es war ein aus der Haut eines grauen Drachen herausgeschnittenes Quadrat.

»Von wem ist das?«

»Von einem Gladiator. Sein Name war Livius.«

Auf der Suche nach etwas kramte sie in der Schublade herum.

»Er blieb in über hundert Schlachten siegreich und wurde von ganz Rom geliebt, von Patriziern, Plebejern und Sklaven gleichermaßen. Dann verlangte Kaiser Igniculus, dass er einen Vicus-Drachen hinrichtet, eine Priesterin, die ihr Keuschheitsgelübde gebrochen hatte. Er sollte im letzten Jahr sowohl sie als auch ihren Geliebten als Höhepunkt eines Tages voller Spiele töten.«

Sie hob etwas auf.

»Ah, hier ist es ja.«

Sie kehrte mit ernster Miene zu mir zurück.

»Er weigerte sich, auch nur einen der beiden hinzurichten, und so ließ Igniculus seine Prätorianer Drachengestalt annehmen und stattdessen Livius töten. Sie hoben seinen Körper hoch und warfen ihn in den Tiber, als wäre er nichts weiter als Abschaum. Müll, der weggeworfen werden konnte.« Sie schnaubte angewidert.

»Ich erinnere mich an diesen Tag«, sagte Rhea leise und traurig. »Das war der einzige Tag, an dem es zum Abschluss der Spiele keinen Applaus gab.«

»Stimmt, stimmt«, murmelte Euphemia. »Aber der Kaiser brachte seinen Standpunkt deutlich zur Geltung. Seine Befehle sind jederzeit zu befolgen.« Sie öffnete meine andere Hand und legte einen kleinen Dolch hinein. »Livius wurde flussabwärts ans Ufer gespült. Mit Proserpinas Segen nahm ich etwas von seiner Haut für die heiligsten Abmachungen mit den Göttern. Dann verbrannten meine Freunde und ich ihn auf einem Scheiterhaufen mit allen Totenriten, die er verdient hatte.«

»Wofür ist der Dolch?«

Euphemia verdrehte die Augen. »Du weißt anscheinend nicht, wie man die Götter richtig um Hilfe bittet. Du musst deine Bitte in die Drachenhaut

ritzen und sie dann mit einem Opfer besiegeln. Mit dem Blut eines Tieres. Eine Ziege ist am besten. Hier, diese Kerze musst du danach anzünden.« Sie nahm eine dicke Stumpenkerze aus einem Regal und drückte sie mir in die Hand.

»Danke«, sagte ich. »Ich kann dir gar nicht genug danken. Ich habe keine Denare dabei, kann aber welche besorgen und sie dir bringen.«

»Nein, nein. Ich verkaufe die heilige Haut nicht. Sie wird jenen überlassen, die sie dringend brauchen, und ich entscheide, wer am bedürftigsten ist. Die Götter und ich.«

»Die Götter sagen dir, dass ich würdig bin?«

»Aber natürlich. Du hast ihre Magie.« Sie zwinkerte mir zu. »Und jetzt gehst du am besten, bevor Doro noch mein Haus stürmt und hier alles kurz und klein schlägt.«

Rhea führte uns kichernd durch den Vorhang zurück in den Hauptraum. Doro spähte tatsächlich von draußen herein und runzelte die Stirn, bis er uns wieder auftauchen sah. Rhea eilte zu ihm und flüsterte ihm etwas zu, während ich mich an Euphemia wandte.

Ich musste sie einfach umarmen. Sie versteifte sich und klopfte mir unbeholfen auf den Rücken. Dabei bemerkte ich, dass sie nach Weidenrindentee und Weihrauch roch.

»Nochmals vielen Dank. Nicht nur dafür, sondern auch für das, was du für Livius getan hast.«

Euphemia war offensichtlich kein Drache und doch hatte sie dem Gladiator im Tod Respekt gezollt, wozu seinesgleichen nicht fähig gewesen war.

»Na, na, Kind.« Sie löste sich lächelnd aus meinen Armen. »Du gehst jetzt besser und machst deinen Handel mit Minerva.« Sie zwinkerte mir erneut zu. »Wenn eine Göttin für Gerechtigkeit sorgen kann, dann ist es unsere Kriegsgöttin.«

Ich steckte den Dolch, die Drachenhaut und die Kerze in meine Tasche mit den Pfirsichen und ging nach draußen zu Rhea und Doro.

»Auf zum Tempel. Siehst du, Doro. Wir werden nicht zu spät kommen.«

»Wir sollten uns beeilen.« Doro schaute zum Himmel hinauf. »Es gibt Regen.«

Damit hatte er recht. Graue Wolken hingen tief über den Hügeln und bewegten sich langsam in Richtung Stadt. Ich folgte Rhea in zügigem Tempo zurück durch die engen Gassen und auf die Hauptstraße durch den Aventin. Inzwischen herrschte hier ein noch regeres Treiben.

Wind kam auf, der Himmel verdunkelte sich und es donnerte. Mein Haar wirbelte um meinen Kopf herum und die Stoffbaldachine über den Läden blähten sich auf. Die Händler schafften eilig ihre Waren in die Gebäude.

»Schnell, Gideon«, sagte eine Mutter, die ein Baby auf einem Arm trug und mit der anderen Hand den Schleier auf ihrem Kopf festhielt, an dem der Wind zerrte. Ein Junge rannte neben ihr her und hielt sich an ihren Röcken fest.

Als wir den Tempel erreichten, fielen die ersten Regentropfen.

»Malina.« Rhea nahm Doros Hand und zog ihn zu einer Taberna, aus der die Gerüche von gebratenem Fleisch und Gemüse auf die Straße wehten. »Wir werden dort auf dich warten, damit wir nicht nass werden. Bleib nicht zu lange weg!«

Ich nickte und eilte dann in den Tempel, wobei ich die feuchten Haarsträhnen, die sich aus meinem Zopf gelöst hatten, hinter mein Ohr steckte. Sobald ich die Säulen hinter mir gelassen und das Innere des gewölbten Tempels erreicht hatte, herrschte die allumfassende Stille, die ich an heiligen Orten so liebte.

Draußen zuckten Blitze, aber ich ging weiter ins Atrium, wo zwei andere Gläubige knieten, flüsterten und beteten, Kerzen anzündeten und Geschenke wie Honigkuchen, Obst und tote Tiere hinterließen. Ich schlug

einen Bogen um sie, bis ich einen ruhigen Platz links der bemalten Skulptur der Minerva in der Nähe des Hauptaltars fand.

Proserpinas Statue war prächtig und ehrfurchtgebietend, aber Minervas Abbild sah erschreckend schön aus.

Minerva hatte größtenteils weiße Flügel, deren violette Spitzen zu ihren Augen passten. Ihr schwarzes Haar wehte in einem unsichtbaren Wind, als hätte der Sturm, der über der Kuppel tobte, auch das Innere erfasst. Ihr Brustpanzer war goldfarben und etwas dunkler als ihr goldenes Gewand, das an ihren Klauenfüßen endete. Sie reckte mit einer Hand ein Schwert in die Luft, die andere war offen, die Handfläche nach oben, die Krallen ausgefahren. Die Hörner, die aus ihrem Schädel ragten, waren ebenfalls golden.

Aber es war ihr Gesichtsausdruck – feurig, entschlossen und selbstbewusst –, der mich am meisten in seinen Bann zog. Ich hoffte, dass sie tatsächlich so ausgesehen hatte. Eine Göttin, die bereit war, ihren Feinden Schaden zuzufügen. Ich brauchte eine Kämpferin wie Minerva an meiner Seite.

Rasch kniete ich mich hin und holte das Quadrat aus Drachenhaut und den Dolch aus meiner Tasche. Die beiden anderen Gläubigen waren weit weg und konnten mich nicht sehen, schienen sich aber auch nicht für mich zu interessieren. Sie waren in ihre eigenen Bitten und Gebete vertieft und flüsterten der Göttin mit gesenkten Köpfen Worte zu.

Draußen heulte der Wind und es regnete in Strömen, als ich die Drachenhaut auf den Steinboden drückte. Der Tempel war schwach beleuchtet, die Fackeln standen rings um die Kuppel, doch ich konnte genug erkennen.

Ich ritzte die Worte in meiner Muttersprache ein und mir kamen die Tränen, als ich Minerva die dakischen Worte zuflüsterte.

»Minerva, göttliche Göttin, ich bitte dich, meinen Liebsten zu schützen und alle meine Feinde zu vernichten.« Ich las, was ich geschrieben hatte,

sah dann zu ihr auf und fügte hinzu: »Du weißt, wer sie sind.« Denn ich konnte es nicht wagen, ihre Namen zu nennen. Nicht einen einzigen. Ich schrieb weiter. *»Als Gegenleistung und nach dem endgültigen Tod unserer Unterdrücker gebe ich dir meine Magie zurück. Ich überlasse sie dir vollständig, bis sie wieder gebraucht wird.«*

Ich starrte auf die Worte, dann hob ich den Dolch und schnitt mir die Wunde wieder auf, die mir beim Schädelritual zugefügt worden war. Wie prophetisch, dass ich das Zeichen für ihr blasphemisches Ritual mit einem rechtschaffenen überdeckte. Ich schnitt tiefer, bis mein Blut ungehindert auf die Drachenhaut tropfte, die mein Opfer aufsaugte.

»Bitte erhöre mein Gebet«, flüsterte ich der Göttin zu, bevor ich die offene Handfläche auf die Worte presste.

Ich faltete das Quadrat mehrmals, wickelte es zusammen und riss einen Streifen vom Saum meiner Tunika ab. Dann starrte ich es an. Ich konnte mein Gebet und meine Abmachung mit der Göttin nicht mit einem Stück Stoff von Ciprian, meinem Hauptfeind, zubinden. Dazu musste ich etwas verwenden, das mir kostbar war, sonst erhörte sie mich möglicherweise nicht.

Während der Donner laut durch den Tempel grollte, blickte ich in Minervas grimmiges Antlitz. Draußen zuckten Blitze und erhellten ihr Gesicht und ihre Augen, die mich zu fixieren schienen. Dies war nur eine Statue und doch spürte ich ihre Gegenwart, die durch den Raum wehte und kreiste.

Tränen liefen mir über die Wangen, denn ich wusste, was nötig war. Mit zitternden Fingern griff ich in meinen Nacken und öffnete die Lederhalskette. Mein Papa hatte den Verschluss an dem weichen Lederband angebracht und ein Loch in die Münze gestochen, damit ich meinen Talisman um den Hals tragen konnte. Und er hatte nie gefragt, woher ich sie hatte oder warum ich sie behielt. Er wusste nur, dass sie mich zum Lächeln brachte.

Ich nahm den Aureus in die Hand, die Goldmünze mit dem Antlitz der Fortuna, das Hochzeitsgeschenk von Julians Vater an seine Mutter, und drückte einen Kuss auf den Talisman. »Minerva, beschütze uns«, flüsterte ich, während ich die Kette um die Drachenhaut wickelte und das Gebet mit dem Besitz verband, der mir auf der ganzen Welt am wichtigsten war. »Liebende Geister der Nachwelt, beschützt uns«, fügte ich hinzu.

Dann nahm ich die dicke Stumpenkerze, die Euphemia mir gegeben hatte, und entzündete sie an der größeren Öllampe, die zu Minervas Klauenfüßen auf dem Altar stand. Ich legte die Drachenhaut, mein Opfer und mein Gebet unter die Kerze und hoffte, dass die Priesterinnen sie niemals von hier wegnehmen würden. Nicht bevor Minerva meinen Wunsch erfüllt hatte.

Als hätte ich sie herbeigerufen, kamen sechs Priesterinnen, ganz in Weiß gekleidet und mit Schleiern vor den Gesichtern, langsam in einer Reihe näher. Sie summten im Einklang und sangen dann eine sanfte Melodie, eine Hymne an die Göttin. Ich neigte den Kopf und lauschte dem bezaubernden Klang, während sie den Altar umkreisten, singend ihre Gerechtigkeit priesen, mit der sie die Gläubigen schützte, ihre mächtige Hand, um Übeltäter zu vernichten, und ihre Weisheit, zu unterscheiden, wer ihre Liebe verdiente. Ihre Stimmen erhoben sich zur Kuppeldecke, selbst als der Donner lauter grollte.

Da ich merkte, dass ich ihnen im Weg sein würde, wenn sie auf meine Seite kamen, nahm ich das Stück Leinen, das ich von meiner Tunika abgerissen hatte, verband mir damit die Wunde und biss in ein Ende, um es zu verknoten.

Ehrfürchtig stand ich auf, warf einen letzten Blick auf mein Quadrat aus Drachenhaut, meine Goldmünze und die Kerze, wischte mir über die Augen, drehte mich um und eilte davon. Ich ging in Richtung Ausgang den Korridor entlang, zwischen den Säulenreihen und den kleinen, mit

Vorhängen versehenen Vorräumen hindurch, die für private Opferungen großer Tiere an die Göttin bestimmt waren.

Als ich gerade darüber nachdachte, dass diese Kammern wahrscheinlich nur für Patrizier bestimmt waren, sprang ein Schatten aus einer davon heraus. Ich schrie auf, als ich von hinten gepackt wurde und mir eine große Hand den Mund zuhielt. Obwohl ich um mich trat und mich wehrte, war mein Angreifer zu groß und zu stark und zerrte mich mit Gewalt hinter den Vorhang des nächsten Vorraums. Mein Herz raste vor Angst, bis ich den Geruch und das Gefühl des Mannes in meinem Rücken erkannte. Ich riss mich los und wirbelte herum, wobei mir erneut die Tränen kamen.

»Julian.«

OceanofPDF.com

33

Julian

Malina fiel mir in die Arme, schlang mir die Beine um die Taille und presste weinend die Wange an meine. Ich stöhnte auf, als ich ihr zartes Gesicht küsste und ihren süßen Mund mit unersättlichen, fiebrigen und wilden Küssen eroberte. Mit den Lippen wanderte ich an ihrem Kiefer entlang zu ihrer Kehle und presste ihren Körper gegen die Wand. Ich musste sie unbedingt spüren.

»Bei Dis, ich sterbe innerlich, Malina. Ich brauche dich.« Ich zog den Träger ihrer dünnen schwarzen Tunika zur Seite und küsste sie dort mit einem wütenden Knurren, weil sie seinen Stoff, seine Farbe trug. »*Wir* brauchen dich.«

Mein Drache brannte hinter meinen Augen und in meinem Blut, als ich die Stirn gegen ihre drückte. Meine Haut kribbelte, ich wollte mich strecken und verwandeln und sie von hier forttragen. Wut, Verlangen und Liebe rangen in mir um die Vorherrschaft, als ich sie wieder küsste, mit den Zähnen über ihre Haut fuhr und den Träger noch weiter herunterzog, bis ihre Brust frei lag. Mit einem Stöhnen senkte ich den Kopf und saugte an der festen Knospe, zog die scharfen Zähne darüber, die länger geworden waren, ohne dass ich es willentlich herbeigeführt hatte. Ich wollte sie markieren, meinen Duft in ihr verankern.

Anstatt sich zu widersetzen, krallte mein Feuervogel die Finger in mein kurzes Haar, zog mich an sich und rieb sich an meinem Unterleib. Ihr Duft

ließ mich taumeln und stöhnen.

»Ja, ja«, säuselte sie, »koste mich. Bitte. Beiß mich, *ja*!«

Mein Drache schnurrte bei ihrem verzweifelten Verlangen nach mehr und ich schob ihre Tunika hoch und eine Hand zwischen ihre Beine. Als ich mit einem Finger in sie eindrang, stellte ich fest, dass sie schon bereit für mich war.

»Oh ihr Götter!«, rief sie, als ein Blitz über den Himmel zuckte und Donner die Welt erschütterte.

»Ich brauche dich. Himmel, ich brauche dich so sehr«, knurrte ich wieder und wieder wie ein Mantra, eine Bitte, ein Gebet.

»Sch«, flüsterte sie an meinem Mund, griff zwischen uns und zog meine Tunika hoch, bis sie die Hand um meine wachsende Härte legen konnte.

»Malina«, flehte ich und zitterte am ganzen Körper vor verzweifeltem Verlangen. Ich pumpte mich in ihre Hand und zog den Finger aus ihr heraus, um ihre Pobacken zu umfassen und sie langsam auf mich herabzusenken.

»Sch«, hauchte sie abermals und öffnete die Lippen, als sie mich an ihrer Mitte spürte.

Mit einem wilden Knurren drang ich in sie ein, so weit ich nur konnte, und erschauderte bei der Enge ihres Körpers, der mich ganz in sich aufnahm. »Ja, meine Liebste.«

Sie ließ keuchend den Kopf nach hinten gegen die Wand sinken und entblößte mir den Hals.

Ich verharrte, während der draußen tobende Sturm den Aufruhr in mir widerzuspiegeln schien, als wollte er den Furor der Emotionen, die mich innerlich zerrissen, verspotten. Ich hatte sie in meinen Armen. In diesem Moment gehörte sie mir. Aber es war ein flüchtiger, schmerzhafter Moment, denn ich wusste, dass ich sie wieder loslassen musste.

»Oh, ihr Götter oben und unten«, keuchte ich gegen die seidige Haut an ihrer Kehle. »Du gehörst mir, Malina.«

Ich zog mich fast ganz aus ihr heraus und drang erneut tief in sie ein, wobei ich sie heftig gegen die Steinwand stieß. Es schien sie nicht zu stören, vielmehr wimmerte sie vor Wonne über meine Wildheit.

»Mein«, knurrte ich erneut und leckte über ihre Haut.

Sie behielt die Finger in meinen Haaren und schabte mir mit den stumpfen Nägeln über die Kopfhaut, während sie das Kinn senkte und mich mit ihren unfassbar schönen grünen Augen ansah.

»So, wie du der Meine bist«, wisperte sie. »Und jetzt zeig mir, wie sehr ich dir gehöre.«

Ich umfasste ihren Hintern fester, presste sie gegen die Wand und pumpte mich wieder und wieder in sie hinein, bohrte mich in ihren süßen Leib, ihre feuchte, heiße Mitte. Sie verschränkte die Fußknöchel in meinem Rücken und zerrte an meinen Haaren, bis es schmerzte. Offenbar hatten wir beide das Bedürfnis, den anderen zu markieren, um uns daran zu erinnern und uns bewusst zu machen, dass dies echt war. Auch wenn wir auseinandergingen, wir gehörten einander und niemandem sonst.

Ich hob eine Hand, drückte sie mit dem Körper gegen die Wand und schob die Finger unter ihrem Zopf in ihr Haar, um ihren Hinterkopf zu umfassen.

»Ich spüre dich, meine Liebste«, stieß ich an ihren Lippen hervor, während ihr die Tränen über die Wangen liefen. »Ich spüre dich ganz und gar.«

Ich drang immer schneller in sie ein und meine Seele driftete in die ihre mit einer Ekstase der Leidenschaft, wie ich sie nie gekannt hatte. Und nie wieder erleben würde. Mein Feuervogel war mein Ende und mein Anfang. Keine Freude konnte dieses Gefühl der Zugehörigkeit übertreffen, dieses Band, das uns vollkommen miteinander verwob.

»Ja«, flüsterte sie schluchzend. »Ich spüre es auch, Julian.«

Sie stöhnte so süß, so exquisit. Dann kam sie und presste mich so herrlich zusammen. Ich stöhnte auf, als sie sich vorbeugte und mir in die nackte

Haut über den Kragen biss, um ihren Höhepunkt in mein Fleisch zu schreien.

»Ja«, zischte ich und nahm sie hart und tief, sodass unser Fleisch aneinanderklatschte. Ich konnte nicht aufhören, als sie in meinen Armen zitterte und bebte. Ich wollte mich nur noch tiefer in ihr vergraben.

Der Drache brüllte in mir auf und sein Knurren vibrierte in meinem Bauch, während ich in ihr immer weiter anschwoll. Endlich stieß ich ein letztes Mal fest zu und verspritzte meinen Samen, entlud mich in ihr und brummte tief vor Wonne.

Sie löste den Mund von meiner Schulter, zitterte und keuchte, während ihr Innerstes nach ihrem Orgasmus weiterpochte. Dann neigte sie den Kopf und schmiegte die Nase an meine. Ihre Stimme glich einem schmerzhaften Wimmern, als sie flüsterte: »Ich liebe dich.«

Ich küsste die Tränen weg, die ihre Wangen benetzten, und mein Herz zersprang bei ihrem Geständnis. Der Sturm über unseren Köpfen schien nachzulassen und weiterzuziehen. »Nicht weinen, Liebste«, flehte ich, ließ meine Nase an ihrer entlanggleiten und drückte meine immer noch pulsierende Länge tiefer in sie hinein. »Du brichst mir das Herz.«

Sie lächelte und der Anblick löste eine Welle der Zärtlichkeit in mir aus. »Es sind Freudentränen«, versicherte sie mir und küsste mich zärtlich und liebevoll.

Ich nahm ihre süßen Worte an, ihre sanfte Liebkosung mit den Lippen und der Zunge. Die Bestie in mir war vorerst gesättigt. Sanft zog ich mich aus ihrem Körper zurück und stieß dabei ein leises Zischen aus. Ein leiser enttäuschter Laut drang über ihre Lippen. Ich hielt sie in meinen Armen und ließ mich auf einer Steinbank nieder, zog ihre Beine über meinen Schoß und ihren Kopf an meine Brust.

Sacht wischte ich ihr mit dem Saum meiner Tunika die Überreste unserer Vereinigung zwischen den Beinen weg. Beim Anblick ihrer weichen, zarten

Haut überkam mich Furcht. »Hat er dich angerührt?«, fragte ich schließlich, als ich sie an mich drückte.

»Nein«, antwortete sie prompt. »Ich sagte doch, dass ich auf mich aufpassen kann.«

Doch in ihrer Stimme schwang etwas Unausgesprochenes mit.

»Bist du deshalb hergekommen, um die Göttin Minerva um einen Gefallen zu bitten?«, fragte ich sanft und tippte gegen ihre mit Stoff umwickelte Hand, von der ich wusste, dass sie dort verletzt war.

Sie zog sich ein Stück zurück, sah zu mir auf und ich genoss ihren Blick. Ihr liebevoller, bewundernder Blick musste sich in meinem widergespiegelt haben, denn sie legte mir eine Hand ans Kinn.

»Mein liebster Julian.« Sie lächelte erneut und ich war ihr abermals auf der Stelle verfallen. Aber das war ich eigentlich schon immer, seit dem Moment, als ich sie im Mondlicht der Karpaten tanzen sah. »Mach dir keine Sorgen. Es ist alles gut.«

»Ich wusste nicht, dass die Daker römische Götter verehren.«

Sie kniff mir zur Strafe ins Kinn, was mir ein Schmunzeln entlockte. »Minerva kennt mich, ein Kind Dakiens. Es spielt keine Rolle, dass ich fern ihrer bevorzugten Schutzbefohlenen geboren wurde. Jemand Weises sagte mir einmal, die Götter kennen uns, ob wir sie nun anbeten oder nicht.«

»Mmm.« Ich drückte ihr einen sanften Kuss auf die Stirn und atmete ihren hypnotischen Duft ein. »Und, was hast du von ihr verlangt?«

Sie hielt inne, fuhr mir mit den Fingerspitzen über die Wange und den Nasenrücken und schien sich einzuprägen, was sie berührte. »Das, was wir brauchen.«

Dann schluckte sie schwer und ich ließ einen Finger ihren Hals hinab zu ihrer Kehle wandern.

»Aber ich musste den Handel mit einem Schatz besiegeln«, gab sie mit heiserer Stimme zu. »Ich musste den Aureus aufgeben.« In ihren Augen ließ sich ihr Kummer erkennen.

»Du hast dein Gebet mit deinem kostbarsten Schatz verbunden?«

»Nein«, widersprach sie sogleich, umfing mein Kinn und strich mir mit dem Daumen über die Wange. »Ich habe meinen kostbarsten Schatz immer bei mir.«

Als ich die Stirn runzelte, fügte sie hinzu: »Deine Liebe.« Sie ließ die Hand sinken und presste sich die Handfläche auf die Brust. »Ich bewahre sie hier auf, sorgfältig bewacht.«

Meine ganze Seele weinte, als ich sie fest an mich zog und die Lippen auf ihre presste. Wir küssten uns zärtlich und sanft – Münder, Wangen, Augenbrauen – und versicherten uns gegenseitig unsere Zuneigung, bis ich den Regen oder den Sturm nicht mehr hören konnte. Die sanfte Berührung von Lippen und Zunge beruhigte mich für den Moment. Bis wir unterbrochen wurden.

»Malina«, flüsterte jemand in der Nähe.

Wir lösten uns voneinander und Malina setzte sich ruckartig auf. Eine schlanke blonde Frau stand in der Nische vor der Kammer, in der wir die Welt für ein paar gestohlene Augenblicke vergessen hatten.

Sie bedeutete ihr, zu kommen. »Wir müssen gehen.« Dann warf sie einen besorgten Blick in Richtung Ausgang. »Doro wird unruhig.«

Sofort schloss ich Malina in meine Arme, drückte die Stirn an ihren Hals und atmete den Duft ihres Haares ein. »Nein«, flüsterte ich rau.

»Ich komme, Rhea«, versprach sie und scheuchte die Frau weg. Sie stellte sich zwischen meine Beine, drehte sich um und drückte mich an ihre Brust. »Wann wird es passieren?«

Wir wussten beide, was sie meinte, denn wir hatten an dem Tag, an dem sie mir genommen worden war, über Ciprians Ermordung gesprochen.

»In zwei oder drei Tagen. Kannst du morgen wieder zum Tempel kommen? Dann müssten die Pläne stehen und ich kann dir mehr sagen.«

Sie packte mich an den Schultern und schob mich von sich weg. Da ich auf der Bank saß und sie stand, konnten wir einander in die Augen sehen.

»Ich werde einen Weg finden. Um dieselbe Zeit? Es sollte leichter sein, Ciprians Haus in den Morgenstunden zu verlassen.«

Mein ganzer Körper verkrampfte sich vor Abscheu. »Sag mir, dass er dir nicht wehgetan hat.« Ich hatte ihre Arme und Beine bereits nach Anzeichen von Gewalt oder blauen Flecken abgesucht, aber nichts gefunden.

»Das hat er nicht.«

Ich stand auf und schloss sie fest in meine Arme. Sie drückte die Wange an mein Brustbein. »Nur noch ein paar Tage«, flüsterte ich gegen ihren Scheitel. »Dann ist es vorbei und ich kann dich an einen sicheren Ort bringen.«

Mein Drache schnurrte bei dem Gedanken, sie bald wieder bei sich zu wissen.

Malina umarmte mich fester, fragte aber: »Warum muss ich gehen, wenn alles gut ist?«

Sie wusste nicht, dass ich vorhatte, Ciprian früher zu töten, lange bevor mein Onkel und die anderen an der Reihe waren.

»Nach Ciprians Tod wird es Unruhen geben. Mich sollte eigentlich niemand verdächtigen, aber falls es doch geschieht, möchte ich nicht, dass Caesar dich angreift, um mir zu schaden.« Ich drückte sie an mich. »Das würde mich umbringen, Feuervogel.«

Sie gab mir einen Kuss auf die Brust. Selbst durch meine Tunika hindurch spürte ich die Wärme ihres Mundes und ihre Zuneigung. Dann sah sie mir in die Augen und hielt mein Herz mit diesem Blick gefangen.

»Ich kenne jetzt die Geschichte des Feuervogels.«

»Ach ja? Wer hat sie dir erzählt?«

»Rhea.« Sie deutete in Richtung Tür. »Meine Freundin.« Dann neigte sie keck den Kopf. »Aber ich weiß nicht, ob das der richtige Name für mich ist. Ich bin keine goldene Drachin, Julian. Und ich kann auch nicht durch die Luft fliegen und Männer in Brand stecken.«

»Nicht?«

Sie lachte leise auf. »Du weißt genau, dass ich das nicht kann.«

»Ich weiß nichts dergleichen.« Ich legte ihr die Hände an die Wangen und drückte ihr einen energischen Kuss auf die Lippen. »Seit dem Moment, in dem ich dich über die Bühne fliegen sah, brennst du tief in mir. Meine ganze Seele brennt für dich, Malina.« Ich drückte die Stirn an ihre. »Und das wird immer so sein.«

»Malina«, zischte Rhea von draußen. »Wir müssen jetzt gehen.«

Malina drückte mir einen letzten Kuss auf die Lippen und entwand sich meinen Armen. Ich empfand einen regelrechten körperlichen Schmerz, als ob etwas in mir starb, als ich sie gehen sah, und musste ihr einfach folgen.

Ich lief in einigem Abstand hinter ihr und der anderen Sklavin her, als sie den Tempel verließen und auf die regennasse Straße traten. Ich folgte ihnen, als sie sich mit einem großen Sklaven trafen, der Ciprians Halsband trug, und sich auf dem Aventin einen Weg durch die nun weniger dichten Massen bahnten. Falls sich jemand darüber wunderte, dass sich ein römischer Patrizier hier aufhielt, ließ er es sich nicht anmerken. Niemand schien mich als den berühmten kaltherzigen Eroberer zu erkennen.

Möglicherweise sah ich ihm auch gar nicht mehr ähnlich, wie ich mich so über die Straßen stahl und versuchte, einen letzten Blick auf die schwarzhaarige Schönheit zu erhaschen, der meine Seele gehörte. Ich wurde von Verzweiflung ergriffen, als sie um die Ecke verschwand. Gleichzeitig ging mir auf, dass es in meinem Inneren nicht mehr so kalt war wie vor unserem Wiedersehen.

In den tiefsten, dunkelsten Abgründen meines Wesens loderte es. An dem Ort, an dem mein Drache schlief und wachte und wartete, war ein Feuer entfacht worden, als Malina mir ihre Liebe geschenkt hatte. Nur indem ich sie in einen Unterschlupf zurückbrachte, wo sie in Sicherheit war, konnte ich die Bestie noch besänftigen. Wenn sie verletzt wurde, bevor ich sie befreien konnte, würde ich die Welt in Brand stecken und mit Freude zusehen, wie sie in den Flammen unterging.

OceanofPDF.com

34

Malina

Bei unserer Rückkehr herrschte im ganzen Haus Stille. Die Köchin, deren Namen ich immer noch nicht kannte, ließ uns das Gemüse für das Abendessen waschen und schneiden.

Als Ciprian mit seinen Sklaven, dem Bärtigen und den anderen, die mich an jenem Tag auf der Straße angegriffen hatten, nach Hause kam, wurde es laut. Sie hatten sich in einen der Salons zurückgezogen, dann hörte ich, wie Ciprian Befehle brüllte, dass er baden und sein Abendessen haben wollte, aber ich hielt mich von ihm fern und blieb in der Küche. So weit von ihm weg, wie ich nur konnte.

Ich hatte meine Tunika gewaschen und eine frische angezogen, weil ich befürchtete, er könne irgendwie merken, dass ich mit Julian zusammen gewesen war. Rhea hatte ihm das Abendessen servieren müssen, aber nach mir hatte er nicht verlangt. Ich empfand sowohl Angst um sie als auch Erleichterung meinetwegen. Auch wenn ich zuversichtlich war, dass ich mich erneut an ihn binden und ihn notfalls einschlafen lassen konnte, stand mir der Albtraum von letzter Nacht noch deutlich vor Augen. Eine ungute Vorahnung hatte mich den ganzen Tag über begleitet, besonders nachdem ich in Julians Armen gelegen hatte.

Ich wartete in meiner Schlafkammer auf Rheas Rückkehr, als der bärtige Sklave durch die offene Tür trat. »Dominus will dich sehen.«

Ich war zwar zutiefst entsetzt, ließ es mir jedoch nicht anmerken. Stattdessen stand ich auf und folgte ihm in den gleichen Speiseraum, in dem ich Ciprian gestern Abend dazu gebracht hatte, seinen Mageninhalt von sich zu geben.

Nach Betreten des Raums hielt ich inne. Das lag nicht etwa an der Tatsache, dass meine Angreifer anwesend waren oder dass ich Rhea nirgends sehen konnte, sondern an Ciprians unbestreitbar selbstgefälliger Miene und dem erdrückenden Gefühl drohenden Unheils, das an meiner Magie zerrte.

Seine Augen waren nicht braun wie sonst. Sie glühten rot wie die seines Drachen, was bedeutete, dass irgendetwas seine Bestie in den Vordergrund geholt hatte. Etwas, das ihn erregte und sichtlich fröhlich stimmte. Seine blauen Flecken verblassten bereits und er trug keine Verbände mehr, sodass ich die Nähte erkennen konnte. Seine Verletzungen schienen ihn nicht im Geringsten zu stören.

»Setz dich zu mir, Malina.« Er stieß meinen Namen mit einem langen, widerlichen Atemzug aus.

»Ich würde lieber stehen. Was kann ich für Euch tun, Dominus?«

»Du wirst dich hinsetzen«, befahl er mit einem Hauch von Aggression, ohne jedoch das unheimliche Lächeln zu verlieren.

Ich nahm ihm gegenüber auf dem Kissen Platz, während er sich auf seiner Liege ausstreckte, einen Weinkelch in der Hand, einen Teller mit gebratenem Fleisch und Rüben, die ich heute geschnitten hatte, vor sich.

»Iss.« Er zeigte auf den Teller.

Ich wollte ihn nicht verärgern, indem ich mich weigerte, daher nahm ich eine kalte Rübe und knabberte daran herum, bekam den Bissen jedoch kaum herunter. Er schien zufrieden zu sein, dass ich gehorchte, und beobachtete mich über den Rand seines Weinbechers hinweg.

Nach einem Moment der Stille verlangte er: »Trink mit mir.«

Erst jetzt bemerkte ich den zweiten Becher. Er beugte sich vor und schenkte mir aus der Karaffe, die Rhea stehen gelassen hatte, etwas ein.

Ich griff nach dem Becher und nippe daran. »Speist Ihr oft mit Euren Sklaven?«

»Niemals«, gab er zu und seine roten Augen leuchteten noch intensiver.

»Warum macht Ihr bei mir eine Ausnahme?« Wieder einmal konnte ich einfach nicht den Mund halten.

»Weil du eine Ausnahme *bist*, Malina.« Er hob den Becher, als wollte er mir zuprosten. »Oder etwa nicht?«

Mein Herz schlug etwas schneller, weil ich spürte, dass er irgendetwas wusste, das mir verborgen war. Ich versteckte meine Reaktion hinter dem Becher, trank noch einen Schluck Wein und antwortete ihm nicht. Einen Moment lang sagte er nichts und die Anspannung nahm weiter zu. Der Bärtige und seine beiden Kameraden standen neben der Tür stramm und starrten mich grimmig an.

Er schwenkte nonchalant seinen Becher. »Ich kenne dein Geheimnis.«

Ich erstarrte und umklammerte den Becher in meinem Schoß. »Ich habe keine Geheimnisse, Dominus.« Die ganze Zeit über hatte ich nur Bilder von Julian im Kopf, wie er heute im Tempel in mir gekommen war.

»Du hast viele, Hexe.«

Er setzte sich auf und ich war sofort alarmiert. Doch dann stellte er nur vorsichtig seinen Becher auf den Tisch und musterte mich. In seinem Blick lag in diesem Moment keine Bosheit. Nein, er beobachtete mich einfach nur, als wollte er versuchen, ein Rätsel zu lösen.

»Und Julian anscheinend auch.«

Als ich meine Miene nicht länger unter Kontrolle halten konnte, weil ich wusste, dass ich bei seiner Anschuldigung die Augen aufgerissen hatte, warf er den Kopf in den Nacken und lachte laut los. Ich blieb völlig ruhig und konzentrierte mich darauf, den Becher zu umklammern, damit ich nicht in Panik geriet.

»Mein ehemaliger Gebieter?« Ich fragte mich, ob er Doro oder Rhea gezwungen hatte, ihm von meinem heutigen Stelldichein im Tempel zu erzählen.

»In der Tat, Malina. Dein *ehemaliger* Gebieter.« Er gluckste erneut und seine Eckzähne wurden länger, als er den Drachen noch ein wenig weiter herausließ. »Allem Anschein nach hat er einige außerplanmäßige Aktivitäten betrieben.«

Er wusste es. Oh, bei den Göttern, er wusste Bescheid.

»Sergius hat letzte Nacht etwas sehr Merkwürdiges beobachtet.« Er zeigte auf den bärtigen Sklaven, der mich immer noch bösartig anstarrte. »Etwas sehr Merkwürdiges.«

Es ging nicht um heute. Wovon sprach er dann?

»Ach ja?«, fragte ich mit Unschuldsmiene.

»Der ehrwürdige Julianus Dakkia kam im Schutze der Nacht in Drachengestalt in die Stadt zurück. Noch seltsamer ist, dass er sich außerhalb der Stadt verwandelt hat und auf seinem Pferd zu seinem Haus geritten ist. Ich bin vielleicht nicht so ein guter Stratege wie er, aber ich kenne die Gesetze. Und ich weiß, wie verdeckte Manöver aussehen.« Er beugte sich vor, stützte die Ellbogen auf die Knie und sagte in vertraulichem Ton: »Weißt du, was noch seltsamer ist? Er war nicht allein. Sergius, der gewissenhafte Spion, der er nun mal ist, hat den Himmel beobachtet und zwei weitere Senatoren auf die gleiche Weise in die Stadt zurückkehren sehen.«

Mir schlug das Herz bis zum Hals, während ich so ruhig wie möglich blieb und Ciprian zuhörte, der Julian als eine Art Verschwörer verdächtigte. Der er natürlich auch war.

»Du bist gerissen, nicht wahr?«, flüsterte er. »Wenn man dich jetzt ansieht, könnte man meinen, du wüsstest überhaupt nichts. Aber an deinem dreimal so schnellen Herzschlag und deinen geweiteten Augen kann ich die

Angst spüren, die durch deinen Körper jagt.« Er grinste noch breiter. »Sie ist köstlich.«

»Ich bin nur eine Sklavin.« Meine Stimme zitterte kaum. »Was soll ich denn schon wissen?«

»Aber für Julian bist du nicht nur seine Sklavin, oder?« Bei seiner spöttischen Frage zog er die Augenbrauen hoch. »Du bist sein wertvollster Besitz. Ich kann ihn verdammt noch mal an dir riechen«, knurrte er, »und ich weiß, dass du mehr weißt.«

»Ich weiß gar …«

Mit unnatürlicher Geschwindigkeit streckte er den Arm aus und gab mir eine Ohrfeige, die mich zu Boden stieß. Mein Becher fiel klirrend auf den Stein und ein grässlicher Schmerz zuckte mir durch den Kopf. Plötzlich spürte ich ein scharfes Stechen in der Kopfhaut, als Ciprian sich über mich beugte und eine Faust in mein Haar krallte. Mit einem scharfen Ruck zog er mich auf die Knie.

»Ah!«, schrie ich auf.

»So ist es richtig«, zischte er mir ins Ohr und legte die andere Hand um meinen Hals. »Gewöhn dich an den Schmerz.«

Ich wollte das Band zwischen uns nutzen, doch es entglitt mir, als würde es ausweichen und wäre nicht so leicht greifbar wie sonst. Irgendetwas stimmte hier nicht.

Ciprian lachte mir ins Ohr und zog mich fester an seine Brust, während er sich hinter mich kniete. »Du wirst deine Hexenkünste kein weiteres Mal gegen mich einsetzen. So, wie du es gestern Abend getan hast. Oder bei meinem Totenschädelritual, du elende Schlampe.«

Meine Glieder fühlten sich leichter an, lockerer, als würden sie mir nicht länger gehören, als ich in seinem festen Griff zusammensackte.

»So ist es richtig. Das Beruhigungsmittel wird dich nicht umbringen, sondern nur deinen Verstand und deine Sinne trüben, aber nicht so sehr, dass du meine Fragen nicht mehr beantworten kannst.« Er verstärkte seinen

Griff um meine Kehle. »Und nicht so sehr, dass du nicht alles spüren wirst, was ich heute Nacht mit dir anstelle.« Er lachte hämisch und leckte mir mit der langen Zunge über die Wange. »Und wir werden heute Nacht sehr viel Spaß miteinander haben, Hexe.«

Viel zu spät dämmerte mir, dass er mich unter Drogen gesetzt hatte. Ich hatte arrogant an seinem Tisch gesessen, gegessen und getrunken, als wäre ich unbesiegbar. Aber das war ich nicht. Was auch immer er mir gegeben hatte, betäubte nicht nur meinen Körper und meinen Geist, sondern auch die Verbindung zu meiner Magie. Ich versuchte es immer wieder, während er mich an den Haaren über den Boden zerrte, doch es gelang mir nicht, auf die Verbindung zuzugreifen.

»Oh, das gefällt mir! Dir nicht auch, Sergius? Sie schreit so schön.«

»Ja, Dominus«, erwiderte Sergius.

Ich hatte gar nicht bemerkt, dass ich schrie, während er mich grob zur Liege zerrte und darauf warf. Ich saß schlaff da, meine Arme hingen nutzlos an den Seiten herab. Er griff nach seinem Becher und trank einen Schluck, dann zwinkerte er mir zu.

»Möchtest du einen Schluck?«, fragte er beschwingt. »Meiner ist sauber, keine Sorge.«

Ich starrte einfach nur vor mich hin und mein Herz schlug so schnell, dass ich Angst hatte, es würde mir aus der Brust springen. Ich hatte mich noch nie so hilflos gefühlt.

»Wenn du schreien kannst, dann kannst du auch reden.« Seine Stimme war unheilvoller geworden, seine roten Augen – geschlitzt wie die einer Schlange – waren auf mich gerichtet. »Ich will wissen, wer Julians Mitverschwörer sind. Sag mir, mit wem er sich getroffen hat. Wer ins Haus gekommen ist.«

Ich dankte den Göttern dafür, dass er nicht alles wusste, sondern nur Vermutungen anstellte.

»Sergius hat dem Kaiser vorhin bereits eine Nachricht überbracht. Darin habe ich Julians verdächtiges Verhalten aufgelistet, zusammen mit dem der beiden Senatoren, was nur darauf hindeutet, dass er sich gegen seinen Onkel verschworen hat. Aber ich will Igniculus noch ein paar mehr Namen nennen können und du wirst sie mir geben.« Er setzte sich rittlings auf mich und griff mir erneut an die Kehle. Diesmal drückte er nicht zu, aber mein Kopf fiel gegen die Sofalehne. Mein ganzes Wesen schrak vor seiner widerwärtigen Berührung zurück. »Komm schon, Malina«, flüsterte er und war mir so nah, dass seine Lippen die meinen berührten. »Gib mir, was ich will, damit wir richtig spielen können.«

In diesem Moment hatte ich nur eine Möglichkeit, mich zu verteidigen, daher öffnete ich den Mund und biss ihm in die Lippe. Er brüllte los, bäumte sich auf und stieß mich zur Seite. Mein Körper rollte halb von der Liege herunter und ich landete mit der Wange auf dem Polster. Schwer atmend vor Entsetzen versuchte ich, mich wieder aufzurichten, doch meine Glieder waren wie gelähmt.

»Verdammte Hexe«, zischte Ciprian hinter mir und wischte sich wahrscheinlich das Blut von der Lippe, denn ich hatte den fauligen Geschmack davon im Mund. »Wenn ich es mir recht überlege, gefällt mir diese Ansicht weitaus besser. Vielleicht wird sie redseliger, wenn ich sie ordentlich durchgenommen habe.«

»Nein«, murmelte ich und wehrte mich, wobei ich kaum in der Lage war, die Arme zu bewegen, aber dennoch verzweifelt versuchte, von ihm wegzukommen.

»Dein Blut war auch sehr köstlich.« Ich spürte die Spitze einer kalten Klinge im Nacken. »Vielleicht sollte ich es noch einmal kosten.«

Ohne groß darüber nachzudenken, sprach ich durch die einzige Verbindung, die niemals brach, die felsenfest war und nie zerbrechen würde – zu Julian.

OceanofPDF.com

35

Julian

Ich war den ganzen Abend über unruhig gewesen. Malina heute zu sehen, hatte meine Angst, dass etwas schiefgehen könnte, nur noch verstärkt. Vielleicht war es auch nur die Stille im Haus, die mich beunruhigte. Ich hatte Ruskus angewiesen, alles einpacken zu lassen. Sie würden bald alle in Trajans weit entferntes Haus umziehen, in dem sie in Sicherheit wären, und ich würde auch Malina dorthin bringen, sobald alles erledigt war.

Während ich durch das Atrium schritt, konnte ich das Grauen, das mir wie ein schwerer Stein im Magen lag, einfach nicht loswerden. Ich wartete auf Trajan, der mich an diesem Abend aufsuchen wollte, um die letzten Details mit mir zu besprechen.

Jemand hämmerte an die Haustür.

»Den Göttern sei Dank!«

Ich eilte durch das Foyer und öffnete die Tür in der Erwartung, meinen Freund auf der anderen Seite zu sehen. Stattdessen standen dort sechs bewaffnete Prätorianer in Drakengestalt.

»Legatus Julianus«, sagte einer von ihnen förmlich, »Kaiser Igniculus befiehlt, dass Ihr Euch sofort im Palast einzufinden habt.«

In seiner Stimme lag eine Eiseskälte und in seinem Blick flackerte der Drache auf. Er war auf der Hut … vor mir.

Mein Onkel wusste Bescheid. Irgendwie hatte er es herausgefunden.

»Ich gehe mich schnell umziehen«, sagte ich, da ich nur die lockere Tunika trug, in der ich schlief.

»Das ist nicht nötig.« Er packte meinen Unterarm, was noch kein Prätorianer bei mir gemacht hatte. »Der Kaiser will Euch auf der Stelle sehen.«

Mein Instinkt setzte ein. Ohne zu zögern, verwandelte ich mich in Drakengestalt und riss dem ersten Prätorianer mit den Krallen die Kehle auf. Er sah mich noch panisch an, als sofort das Blut aus seinem Hals spritzte. Dann stürzten sich die anderen kratzend und knurrend auf mich.

Ein anderer griff von hinten in den Kampf ein. Das Aufblitzen blauer Schuppen und das vertraute Knurren spornten mich an. Trajan schien direkt nach ihnen eingetroffen zu sein.

Die Prätorianer zogen ihre Schwerter und griffen mich an.

»Euer Onkel will Euch lebend«, fauchte einer der Prätorianer undeutlich.

»Das kann ich mir vorstellen«, entgegnete ich, schlug mit den Flügeln um mich und stürmte vor.

Als er mir sein Schwert in den Bauch stoßen wollte, wich ich aus und bog seinen Arm herum. Ich trieb ihm die Klinge direkt durch Kinn und Schädel, sodass mir das Blut ins Gesicht spritzte, während ich mich bereits umdrehte, um den Nächsten zu bekämpfen.

Trajan hatte inzwischen einen anderen getötet, war herumgewirbelt und hatte einen zweiten mit seinem Gladius enthauptet, um einen der beiden Letzten gleichzeitig mit seinem blau-bestachelten Schwanz zu Boden zu schleudern. Prätorianer waren nicht so kampferprobt wie wir und das war unser Vorteil. Da sie nur stundenlang tatenlos Wache hielten, waren sie uns nicht gewachsen.

Der sechste wich zurück und flog dann in die Nacht hinaus in Richtung Palast. Bevor der Prätorianer, der sich am Boden wälzte, ebenfalls entkommen konnte, hob ich einen Arm und streckte die Hand aus. »Trajan!«

Er schleuderte seinen Gladius durch die Luft. Ich fing ihn auf und rammte dem Prätorianer die Klinge ins Herz, die sich sogar noch in den gepflasterten Boden unter ihm bohrte. Dann richtete ich mich schwer atmend auf, zog die Klinge heraus und starrte Trajan an.

»Er weiß also Bescheid.« Trajans Schwanz zuckte hinter ihm, seine Stimme klang gefährlich, seine Augen waren eisblau. »Woher?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist unwichtig.«

»Den Letzten schnappe ich mir.« Und schon war Trajan in der Luft und flog dem entkommenen Prätorianer hinterher.

Trajan war schnell. Der Prätorianer würde den Palast nicht erreichen. Ich starrte auf das Durcheinander von Leichen hinab und überlegte, was ich als Nächstes tun sollte. Wenn der Kaiser davon erfuhr und seine Männer nicht zurückkehrten, würde er weitere schicken oder mich selbst holen kommen.

Ich wandte mich zur Tür, um meinen Gladius zu holen, als Ruskus plötzlich auftauchte, atemlos und mit einem Dolch in der Hand. Tapferer Mann!

»Sind alle tot, Dominus?«

»Ja.«

»Was sollen wir mit ihnen machen?«

Ein scharfer Ruck ließ mich erstarren. Es fühlte sich an wie ein Seil, das meine Brust einschnürte, und mein ganzer Körper erstarrte ob der Erschütterung meiner Seele.

Sofort hörte ich sie. *Fühlte* sie. Spürte ihren *Schrei* in meinem Geist.

Julian! Hilf mir!

»Bring die anderen zu Trajans Haus«, knurrte ich.

»Heute Abend?«

»Sofort!«

Während ich mich in die Luft erhob, wurde mir das Herz schwer.

Wut und Panik schlugen ihre Krallen in meinen Leib und bewirkten, dass meine Drakengestalt immense Ausmaße annahm. Als ich auf Ciprians

Außenterrasse landete, war ich zu groß, um durch den Torbogen zu passen, der nicht für jemanden in Drakengestalt geschaffen worden war.

Ich stürmte durch die Öffnung. Meine Hörner und Flügel ließen den Stein zerbersten. Ein bärtiger Mensch sprang hinter dem Eingang zur Seite. Ich packte seinen Kopf, riss ihn von der Wirbelsäule herunter und schleuderte ihn dann quer durch den Raum, wobei das Blut nur so spritzte. Die anderen Männer, die vor Angst schreiend die Flucht ergriffen, nahm ich kaum wahr, denn mein Blick war auf Ciprian gerichtet, der sich über meine Gefährtin beugte, die auf einem Sofa lag. Er hatte ihr die Tunika vom Rücken gerissen, ein blutiges Rinnsal lief ihr den Rücken hinunter und in Ciprians Hand lag ein Messer.

Mein Gebrüll ließ Glas zerspringen und erschütterte die Decke des Hauses, das ich mitsamt seinem Gebieter zerstören wollte. Ciprian sprang auf und nahm Drakengestalt an. Doch das würde ihm nichts nützen.

»Ich werde dir die Kehle aufschlitzen und in deinem Blut baden«, knurrte ich unheilvoll, während ich den Raum durchquerte.

Er bekam große Augen, als er meine Gestalt in voller Pracht wahrnahm. Meine Hörner schabten bei jedem Schritt an der Decke und ließen den Putz auf den Boden rieseln. Ich war nicht länger in Drakengestalt, aber auch noch nicht ganz Drache, sondern eine schreckliche Bestie irgendwo dazwischen.

»Da ist ja der Verräter«, brüllte er, sprang auf, spannte die Muskeln an und entledigte sich seiner zerrissenen Tunika.

Jetzt wusste ich Bescheid. Er hatte es dem Kaiser gesagt. Ein Grund mehr, ihn zu vernichten.

»So ist es, Julianus.« Er spie meinen Namen voller Abscheu aus und blieb wie ein Feigling hinter einem Tisch auf Abstand. »Ich weiß von deinen nächtlichen Machenschaften außerhalb der Stadt. Und der Kaiser weiß jetzt auch davon.«

»Das ist mir egal.« Ich ging direkt auf ihn zu, denn ich hatte nicht vor, zu taktieren oder mich auf ein Katz-und-Maus-Spiel einzulassen. »Ich werde euch beide umbringen.«

»Hast du endlich den Mut dazu gefunden?«

Ich ignorierte seinen Versuch, mich abzulenken, schlug die Krallen in den Tisch und warf ihn zur Seite. Das Holz zerbarst mit lautem Krachen an der Wand. Ciprian wich zurück und zerrte Malina an den Haaren auf die Beine.

Als ich mich gerade auf sie stürzen wollte, wirbelte er herum und drückte ihr die Klingenspitze an die Kehle. Ihre zerrissene Tunika rutschte von einer Schulter herunter.

Sie wirkte apathisch, sie hatte die Augen weit aufgerissen, ihr Blick war ängstlich und desorientiert. Betäubt. Der beißende Geruch einer Droge haftete an ihr.

Ciprian lachte hämisch, während ich ihn anstarrte, mit dem Schwanz peitschte und einen Stuhl quer durch den Raum schleuderte. Hektisch zermarterte ich mir den Kopf, wie ich ihn am besten töten konnte, bevor er Malina etwas antat.

»Ich wünschte, ich wäre dabei gewesen, als du endlich die Wahrheit erfahren hast.«

Sein Gerede drang kaum zu mir durch, so fixiert war ich auf meine Gefährtin. Ihr vernebelter Blick und ihre hilflosen Bewegungen beängstigten mich. Der Drache presste sich energisch gegen meine Haut. Er wollte raus.

Ich konzentrierte mich auf die Stelle, an der Malina seinen Unterarm festhielt, und ihr Blick fand endlich den meinen. Sie krümmte energisch die Finger. Ich verstand und ging auf Ciprians Geschwafel ein. »Die Wahrheit worüber?«

Er wich zurück und drückte sie fester an sich. »So etwas würde vermutlich jeden zum Verräter machen.«

Ich blieb an Ort und Stelle stehen, fuhr die Krallen aus und ließ die Arme seitlich herunterhängen. »Was meinst du damit?«

»Den Brudermord natürlich.«

Ich erstarrte, starrte ihn an und versuchte, einen Sinn in seine Worte zu bringen. Langsam, ganz langsam, ließ die dämmernde Erkenntnis mein Blut gefrieren. Mein Atem wurde immer schwerer.

Während mir dämmerte, was er mir da gerade gestand, stieß Ciprian ein schrilles, irres Lachen aus.

»Du hast es nicht gewusst!« In Drakengestalt konnte man ihn nur schwer verstehen, aber es reichte aus. »Du wusstest nicht, dass dein Onkel deinen Vater ermordet hat. Oder vielmehr den Befehl dazu gab. Deine Mutter musste ebenfalls dran glauben, genau wie alle anderen im Haus. Er konnte keinen sklavenliebenden Bruder gebrauchen, während er das Imperium schuf, das ihm vorschwebte.« Er zuckte mit den Achseln, was in Drakengestalt etwas seltsam aussah. Seine scharfe Klinge lag noch immer zu dicht an Malinas Kehle. »Ich kann es ihm nicht verdenken und hätte dasselbe getan.«

Meine Gedanken überschlugen sich und mein Magen zog sich zusammen, während ich mich vollkommen ruhig verhielt. Mein Onkel hatte behauptet, die Täter wären gefasst und hingerichtet worden. Ich hatte es nie infrage gestellt und ihn auch nie verdächtigt, obwohl es vollkommen logisch war. Ohne meinen Vater – einen anderen Ignis von ebenso edlem Blut –, der jeden Schritt des Kaisers kontrollierte, konnte er mit unkontrollierter diktatorischer Macht über Rom herrschen. Und genau das hatte er getan. Er hatte sogar mich kontrolliert … bis jetzt.

»Wer hat meine Familie ermordet?«, fragte ich mit gefährlich dunkler Stimme.

Er lachte erneut auf. »Das ist der lustige Teil. Rate doch mal.«

Ich wusste es bereits. Ciprians schneller Aufstieg hatte nie einen Sinn ergeben, wo sein Vater doch als mittelmäßiger Centurio ohne hohen Rang

und zu früh aus seiner Legion ausgeschieden war.

»Dein Vater.« Ich krümmte den Hals, bis er knackte, meine Stimme wurde tiefer, mein Blut loderte heißer, glühte förmlich in meinen Adern. »Dein Vater hat meinen Vater ermordet.«

»Und er hat es gern getan. Mein Vater war dem neuen Kaiser treu ergeben. Ganz im Gegensatz zu dir.« Er entfernte die Klinge ein kleines Stück von ihrem Hals, während er in Gedanken abschweifte und abgelenkt war. »Warum hast du dein eigenes Fleisch und Blut verraten?«

»Jetzt, Malina!«

Sie packte seinen Unterarm und versenkte die Zähne in seiner Haut. Ciprian brüllte auf und zog reflexartig den Arm weg. Bevor er sie erneut festhalten konnte, hatte ich mich auch schon auf ihn gestürzt.

Malina sackte zur Seite, als ich Ciprian zu Boden stieß, mich rittlings auf ihn setzte und ihm die Klauenhände um die Kehle legte. Ich beugte mich vor und zischte: »Mögest du in der tiefsten aller Höllen verrotten.«

Zum ersten Mal, seit ich ihn kannte, leuchtete wahre Angst in seinen dämonischen Augen auf, dann kämpfte er gegen mich an, fauchte und knurrte … und wurde größer.

»Malina!«, brüllte ich. »Lauf!«

Er verwandelte sich in seinen Drachen. Ich schaute nach links und sah, wie sie zur Außenterrasse kroch. Sie *konnte* nicht laufen.

Dann war es zu spät. Meine Bestie musste sie um jeden Preis beschützen. Schon brach sich mein Drache Bahn, drang durch meine Haut, Knochen splitterten, Körper und Hals dehnten sich, Feuer loderte tief in mir auf, als ich auf die Terrasse taumelte und mich verwandelte …

Rache.

Der Feind reißt sein Maul auf und schnappt zu. Ich sehne mich danach, sein Blut in meinem Mund und sein Fleisch zwischen meinen Zähnen zu haben. Dieser Dämon muss zurück in die

Unterwelt. Er gehört nicht auf diese Erde. Nicht an unseren Himmel. Er hat nicht das Recht, dieselbe Luft zu atmen wie wir.
Er hat unser Juwel verletzt.
Sie kauert vor einem Baum. Macht sich klein, will unbemerkt bleiben. Aber ich sehe sie. Ich werde sie beschützen. Ich schnurre, damit sie weiß, dass ich hier bin. Sie ist in Sicherheit.
Ich schiebe meinen Körper vor sie und brülle den Feind an, dann lasse ich den Schwanz auf die Trümmer seines Verstecks niederfahren. Es zerbricht unter meiner Kraft. Er wird dasselbe tun.
Er brüllt. Er stürzt sich mit klaffenden Kiefern auf mich.
Dieser Narr, dieser niedere Dämon.
Ich schlage mit den Flügeln und bohre die Krallen tief in sein Fleisch. Blut quillt hervor. Ich genieße das Knacken der Knochen – seiner Knochen. Er wirft den Kopf herum und krümmt den Hals, um mich mit seinem Maul zu erwischen.
Zu spät. Ich habe meine Zähne in seine Kehle geschlagen. Ich reiße sie ihm aus dem Körper, gerade als er Feuer speit. Die Flammen schlagen aus seinem Schlund und dem Loch in seiner Kehle, das ich geschaffen habe. Meine Schuppen schützen mich. Ich werfe seinen Kopf beiseite und brülle meine Wut in den Himmel hinaus. Meine Stimme erschüttert die Bäume und die Erde mit meiner Kraft und Wut.
Ich bin der leibhaftige Tod und die Welt wird meinen Zorn kennenlernen.
Der Dämonengeist meines Feindes ist bereits verschwunden. Aber meine Wut braucht mehr. Ich zerfetze seinen Körper mit den Krallen. Er zuckt im abklingenden Todeskampf, sein Schwanz krümmt sich und zittert. Dann rührt er sich nicht länger.

Meine Wut ist noch nicht gestillt. Ich lasse das Feuer in meinem Bauch auflodern und auf den Kadaver des Dämons strömen, der mir mein Juwel nehmen wollte. Der Gestank seines brennenden Leichnams erfüllt mich mit süßem Vergnügen.

Selbst das ist nicht genug. Ich atme tief ein und schieße einen Feuerstrahl in seinen Unterschlupf, der das Dach zum Einsturz bringt und alles darin verbrennt. Nichts wird mehr davon übrig sein. Kein Stein seines Hauses, keine Asche, keine Knochen. Ich werde alles mit meinen Flammen verschlingen.

»Julian!«

Meine Gefährtin steht neben einem Baum, vollkommen nackt, ihr schlanker Körper wird durch den Schein meines Feuers erhellt. Sie ist erschöpft. Sie ist schwach. Sie braucht Schutz.

Ein Hauch im Wind macht mich auf andere Drachen in der Nähe aufmerksam. Ich sollte den Onkel töten. Er darf nach allem, was er mir und den meinen angetan hat, nicht am Leben bleiben.

»Julian.« Ein leises Flüstern, ein sanftes Flehen.

Mein Juwel. Meine Gefährtin.

Ich muss sie beschützen. Wir werden verschwinden.

OceanofPDF.com

36

Malina

Von irgendwoher nahm ich die Kraft, aus Ciprians Haus zu kriechen. Ich hatte vor einem Baum im Garten kauernd zugesehen, wie Julian ihn in Stücke riss. Sein roter Drache war eine gewaltige Bestie mit schwarzen Hörnern und Flügeln mit schwarzen Spitzen. Seine goldenen Augen versprachen allen, die sich ihm widersetzten, den Tod.

Und doch hatte ich keine Angst vor ihm. Er war mein Drache, mein Beschützer.

Ciprian hatte meine Tunika am Rücken aufgeschlitzt und mich mit der Klinge und seinen garstigen Sprüchen gequält. Ich gab mich langsam der Verzweiflung hin, weil ich von einem so abscheulichen Mann wie Ciprian überlistet worden war. Plötzlich tauchte Julian auf. Er hatte meinen Ruf gehört.

»Alles ist gut«, flüsterte ich und ging nackt über die Trümmer von Ciprians zerstörtem Haus zu meinem Drachen, meiner wunderschönen Bestie. »Mir geht es gut«, sagte ich ihm leise und hielt ihm eine Handfläche hin.

Er kauerte sich auf die blutbespritzte Terrasse, während Ciprians kopfloser Leichnam neben ihm im Feuer schmorte. Julian stieß ein tiefes Schnurren aus und senkte den Kopf, als ich näher trat.

Nackt und immer noch benommen vom Wein, stolperte ich auf ihn zu, schlang die Arme um seine riesige Schnauze und drückte die Wange und

den Oberkörper an seine warmen, glatten Schuppen.

»Jetzt geht es mir wieder gut«, murmelte ich.

Selbst als ich mich apathisch und schwach gefühlt hatte, war da eine neue Kraft in mir gewesen. Ich wusste sofort, worauf sie beruhte: auf unserer Verbindung. Dem Band zwischen mir, Julian und seinem Drachen. Wir waren eins und gemeinsam waren wir mächtig.

Er gab ein Knurren von sich und ich merkte, dass ich an ihn angelehnt fast eingeschlafen war.

»In Ordnung.«

Ich hob den Blick und sah in eines seiner zusammengekniffenen goldenen Augen, das mich langsam und zufrieden anblinzelte. Dabei musste ich an eine Katze denken, die sich im Sonnenlicht aalte.

»Zeit zu gehen, ich weiß.«

Er hielt ganz still, während ich es irgendwie schaffte, auf seine krallenbewehrte Pranke zu klettern. Zwar rutschte ich auf seinen blutigen Schuppen ein wenig aus, bis ich schließlich oben in der Nähe seines Halses, weiter entfernt von den Stacheln, die sein Rückgrat säumten, angekommen war. Diesmal hatte ich nichts, womit ich mich an ihm festbinden konnte, daher griff ich nach dem groben Haar, das an seinem Hals wuchs.

»Ich bin bereit«, sagte ich sehr leise, aber irgendwie hörte er mich.

Er schlug sanft mit den Flügeln und wirbelte das Feuer und den Rauch, der Ciprians Haus verschlungen hatte, zu einem Strudel auf, dessen orangefarbene Glut in die Höhe stieg. Dann hoben wir ab, wobei Julian darauf zu achten schien, nicht zu stark zu wackeln, und kreisten über der Feuersbrunst, die er verursacht hatte. Die Flammen leckten und zuckten durch die Äste der Bäume bis zum nächsten Haus, aus dem die Nachbarn auf die Kopfsteinpflasterstraße hinausliefen.

Sie blickten auf und zeigten auf ihn. Anscheinend war dies die Art eines Drachen, sich an seiner Zerstörung zu weiden und sicherzustellen, dass jeder wusste, wer sie verursacht hatte. Ich starrte nach unten und konnte

überall auf dem Palatin punktgroße Menschen sehen, von denen einige auf das Feuer zuliefen, um herauszufinden, was passiert war. Andere ergriffen die Flucht.

Unter Letzteren bemerkte ich zwei Gestalten – eine schlanke mit blondem Haar, die die Hand eines größeren Mannes hielt: Rhea und Doro. Ich lächelte, als ich sie um eine Ecke in Richtung Aventin rennen sah.

Als Julian einen größeren Bogen flog und sich immer weiter vom Feuerschein entfernte, fiel mir etwas ins Auge. Durch einen Ruck an meinem Band wurde ich auf den schwachen Umriss einer durchsichtigen Gestalt aufmerksam, die hoch wie ein Berg aufragte und auf die Flammen hinabblickte. Mir stockte der Atem, als sie ihre fast unsichtbaren Drachenflügel ausbreitete, die im Schein des Infernos golden schimmerten. Die Frau in Drakengestalt sah mich an und ihre Augen waren nichts als lavendelfarbenes Sternenlicht und Staunen. Sie lächelte. *Minerva.*

Julian erhob sich in den Nachthimmel, sodass ich mich umdrehen musste, um zurückzuschauen. Aber Minerva war verschwunden. Ich sah nichts als die lodernden Flammen auf dem Palatin in Rom und funkelnde Sterne am klaren Nachthimmel.

Alle Menschen auf den Straßen Roms blieben stehen, blickten zum Himmel empor und sahen uns davonfliegen. Ich fragte mich, ob sie die nackte Frau auf dem roten Drachen erkennen konnten, und musste lachen, denn auf einmal hörte ich die Stimme meiner Schwester Lela: *Du bist so leichtsinnig.*

Ich fühlte mich aber nicht leichtsinnig. Ich fühlte mich mächtig und stark … und frei.

Mein roter Drache brüllte in die Nacht hinaus, überaus stolz auf sein zerstörerisches Werk und den Tod, den er hinterlassen hatte, bevor er sich von Rom abwandte und gen Westen flog. Das Mondlicht wies uns den Weg.

OceanofPDF.com

37

Julian

Sie schlief schon seit Stunden. Ich hatte die Schnittwunde versorgt, die Ciprian ihr hoch oben an der Wirbelsäule zugefügt hatte. Er hatte sie nicht schwer verletzt, nur tief genug, um ihr Schmerzen zuzufügen und sie zu quälen.

Ich seufzte abermals auf, zufrieden damit, dass er durch meine Hand den Tod gefunden hatte, und legte die Arme fester um Malina. Es war schon fast Morgen, aber ich weigerte mich, sie zu wecken. Wir waren hier im Norden, fernab von Rom, in einem von Trajans vielen Häusern in Sicherheit.

Wir hatten noch einen langen Weg über das Wasser zurücklegen müssen, bis wir unser neues Zuhause erreichten. Ich würde Trajan über seinen Großvater in Vulsinii eine Nachricht schicken müssen, um herauszufinden, ob es ihm ebenfalls gut ging.

Wenn ich eins über Trajan wusste, dann dass er den Prätorianer, der letzte Nacht aus meinem Haus geflohen war, ausgeschaltet hatte. Aber ich war mir nicht sicher, ob er dabei gesehen worden war und selbst untertauchen musste. Ich wusste, dass Trajan einen Weg finden würde, Ruskus und die anderen in Sicherheit und zu seinem geheimen Anwesen zu bringen, weil er genau wusste, dass ich Malina dort ebenfalls absetzen würde.

Ich hatte unseren Plan, meinen Onkel zu töten, eindeutig zum Scheitern verurteilt. Aber bei meiner Seele, wir würden einen anderen Weg finden.

Mein Onkel hatte meine Mutter und meinen Vater ermorden lassen und auch den Rest des Hauses, damit es keine Zeugen gab. Kara hatte nur überlebt, weil sie das Kind eines anderen Patriziers entbunden hatte. Warum war ich nie auf die Idee gekommen, er könnte meine Familie umgebracht haben?

Einmal, zu Beginn der Herrschaft meines Onkels, hatte ich Verdacht geschöpft. Aber dann überhäufte mich mein Onkel mit – wie ich jetzt weiß – falschem Mitgefühl und einer weiteren Beförderung in seiner Armee. Seine Macht nahm zu und ich war dumm genug, stolz auf meine Beziehung zu ihm zu sein. Doch das war nur von kurzer Dauer. Seine Gesetze und Dekrete fassten Fuß und ich rang mit meinen widersprüchlichen Gefühlen, bis ich beschloss, dass mein Onkel sterben musste. Aber ich hätte mir dennoch nicht vorstellen können, dass er seinen eigenen Bruder getötet hatte.

Vielleicht lag es daran, dass Igniculus meinem Vater gegenüber nie Feindseligkeit an den Tag gelegt hatte, sondern nur leichte Enttäuschung wegen seiner Lebensentscheidungen. Mein Onkel schien nur zuzuschlagen, wenn sein Temperament überkochte. Aber in meiner Gegenwart hatte er sich stets clever verhalten. Wie sehr er meinen Vater auch hassen mochte, so ließ er sich das in meiner Gegenwart niemals anmerken.

Weil er wusste, dass er dann meine Gunst verloren hätte.

»Du hattest sie nie«, flüsterte ich dem offenen Fenster zu, durch das die milde Nachtluft und die kühle, salzige Brise hereinwehten.

»Wer hatte was nie?«

Ich rollte mich auf die Seite, um sie ansehen zu können. Ihre Augen waren schläfrig, ihr Lächeln zart.

»Wie fühlst du dich?«

»Wunderbar.« Sie streckte den nackten Körper und schlang mir einen Arm um die Taille.

»Hat er dir wehgetan … abgesehen von hier« – ich ließ meine Fingerspitzen über ihre Wange gleiten, die geschwollen und gerötet war – »und dem Schnitt hier?« Dann strich ich mit der Hand direkt unter der Wunde über ihren Rücken.

»Nein.« Sie lächelte noch immer.

»Warum bist du so glücklich? Ich habe zugelassen, dass man dich mir wegnimmt und dir Schaden zufügt.«

Sie legte sich zurück auf das Kissen und lachte leise. »Du dummer Mann.« Sie ließ eine Hand über meine nackte Brust gleiten. »Ich bin am Leben. Ich bin mit dir zusammen. Wir sind frei.« Sie blickte sich um und runzelte die Stirn. »Wo sind wir eigentlich?«

»In einem von Trajans Häusern. In Pisae.« Ich blickte mich um. »Es ist eines seiner kleineren Häuser. Normalerweise ist es unbewohnt, daher wusste ich, dass es für eine Nacht sicher sein würde.«

Sie atmete tief ein. »Ich kann das Meer riechen.«

»Ja. Das Tyrrhenische Meer. Sapphirus-Drachen lieben das Wasser.«

Malina sprang praktisch aus dem Bett und eilte zum Fenster. Dann schaute sie lächelnd über die Schulter. »Komm her, Julian. Es ist wunderschön.«

»Allerdings«, stimmte ich ihr zu und stand auf.

Bei den Göttern, sie war so traumhaft. Der Mond tauchte sie in silbriges Licht und die Meeresbrise wehte durch ihr gewelltes dunkles Haar. Ich schlang die Arme um ihre Taille und schmiegte das Gesicht in ihr Haar.

»Du riechst so gut.«

Sie lachte leise, dann wurden wir still und blickten aus dem Fenster auf das Meer hinaus, in dessen Wellen sich das Mondlicht brach. Einige Augenblicke lang sagten wir gar nichts, sondern hielten uns einfach nur fest.

Dann drückte sie den Kopf nach hinten gegen mein Brustbein und ich küsste ihren Scheitel.

»Und was passiert jetzt?«, fragte sie, die Arme an der Taille über meinen verschränkt.

»In ein paar Stunden, bei Sonnenaufgang, besorgen wir Proviant und brechen nach Britannien auf.«

»Nach Britannien?!«

»Ja. Dort hat Trajan ein Haus, von dem niemand weiß.«

»Was ist mit Stefanos, Ivo und den anderen?«

»Trajan wird sie dorthin bringen, sobald er kann. Oder er versteckt sie an einem sicheren Ort.«

»Dann sind wir alle in Sicherheit«, sagte sie zufrieden.

»Das werden wir zumindest bald sein.«

»Was dann? Was ist mit den anderen?« Ihre Sorge war genauso groß wie meine.

»Wir werden warten, bis sich der Trubel über meinen Verrat gelegt hat, und dann einen neuen Plan schmieden.«

»Gelegt?« Sie schnaubte leise und strich mir über die Brust. »Du hast den halben Palatin niedergebrannt.«

»Nicht mal die Hälfte«, widersprach ich. »Ein Viertel vielleicht.«

Ihr Lächeln kehrte zurück, während sie eine Augenbraue hochzog. »Du warst wunderschön.« Sie drückte einen Kuss auf mein Brustbein. »Und wild.« Dann küsste sie mich erneut, bevor sie sich auf die Knie sinken ließ.

»Malina«, warnte ich. »Du bist immer noch verletzt.«

»Ich brauche nur eine Sache, damit ich mich besser fühle.«

Kaum hatte sie meine Länge umfasst und mir die Lippen auf die Haut gepresst, da wurde ich auch schon steinhart.

»Das solltest du nicht tun«, flüsterte ich, während ich ihr die Haare aus dem Gesicht strich.

»Ich entscheide, was das Beste für mich ist, und das ist es, was ich will.« Schon hatte sie die Spitze in den Mund genommen und ich bekam sofort weiche Knie.

»Oh, ihr Götter«, murmelte ich und stützte mich mit einer Hand am Fensterrahmen ab, während ich mit der anderen durch ihr Haar fuhr.

Sie saugte mich tief in ihren Mund und lockerte den Kiefer, damit sie mich noch weiter aufnehmen konnte. Ich stöhnte, während ich mich langsam in ihr bewegte, und streifte mit dem Daumen ihren Mundwinkel, damit ich fühlen konnte, wo ich in sie hineinglitt.

»Fass dich an«, befahl ich ihr.

Ihre Augen funkelten erregt und sie wippte mit dem Kopf, während sie mit einer Hand noch immer den Ansatz meiner Erektion umschloss. Ihre andere Hand war zwischen ihren Beinen verschwunden und die Geräusche, die sie machte, erregten mich nur noch mehr.

»Ich kann das nicht«, stieß ich stöhnend hervor und zog mich aus ihrem Mund zurück. »Ich muss in dir sein.«

Als ich sie auf die Beine zog, drehte sie sich um, stützte sich mit den Händen auf die Fensterbank und warf mir über die Schulter ein keckes Lächeln zu. »Schön langsam.«

»Wie du wünschst, Feuervogel.«

Ich legte ihr die Hände auf die Hüften und drang langsam in sie ein. Sie stieß ein Wimmern aus, wölbte den Rücken durch und drückte den Hintern nach oben.

»Ja.« Stöhnend glitt ich tiefer in sie hinein und bewegte mich sacht.

Aber ich musste mehr von ihr fühlen. Ich beugte mich über sie, stützte eine Hand auf das Fensterbrett neben ihre und schob ihr die andere zwischen die Beine.

»Ich liebe es, wie feucht du für mich wirst«, raunte ich ihr ins Ohr, während ich schön langsam pumpte, so, wie sie es verlangt, nein, befohlen hatte.

»Immer«, hauchte sie und drückte sich gegen mich, während ich sanft in sie hinein- und wieder herausglitt. »Ich brauche dich, Julian.« Ihre geflüsterten Worte waren verzweifelt und ängstlich.

»Ich bin hier, meine Liebste.« Ich nahm die Hand zwischen ihren Beinen weg und legte sie an ihre Taille, sodass ihr Rücken ganz an meine Vorderseite gepresst wurde. »Spürst du mich nicht, Feuervogel?«

»Doch. Ich will dich ganz spüren.« Sie wand sich unter mir. »Für immer, Julian.«

»Ja.« Ich wurde schneller und spürte, wie sie sich dem Höhepunkt näherte. »Für immer, Geliebte.«

»Bei den Göttern!«, schrie sie aus dem Fenster in Richtung Meer, während sie sich pulsierend um mich zusammenzog.

Ich stöhnte, biss ihr sanft in die Schulter und stieß noch zweimal zu, bevor ich in ihr kam. Sie wand sich weiter unter mir und rang mir jeden Tropfen ab.

Als sie in meinen Armen erschlaffte, glitt ich aus ihr heraus und trug sie zum Bett, ohne mir die Mühe zu machen, meinen Samen abzuwischen. Ich wollte ihn überall auf ihr haben und wünschte mir, ich könnte für immer mit ihr in diesem Bett bleiben. Aber es gab noch so viel zu tun.

Sie blieb ruhig und atmete schwer in meinen Armen, bis ich schon glaubte, sie wäre eingeschlafen. Sollte sie doch dösen, bis wir aufbrechen mussten.

Aber dann sagte sie so leise, dass ich sie fast nicht hörte: »Ich habe heute Abend die Göttin Minerva gesehen.«

Ich strich ihr mit einer Handfläche beruhigend über den Rücken. »Tatsächlich?«

»Ich habe sie um etwas gebeten und angeboten, als Gegenleistung meine Magie aufzugeben.«

»Aber du besitzt sie noch.« Ich hatte sie in dieser Nacht lauter als einen bewussten Schrei gespürt und das auch jetzt noch.

»Ja.«

»Worum hast du sie gebeten?«

»Dass wir alle unsere Feinde besiegen.« Sie setzte sich auf und sah mich ernst an.

Ich streichelte ihr Gesicht. »Dann haben wir noch einiges zu tun, bevor sie dir deine Magie nimmt.«

»Ja.« Sie legte lächelnd die Wange an meine Brust. »Da hast du recht.« Sie schlang den Arm fester um meine Taille. »Ich liebe dich, Julian.«

»So, wie ich dich liebe, Feuervogel.« Ich drückte ihr einen weiteren Kuss aufs Haar. »Und jetzt schlaf ein bisschen, denn uns steht eine lange Reise bevor.«

OceanofPDF.com

EPILOG

Malina

Vier Monate später …

Stefanos und sein Hund Amica jagten die Schafe zurück in den Pferch. Wir hatten ihm schon tausendmal gesagt, dass Amica das auch allein schaffen konnte, aber er weigerte sich, ihr das zu überlassen. Und so saß ich auf dem Gipfel des Hügels oberhalb unseres neuen Hauses im grünen Gras und sah einem schlaksigen Jungen und seinem Hund beim Schafehüten zu.

»Was soll dieses Lächeln?« Julian ließ sich hinter mir nieder und legte links und rechts die Beine um mich.

Ich legte die Hände auf seine Wollhose, während er die Arme um meine Taille schlang und sich vorbeugte, um meinen Hals zu küssen. In seiner linken Hand befand sich eine geöffnete Schriftrolle.

»Eine Nachricht von Trajan?«

»Ja. Warum das Lächeln?«

»Wegen Stefanos.«

»Nicht meinetwegen?« Er kitzelte mich an den Seiten.

Ich zappelte lachend, bis er aufhörte und das Gesicht in meinem Haar vergrub, so, wie er es immer tat. Er befahl mir praktisch, es immer offen zu tragen, was ich lächerlich fand, weil es lästig und im Weg war. Trotzdem tat ich ihm meistens den Gefallen.

»Es macht mich so froh, wie glücklich und sorglos er hier ist«, sagte ich schließlich.

Julian schaute ebenfalls nach unten und schien dasselbe zu sehen wie ich. Als ich den Kopf drehte und ihn ansah, lächelte er jedoch nicht, sondern runzelte die Stirn.

»Was hast du?«

»Es ist einfach nur bedauerlich.« Er senkte die Stimme und wirkte nachdenklicher. »Es sollte für ihn überall so sein, nicht nur in Britannien, einem fremden Land so fern der Heimat.«

Das lastete schwer auf Julian. Er übernahm die volle Verantwortung für das Scheitern ihres Plans, den Kaiser und seine Anhänger zu stürzen. Obwohl er behauptete, keiner seiner Verbündeten würde ihm direkt die Schuld daran geben – jedenfalls Trajan zufolge –, ließ sich nicht leugnen, dass man von nun an weitaus schwerer an den Kaiser herankommen würde. Das wussten wir beide. Ciprian hatte uns zwar keine andere Wahl gelassen, aber das machte die gegenwärtige Lage nicht besser.

»Was gibt es Neues in Rom?«, fragte ich ernst.

Er stieß einen Seufzer aus. »Konsul Valerius hat gerade ein neues Gesetz im Senat durchgebracht.«

»Und?«

»Kein Römer darf die Stadt ohne direkte Erlaubnis des Kaisers verlassen.«

Ich schnaubte und drehte mich halb in seinen Armen um. »Wie will er ein solches Gesetz durchsetzen?«

»Er hat seine Prätorianergarde mit speziellen Rekruten aus Legatus Drussus' Legionen vergrößert.«

»Was hat das zu bedeuten?«

Er sah mich mit seinen bernsteingoldenen Augen an. »Drussus ist die Grausamkeit in Person. Er hat den Befehl gegeben, jeden Römer zu töten, der nachts aus der Stadt zu fliegen versucht. Außerdem hat er Todesreiter zur Bewachung des Himmels abgestellt.«

»Aber deine Verbündeten sind nie aufgeflogen, richtig?«

»Nur Marcus und Phillius.« Das waren die beiden Senatoren, die Ciprians Sklave gesehen und in dem Bericht an den Kaiser genannt hatte. Man hatte sie hingerichtet, weil sie sich weigerten, die Namen der anderen Verschwörer preiszugeben, bevor die Prätorianer in der Nacht unserer Flucht vor Julians Haus aufgetaucht waren.

»Den Göttern sei Dank, dass Trajans Geistesgegenwart ihn in dieser Nacht gerettet hat.«

»In der Tat.«

Nachdem Trajan die letzte Prätorianerwache getötet hatte und gesehen hatte, dass wir weggeflogen waren, war er zum Palast des Kaisers geeilt. Dort wartete er im Schatten, bis unser Vorsprung groß genug war, dass uns niemand folgen konnte, und von der Hügelspitze Alarm geschlagen wurde. In diesem Moment stürmte Trajan in den Palast, blutverschmiert und immer noch in Drakengestalt – obwohl er wusste, dass dies gegen das Gesetz verstieß.

Als die Prätorianergarde in Drakengestalt wechselte und ihn gefangen nahm, erzählte er dem Kaiser, dass Julian ein Verräter sei. Dass er erfahren hätte, Julian wolle zu Ciprian, um sich seine Sklavin zurückzuholen, und dass Julian Trajan angegriffen hatte, als er ihn aufhalten wollte.

Das erklärte auch, warum er in Drakengestalt erschien und derart verletzt und angeschlagen aussah. Trajan hatte Julian wütend zum Verräter erklärt. Weil er dem Kaiser die Nachricht als Erster überbrachte, machte ihn das weitaus glaubwürdiger. Soweit wir wussten, verdächtigte Igniculus Trajan nicht, Teil von Julians Verschwörung zu sein, sonst hätte uns Trajan nicht über unseren Kontakt in Londinium Nachrichten schicken können.

Er hatte sich im Forum gegen Julianus Dakkia ausgesprochen und es als abscheulichen Verrat bezeichnet, dass ein General einen anderen wegen einer einfachen Sklavin ermordete. Interessanterweise hatte er seinen Worten zufolge an den Blicken der Leute erkennen können, wer seiner

Meinung war und wer nicht. Auf diese Weise hatte er schon neue Verbündete für ihre Sache gewinnen können.

Julian hob die Schriftrolle hoch. »Wusstest du, dass sie ihn tatsächlich zum Tribun des Senats gewählt haben?«

»Wirklich?«

»All seine Anschuldigungen gegen mich« – er deutete auf sich – »den Verräter Julianus, verschafften ihm Sympathien bei den Römern, die Igniculus treu ergeben sind.« Er grinste. »Und natürlich haben sein Großvater und unsere Verbündeten ihn unterstützt und angefeuert, als er mich auf der Kanzel des Forums anschwärzte.«

Die Vorstellung, wie Trajan im Forum eine regelrechte Darbietung hinlegte, brachte mich zum Lachen. »Er muss ein hervorragender Schauspieler sein.«

»Es macht ganz den Anschein.«

»Er hätte damals gut zu unserer fahrenden Truppe gepasst.« Eine rührselige Erinnerung an mich und meine Schwestern beim Tanzen tauchte vor meinem inneren Auge auf.

»Nein«, widersprach mir Julian ernst. »Denn er hätte nur ununterbrochen mit dir und deinen hübschen Schwestern geflirtet und ich hätte ihn deswegen verprügeln müssen.«

Ich lehnte mich an ihn und ließ ihn für einen Moment mein ganzes Gewicht tragen – sowohl körperlich als auch emotional. Das war das Faszinierendste an dem Band, das ich zwischen uns geknüpft hatte. Es gab Zeiten, in denen die Erinnerungen zu viel wurden, und er war in der Lage, diese Last von mir zu nehmen und mich mit seiner Liebe zu trösten. Und mit dem Versprechen, dass wir das Unrecht wiedergutmachen und ein neues Rom erschaffen würden.

»Sieh dir das an«, sagte er, drückte mich an sich und zeigte auf den Garten hinter dem Bauernhaus, in dem wir alle zusammen wohnten.

Ruskus ging hinter Agatha durch den Garten und trug ihren Korb, während sie die reifen Kürbisse erntete und hineinlegte. Agatha war die älteste verwitwete Tochter eines hiesigen Schmieds, einem von Trajans Kontakten hier in Britannien. Wir hatten Agatha eingestellt, um uns bei der Eingewöhnung in unserer neuen Heimat zu unterstützen, und sie war uns dabei eine große Hilfe.

»Ich weiß.« Ich seufzte leise. »Wer hätte das gedacht? Ein Thraker und eine Angelsächsin.«

Er streichelte mir die Wange und küsste mich. »Ein römischer Drache und eine tanzende Dakerin.«

Lachend drehte ich den Kopf, um ihm einen Kuss zu geben. Er erwiderte ihn leidenschaftlich.

»Und, hat Trajan dem Kaiser unser Hochzeitsgeschenk übergeben?«

Julian lächelte an meinem Mund. »Er meinte, er würde es überbringen, wenn er einen Weg fände, unentdeckt zu bleiben.«

»Natürlich. Wir wollen nicht, dass Trajans Kopf an der Mauer der Verräter landet.«

»Ich wünschte, ich könnte dabei sein, um das Gesicht des Mistkerls zu sehen, wenn er es öffnet.«

»Schluss mit dem Gerede über Rom«, verlangte ich, drehte mich um und drückte ihn auf den Rücken. Dann setzte ich mich auf ihn und bewunderte ihn in seiner nicht-römischen Kleidung. Er trug dieselben Hemden und Hosen wie die Einheimischen. Mir gefiel es, ihn ohne Toga zu sehen. »Deine neue Braut wünscht deine ungeteilte Aufmerksamkeit.«

»Was immer meine Frau will, bekommt sie.«

Dann zog er mich zu einem leidenschaftlichen Kuss zu sich herunter. Wir blieben dort, bis die Sonne unterging und bis uns Stefanos zurief, dass das Abendessen fertig war.

Derweil in Rom …

»Dieses Kästchen stand vor dem Palast, Imperator.«

Igniculus blickte von seinem Abendessen auf, das er allein einnahm. »Wer hat es hergebracht?«

»Das wissen wir nicht. Keiner weiß es. Euer Name steht darauf.«

Der Kaiser bedeutete dem Prätorianer, ihm das Kästchen zu bringen. Es handelte sich um ein kunstvolles Holzkästchen mit römischer Vergoldung und dem Abbild der Göttin Minerva auf dem Deckel. Er öffnete es und sah eine einzelne Goldmünze darin liegen. Einen Aureus.

Igniculus runzelte die Stirn. Dies war keine seiner Münzen und doch glänzte sie wie neu.

Er griff danach und drehte sie um, woraufhin er das Symbol seiner Familie erblickte: den dakkischen Drachen, der zum Himmel aufsteigt und Feuer speit. Auf der anderen Seite war das Profil einer Frau zu sehen. Das Ganze war ihm ein Rätsel. Wer hatte das Goldstück mit seinem Siegel und dem Gesicht einer fremden Frau geprägt?

Einstmals gab es den Brauch, so etwas bei Hochzeiten zu tun. Aber er hatte keine Hochzeiten innerhalb der Aristokratie genehmigt und schon gar nicht seine eigene.

Er stieß ein Keuchen aus.

»Mein Kaiser?« Sein Prätorianer trat vor, sah dann jedoch das Gesicht des Kaisers und wich zurück, während Igniculus zu dämmern schien, wer ihm das Geschenk in Minervas Kästchen geschickt hatte.

Das wütende Gebrüll des Kaisers war den ganzen Weg vom Palatin hinunter bis ins Forum zu hören, wo Trajan mit einer Gruppe von Senatoren zusammensaß. Bei diesem Geräusch blickte er lächelnd auf.

Aber in einem Haus weiter oben auf dem Palatin, in dem Konsul Valerius lebte, schrak eine Sklavin, die im Kräutergarten gewesen war, bei dem ohrenbetäubenden Lärm zusammen. Sie erstarrte und blickte zum Himmel hinauf, weil sie befürchtete, die Bestie, die diesen Schrei ausgestoßen hatte, würde über sie hinwegfliegen.

»Was war das?«, rief das neue junge Mädchen, das neben ihr auftauchte.

»Das weiß ich nicht.«

»Vielleicht bringen sich die Drachen bald alle gegenseitig um«, flüsterte die Neue.

»Das können wir nur hoffen«, erwiderte Lela und starrte in den Mittagshimmel, während sie sich inständig wünschte, dass es so kam.

OceanofPDF.com

Glossar der Drachenhäuser Roms

Ignis – Feuerrote Linie
Nachfahren von Romulus, einem der beiden Brüder, die von einer Drachin gesäugt wurden und die Macht der Verwandlung erhalten haben. Romulus erschlug seinen Bruder Remus, gründete Rom und krönte sich zum ersten Kaiser. Die Ignis-Linie besaß in Rom schon immer die größte Macht und Dominanz.

Media Nocte – Mitternachtsschwarze Linie
Nachfahren von Remus, einem der beiden Drachenbrüder. Sie erhielten beide von ihrer Drachenmutter, einer mächtigen Titanin der Alten Welt mit roten und schwarzen Schuppen, die Macht der Verwandlung.

Sapphirus – Saphirblaue Linie
Die erste Drachenlinie, die nach Ignis und Media Nocte entstand, als sich der Gott Neptun mit Romulus' ältester Tochter vereinte.

Amethystus – Amethyst-lilafarbene Linie
Nachfahren einer Tochter von Pluto und Proserpina. Als ihre Tochter darum bettelte, frei am Himmel fliegen zu können, statt nur in den Tiefen der Unterwelt zu leben, schickten ihre Eltern sie in die Welt der Sterblichen, um sich unter sie zu mischen.

Chrysocolla – Malachit-grüne Linie
Durch den Segen der Göttin Diana ins Leben gerufen, deren Pfeil das Herz eines Sapphirus-Drachen traf, der gerade bei ihrer Nymphe Egeria lag. Als er vom Pfeil getroffen wurde, verlor er sofort seine blaue Farbe, nahm den

Ton der Wiese an, auf der sie sich liebten, und vererbte ihn an ihre Nachkommen.

Griseo – Graue Linie
Die unterste Drachenkaste, über deren Vorfahren nichts bekannt ist. Aufgrund ihres niedrigen Status werden sie häufig in Gladiatorenarenen eingesetzt.

Vicus – Weiße Drachen
Eine Anomalie, die nur bei weiblichen Drachen aller Häuser auftreten kann. Sie werden als von den Göttern Auserwählte betrachtet und dienen als Priesterinnen in deren Tempeln. Es ist eine prestigereiche Ehre, als Vicus zur Welt zu kommen.

Chrysos – Goldener Drache
Eine legendäre Linie mit außergewöhnlicher Feuerkraft, die ausgestorben ist. Ihr Ursprung liegt im Dunkeln, allerdings geht man allgemein davon aus, dass sie vom Gott Jupiter höchstpersönlich berührt wurden.

OceanofPDF.com

Vorschau auf *Bloodsinger*

Männerlachen hallte von der Kuppeldecke des großen Saals wider. Die schrille Flötenmusik zerrte an meinen Nerven, doch ich blieb wie immer still und stumm in der Ecke stehen und wartete darauf, dass mich mein Gebieter, Konsul Valerius, zu sich rief.

Manchmal glaubte – hoffte – ich, er würde meine lautlose Anwesenheit bei diesen Feierlichkeiten einfach vergessen. Doch das tat er nie. Dafür gab er viel zu gern mit seinen Besitztümern an.

Im Augenblick tanzte und wirbelte eine neue Sklavin namens Roza herum, sodass sich ihr durchsichtiger grüner Rock hob und ihren nackten Körper erkennen ließ. Sie hatte sich die nackten Brüste mit grüner und goldener Farbe so bemalt, dass es aussah, als wären sie mit Drachenschuppen bedeckt.

Valerius' drei Gäste – Senatoren Roms – waren von Rozas verführerischem Tanz völlig gefesselt. Alle, bis auf einen, der den Blick langsam und berechnend durch den Raum schweifen ließ.

Ihn hatte ich hier noch nie gesehen. Er war jünger als die anderen Senatoren, die Valerius normalerweise in sein Haus einlud, und weitaus attraktiver. Sein lockiges schwarzes Haar war so kurz wie das der meisten römischen Adligen. Er hatte seinen Bart so gestutzt, dass sein markanter Kiefer hervorstach. Seine blaue Toga wies ihn als Mitglied des Hauses Sapphirus aus – einem der höherrangigen Drachenhäuser. Damit stand er über Valerius. Es war also kein Wunder, dass mein Gebieter die teureren Musiker angeheuert und ein derart extravagantes Festmahl aufgetischt hatte.

Ich beobachtete den neuen Gast meines Gebieters, der so gar nicht zu den anderen zu passen schien, einige Minuten lang. Derart abgelenkt durch sein

ungewöhnliches Verhalten, bemerkte ich erst zu spät, dass er mich mit seinen faszinierenden blauen Augen gebannt anstarrte.

Sofort senkte ich den Blick zu Boden und ärgerte mich darüber, dass mein Herz schneller schlug. Dabei kam das in letzter Zeit nur selten vor, erst recht nicht, wenn mich der Gebieter nachts besuchte.

Es war mir gelungen, alles wie benommen in Kauf zu nehmen – ich konnte in Gedanken an einem sicheren Ort verweilen, während mein Körper missbraucht wurde.

»Valerius«, rief der Fremde. »Ich wusste gar nicht, dass Ihr Euch eine Frau genommen habt.«

Kaius lachte, was mein Blut zu Eis gefrieren ließ. Das erste Mal hatte ich dieses Lachen gehört, als ich in der Nacht schreiend um Gnade flehte, in der er und andere Römer in Drakengestalt unser Dorf überfielen – in meiner Hochzeitsnacht. Dieses Lachen hatte sich in meine Knochen und meine Seele eingebrannt, als er meinen geliebten Jardani umbrachte. Kaius hatte mich auch an Valerius verkauft. Nicht für Geld, sondern gegen einen hohen Sitz im Senat.

»Ich habe keine Frau. Lela ist meine Lieblingssklavin«, erklärte er dem Fremden, bevor er laut rief: »Lela! Komm her!«

Ich ging auf die liegenden Dämonen in Menschengestalt zu und war bereit, meine Rolle als seine wandelnde Skulptur und sein mundtot gemachtes Haustier zu spielen. Valerius bedeutete Roza beiseitezutreten. Sie tanzte auf die linke Seite und warf mir im Vorbeigehen einen besorgten Blick zu.

Valerius lag auf der höchsten gepolsterten Liege mit Blick ins Atrium, dessen Rundfenster in der Kuppel seinen Gästen einen Blick auf die sternenklare Nacht ermöglichte. Korinthische Säulen umrahmten den privaten Salon, an dessen Wänden mit grünem Samt bezogene Liegen und goldene Seidenkissen bereitstanden. Es war eine Anhäufung von Prunk für Valerius’ bedeutendste Besucher.

Leto, sein engster Verbündeter im Senat, streckte sich zu Valerius' Linken aus und griff wie üblich eifrig zu. Kaius lümmelte sich auf den Bodenkissen zu seiner Rechten. Und der neue, gut aussehende Fremde saß auf dem Teppich, den Rücken an eine der Säulen gelehnt, die das Atrium umgaben. Obwohl sie eine Gruppe bildeten, schien er irgendwie nicht dazuzugehören.

»Was trägt sie da um Hals und Mund?«, fragte der dunkelhaarige Fremde mit grimmiger Miene.

Als er mein verziertes, vergoldetes Zaumzeug erwähnte, wurde ich mir dessen Kälte auf meiner Haut und der Platte in meinem Mund, die auf meine Zunge drückte, nur umso deutlicher bewusst. Der daran befestigte Metallkragen lag um meinen Hals und der Maulkorb verbarg mein Kinn, meinen Kiefer und meinen Mund.

Das Zaumzeug war speziell für mich entworfen worden. Valerius wollte etwas Elegantes, das meinen Mund aber dennoch vollständig verdeckte. Dünne goldene Ketten verankerten es über meinem Kopf, sodass ich das Haar immer noch so tragen konnte, wie er es bevorzugte. Der Mechanismus wurde am Halsansatz unter meinem Haar verschlossen. Valerius bewahrte den Schlüssel in seinem Schlafgemach auf. Nur er und sein Leibsklave hatten Zugang dazu. Glaubte er jedenfalls.

Valerius hatte dem Konstrukteur einen hohen Preis dafür gezahlt. Nicht nur für die Anfertigung, sondern auch für die Smaragde, die in einer geraden Linie an der Stelle eingelassen waren, an der mein Mund sein sollte.

Aber ich hatte in diesem Haus keinen Mund, nicht einmal eine Stimme. Auch dann nicht, wenn er mir das Zaumzeug abnahm.

Ich ging in die Mitte des Raumes, wobei mir das lockige dunkle Haar um die Hüften strich. Der Inbegriff einer eingesperrten Schönheit. Dann drehte ich mich um und stand ihnen gelassen gegenüber. Mein Verstand war leer und mein Herz unsichtbar. So, wie immer.

»Ganz genau«, sagte Kaius zu dem jüngeren Senator. »Ihr seid zum ersten Mal in Valerius' Haus, nicht wahr?« Er gluckste, doch ich weigerte mich, ihn anzuschauen. »Dann kennt Ihr die hübsche Viper auch noch nicht, die er sich hält.«

»Wie meint Ihr das?«, fragte der Fremde.

Ich schaute stur geradeaus, während alle Augen auf mich gerichtet waren und sich an meiner Qual ergötzten.

Leto meldete sich zu Wort, ohne von seinem Lammbraten abzulassen. »Sie ist eine Hexe.«

Der Fremde schnaubte ungläubig. »Hexen gibt es nicht.«

»Wie könnt Ihr das nur sagen?«, knurrte Kaius. »Wo doch Euer eigener General von einer betört wurde. Es heißt, diese keltische Hexe hätte unsere Armeen völlig verunsichert, bis Julianus das Kommando übernahm. Dann hat sie ihn in ihren Bann geschlagen.«

»Ihr wart Zeuge, wie Legatus Julianus von dieser Frau zu Fall gebracht wurde«, fügte Leto hinzu und beäugte den jüngeren Senator kritisch. »Da solltet Ihr doch wissen, dass sie eine Hexe war. Sie hat ihre Kräfte eingesetzt, um ihn dazu zu bringen, den Kaiser zu verraten – sein eigen Fleisch und Blut.«

»Julianus hatte den Verstand verloren«, fügte mein Gebieter hinzu und beobachtete mich aufmerksam. »Einen anderen General zu töten, seinen Leichnam und den halben Palatin niederzubrennen und dann aus Rom zu fliehen. Wegen einer Frau?« Valerius nahm sich glucksend einen prallen Pfirsich aus einer Schale neben seinem Ellenbogen. »Was für ein Narr.«

»Ja«, stimmte der anziehende Fremde ihm zu. »General Julianus wurde tatsächlich von der Frau umgarnt. Aber sie war keine Hexe. Nur eine Frau, die ihren Gebieter verführt und zum Verräter gemacht hat.«

Ich lauschte der Geschichte, die ich inzwischen mehr als einmal gehört hatte. Der einstmals berühmte römische General, bekannt als der kaltherzige Eroberer, noch dazu der Neffe Caesars, hatte sich in seinen

riesigen roten Drachen verwandelt, einen anderen römischen Patrizier, der seine Sklavin verletzt hatte, getötet und verbrannt. Er war dann mit ihr auf dem Rücken fortgeflogen, weg von Rom und über den Ozean. Ich wünschte, ich hätte es gesehen. Die Vorstellung davon hielt mich in manchen Nächten wach und war ein Traum, der für mich nie in Erfüllung gehen würde.

Ich konzentrierte mich wieder auf die Realität und ließ die Kälte erneut in meine Knochen dringen. Es war töricht, sich mehr zu wünschen, sich eine Flucht zu erträumen. Ich hatte es versucht. Und es hatte mir dieses goldene Zaumzeug eingebracht und dafür gesorgt, dass mein Gebieter wahnsinnig geworden und besessen von mir war.

»Ich weiß immer noch nicht, warum Ihr sie behalten habt, nach allem, was sie getan hat«, fügte Kaius hinzu. Wie immer verschlang er mich förmlich mit seinem Blick, aber ich weigerte mich, ihm jemals in die Augen zu sehen. An dem Tag, an dem ich es tat, würde ich ihn töten.

»Was hat sie denn getan?«, erkundigte sich der Fremde.

Valerius betastete die Narbe an seinem Hals. Sie stammte von mir. »Ihr glaubt vielleicht nicht, dass Euer General von einer Magierin verzaubert wurde, aber derartige Hexen gibt es wirklich. Und direkt vor Euch steht eine von ihnen.«

Seine Stimme wurde tiefer, seine Augen schimmerten in einem unwirklichen Grün. Sein Drache liebte es, diese Geschichte zu erzählen. Die, in der er beinahe durch meine Hand gestorben wäre und überlebte, um mich vollständig einzusperren.

»Kaius wusste auch nicht, was sie war, bis er Lela an mich verkauft hatte. Eines Nachts, als ich sie mit in mein Bett nahm, biss sie mich so fest, dass ich blutete.« Ich starrte meinen Gebieter an und hörte nur zu gern zu, wie ich fast meine Freiheit zurückgewonnen hätte. Sein unheimlicher, glitzernder Blick schien mich zu durchbohren.

»Mir kam es seltsam vor, dass sie das Blut aus der Bisswunde saugte. Aber dann habe ich sie gespürt, dieselbe Art von Magie, wie ich sie bei der Verwandlung fühle.«

Die Männer lauschten gebannt seiner Geschichte. Ich ebenfalls. Damals hatte ich meine Magie zum ersten Mal in mir gespürt. Meine Bunica hatte immer gesagt, dass es so kommen würde, dass ich wissen würde, wann ich sie einsetzen müsste. Und so geschah es dann auch. Es war die erste Nacht, in der mich Valerius mit Gewalt in sein Bett zerrte. Und die mystischen Kräfte in meinem Blut erwachten augenblicklich zum Leben, wurden genährt von meiner Wut.

»Was ist dann passiert?«, fragte der junge Senator.

»Sie hat von mir verlangt, meinen Dolch zu nehmen und mir die Kehle durchzuschneiden.« Valerius grinste, seine Reißzähne wurden länger. »Und ich tat sofort, was sie mir befahl.« Er lachte auf. »Den Göttern sei Dank, dass mich mein Leibsklave davon abgehalten hat, sonst wäre ich jetzt tot.«

»Sie wurde von den Göttern berührt«, murmelte der Fremde mit einer solchen Ehrfurcht, dass ich ihm meine Aufmerksamkeit zuwandte.

In seinen Augen leuchtete mehr als nur Neugier oder Verwunderung. Es war fast wie ein Wiedererkennen. Aber das konnte nicht sein. Wir waren uns noch nie begegnet.

»Ein Kind der Minerva, wie es scheint.« Valerius legte den Kopf schief und starrte mich immer noch an, während er seinen Pfirsich kaute und der Saft an seinem Kinn heruntertropfte.

»Diese erbärmliche Göttin hätte sich jenen nicht widersetzen dürfen, die über ihr standen«, brummte Kaius und leerte seinen Weinkelch.

Bunica hatte mir und meinen Schwestern die Geschichte von Medusa und ihren Schwestern, denen die Göttin Minerva besondere Gaben gewährt hatte, erzählt. Ich hatte nie daran geglaubt, bis zu jener Nacht, in der ich Valerius fast getötet hätte. Ich hatte nie daran geglaubt, bis zu der Nacht, in der ich die Magie in mir spüren konnte.

»Faszinierend«, sagte der Fremde mit besorgter Miene.

»Aber warum behaltet Ihr sie?«, wollte Kaius wissen. »Jetzt, wo Ihr wisst, dass sie derart tödlich sein kann. Sie gleicht einer zusammengerollten Schlange, die nur darauf wartet, zuschlagen zu können. Seht sie Euch doch an. Sogar jetzt wirkt sie, als ob sie etwas gegen uns im Schilde führt. Ihr Puls ist gleichmäßig, ihr Herz so kalt wie Eis.«

Valerius' Grinsen wurde breiter. »Oh, sie kann durchaus heißblütig werden.«

Kaius gluckste. »Das kann ich mir gut vorstellen.«

Valerius warf den halb verspeisten Pfirsich auf den Teller und wischte sich die Finger an seiner grünen Toga ab. »Zudem schätze ich die Mahnung zur Vorsicht. Wenn der Tod unter deinem Dach lebt, darfst du niemals unachtsam werden.«

Seine Augen glitzerten bedrohlich und versprachen mir, dass ich keine weitere Gelegenheit bekommen würde, ihn zu töten. Bei diesem ersten Wutanfall hatte ich meine Chance vertan. Anstatt es genau zu planen und den richtigen Moment abzupassen, hatte ich auf die Angst und den Schrecken der Vergewaltigung reagiert. Ich hatte Jardani mein Herz, meinen Körper und meine Seele geschenkt und nicht zulassen können, dass sich ein anderer Mann nahm, was dem meinen gehörte. Ich hatte wie eine freie Frau reagiert, nicht wie die Sklavin, die ich nun war.

Und somit gab es keine Hoffnung mehr. Dies war meine Existenz, sofern ich sie nicht selbst beendete.

Ich sehnte mich nach der Kühle des Tempels im hinteren Teil von Valerius' Haus, dem einzigen Ort, an dem ich Trost fand. Denn wenn ich mich innerhalb seiner stillen, kühlen Mauern aufhielt, konnte ich mir vorstellen, in meiner Gruft zu sein. Ich begrüßte diese Stille wie den Tod.

»Gut, dass man ihren Mund nicht braucht, um sich mit ihr zu amüsieren«, fügte Kaius hinzu.

Sie amüsierten sich auf meine Kosten, bis auf den jüngeren Senator. Seine blauen Augen leuchteten kurz auf.

»Hütet Euch, Konsul Valerius.«

Seine Stimme war tiefer geworden, sein Drache aufgetaucht. Ein Hauch von Macht kribbelte über meine Haut und ließ mich erschaudern. Das Lachen der anderen erstarb und sie wandten sich ihm zu.

»Der Tod lauert überall in Rom. Wir müssen alle Vorsicht walten lassen. Keiner von uns hatte Legatus Julianus verdächtigt, ein Verräter zu sein, und doch war er es. Legatus Ciprian hatte keinerlei Verdacht geschöpft und weilt nun nicht länger unter uns. Julianus hat sogar mich getäuscht, seinen Stellvertreter. Seid auf der Hut, Senatoren, oder der Tod wird euch schneller finden, als ihr glaubt.«

Der hübsche Senator im Blau des Hauses Sapphirus sagte das in einem tiefen, grollenden Tonfall. Seine Dominanz beherrschte den Raum und zwang diese unbedeutenderen Männer allein durch ein paar Worte in die Knie. Abermals beschleunigte sich mein Puls, aber ausnahmsweise nicht aus Angst, sondern weil ich wusste, dass es eine Macht gab, die größer war als mein Gebieter, größer als mein Elend.

»Ihr habt recht, Trajan«, räumte Valerius nervös ein.

Trajan.

Ich prägte mir den Namen ein, während der Mann nach seinem Becher griff und diesen leerte, wobei sein Blick zu mir wanderte und das durchdringende Blau seines Drachen kurz aufleuchtete, bevor er wieder wegschaute.

Mit einer Warnung, die meinen Gebieter und seine üblen Kumpane in die Schranken wies, hatte Trajan mir etwas geschenkt, von dem ich nie zu träumen gewagt hatte, dass es in meinem Herzen wieder aufflackern könnte … Hoffnung.

OceanofPDF.com

Danksagung

Zuallererst möchte ich Monique Patterson und meiner Agentin Rachel Brooks dafür danken, dass sie von ganzem Herzen an diese Idee geglaubt und sie unterstützt haben, die ich seit fast einem Jahrzehnt in meinem »Eines Tages werde ich das schreiben«-Safe liegen hatte. Ihre Vision für Malina und ihre Schwestern entspricht der meinen und es macht mich unglaublich glücklich, dass sie ihre Reise bei Tor Bramble antreten können. Vielen Dank auch an meine Lektorin Erika Tsang, die meine hochgesteckten Erwartungen übertroffen und mir geholfen hat, aus *Firebird* das Beste zu machen, was nur irgend möglich war.

Alexandra Roncea bin ich sehr dankbar für ihr sorgfältiges Feedback zu der im Text verwendeten rumänischen Sprache und die Sicherstellung ihrer Authentizität. Meiner Nichte Jessen Judice, die die beste Gesprächspartnerin und Ideengeberin der Welt ist, kann ich gar nicht genug danken.

Und zu guter Letzt und vor allen anderen danke ich meinem Mann Kevin und meiner Familie, die mir in allen anstrengenden Phasen und begeisternden Erfolgsmomenten zur Seite stehen. Ohne euch wäre das alles nicht möglich.

OceanofPDF.com

Bisher bei dark Intense erschienen:

Flammensturm – Firebird

OceanofPDF.com

Juliette hat bereits mehrere Fantasy- und paranormale Liebesromane veröffentlicht. Ihre Leidenschaft für stimmungsvolle Erzählwelten spiegelt sich sowohl in ihrer Lesegewohnheit als auch in ihrem Schreibstil wider – was an ihrer vielseitigen Bücherliste deutlich zu erkennen ist. Geboren und aufgewachsen in Louisiana, zieht sie ihre Inspiration aus den geheimnisvollen, moosbedeckten Bäumen, den ruhigen, von Nebelschwaden durchzogenen Bayous ihrer Heimat sowie der düsteren, faszinierenden Atmosphäre des nahegelegenen New Orleans. In ihrer Freizeit genießt sie gemütliche Nächte mit ihrem Mann, Old Fashioneds und gesellige Familienfeiern.

OceanofPDF.com

Loewe
Das will ich lesen!

Du brauchst Lesenachschub oder willst einfach nur über unsere Neuerscheinungen, Events und Gewinnspiele informiert werden?

Newsletter
Instagram
facebook
YouTube
TikTok

OceanofPDF.com

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Für die deutschsprachige Ausgabe © Loewe Verlag GmbH, Bühlstraße 4, D-95463 Bindlach, 2025
Erschienen 2025 unter dem Originaltitel *The Fire That Binds – FIREBIRD* bei Bramble, einem Imprint von Macmillan Publishers, LLC.
Copyright © 2025 by Juliette Cross
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Kerstin Fricke
Covergestaltung: Jaqueline Kropmanns
Covermotive: © Murilo Mazzo/shutterstock.com, © SVPanteon/shutterstock.com, © Gribanessa Olga/shutterstock.com, © uvesh choteri/shutterstock.com, © Denys Drozd/shutterstock.com, © OlgaKot17/shutterstock.com, © MonochromProfi/shutterstock.com
Kapiteleinstiegs- und Zwischenvignetten: © Marina AFONSHINA/shutterstock.com
Alle Rechte vorbehalten.
E-Book-Konvertierung: CPI books GmbH, Birkstraße 10, D-25917 Leck
E-Pub ISBN 978-3-7320-2574-9
Printausgabe ISBN 978-3-7432-2311-0

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt. Jede vom Urheberrechtsgesetz nicht erlaubte Verwendung ist ohne schriftliche Zustimmung unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Verbreitung, Bearbeitung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Verarbeitung in elektronischen Systemen.

www.loewe-verlag.de

OceanofPDF.com